Wilfred von Oven

HITLER UND DER SPANISCHE BÜRGERKRIEG

Mission und Schicksal der Legion Condor

GRABERT

Wilfred von Oven

HITLER UND DER SPANISCHE BÜRGERKRIEG

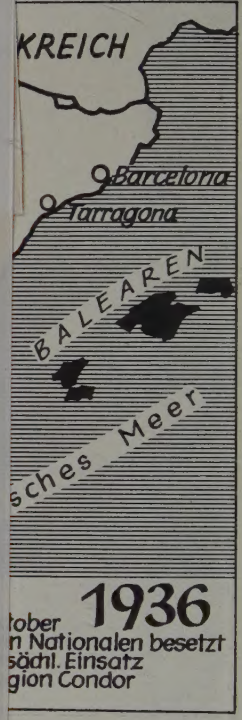
Mission und Schicksal der LEGION CONDOR

»Gefallen in Spanien – wofür?« Diese Frage stand Wilfred von Oven mahnend vor Augen, als er nach vierzigjährigem Schweigen seine umfangreichen Aufzeichnungen jener geschichtsträchtigen Epoche des Spanischen Bürgerkrieges diesem Werk zugrunde legte. Seine Antwort ist klar und der geschichtlichen Wahrheit verpflichtet.

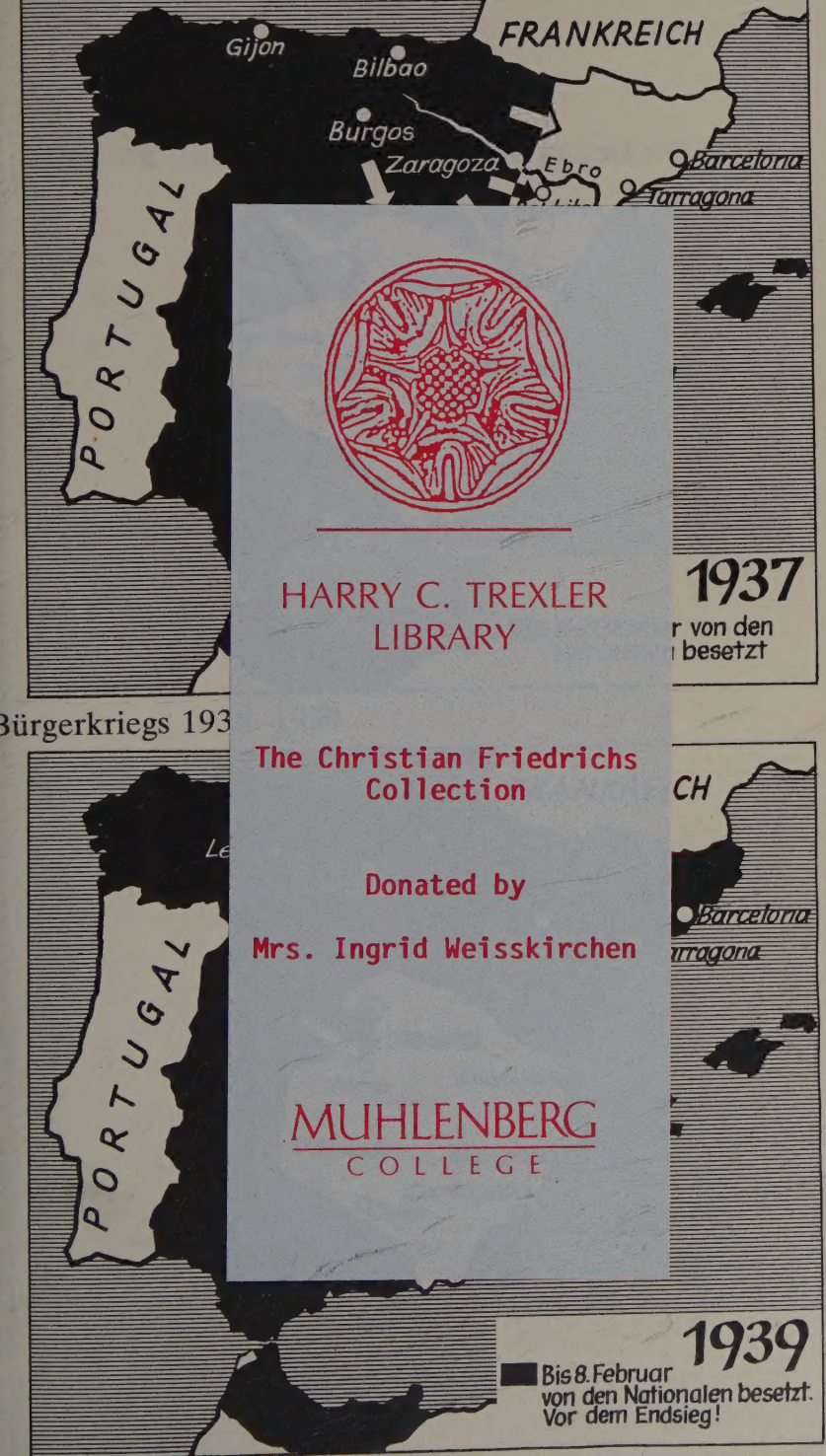
Um der kommunistischen Unterwanderung in Spanien vorzubeugen, hatte sich Hitler entschlossen, auf Francos Hilfegesuch einzugehen. Er entsandte zum Entsatz des national-spanischen Heeres die aus Freiwilligen bestehende Legion Condor. Von den im Verlauf der drei Kriegsjahre 1936–39 kämpfenden rund 20 000 Mann kehrten viele nicht zurück. Sie starben für ein hohes Ziel. Diejenigen, die zurückkamen, wurden am 6. Juni 1939 in einer großen Siegesparade geehrt: Es war ein triumphaler Empfang.

Zwei Jahre zuvor erfolgte der Sturm auf Guernica. Die Legion Condor erhielt den Befehl: Befreit Guernica von den Roten! Sie führte den Befehl aus und mußte das Werk der Zerstörung fortsetzen, das in seiner Brutalität und Grausamkeit auf Seiten des republikanisch-kommunisti-

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN



er Phasen des Spa



HARRY C. TREXLER
LIBRARY

The Christian Friedrichs
Collection

Donated by

Mrs. Ingrid Weisskirchen

MUHLENBERG
COLLEGE

Wilfred von Oven

HITLER UND DER SPANISCHE BÜRGERKRIEG

WILFRED VON OVEN

Hitler und der Spanische Bürgerkrieg

Mission und Schicksal der LEGION CONDOR

Mit 50 größtenteils unveröffentlichten Fotos und 5 Kartenskizzen, umfangreichem Dokumentarteil sowie einem aktuellen Geleitwort des Verlages und Nachwort des Autors

1978

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Satz und Druck: Gulde-Druck, Tübingen
Buchbindearbeiten: Großbuchbinderei Lachenmaier, Reutlingen
Filme: Graphische Kunstanstalt Künstle, Tübingen

Lektorat: Siegfried Hermann

Abbildungen: Bundesarchiv Koblenz (319, 323), Bilderdienst Süddeutscher Verlag München (10/11, 199, 225, 287, 289, 433, 453, 507, 509, 513, 514, 515, 517), Privatbesitz des Autors (65, 83, 145, 223, 237, 243, 271, 273, 341, 383, 491, 495, 505)

Das Foto auf dem Schutzumschlag vorn zeigt einen Ausschnitt der Gedenk- und Siegesfeier zu Ehren der heimgekehrten Legion Condor am 6. Juni 1939 in Berlin.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Oven, Wilfred von
Hitler und der Spanische Bürgerkrieg:
Mission u. Schicksal d. Legion Condor. –
1. Aufl. – Tübingen: Grabert, 1978.
ISBN 3-87847-038-X

© 1978 by Grabert-Verlag, 7400 Tübingen
Printed in Germany
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages sind Vervielfältigungen dieses Buches oder von Buchteilen auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) nicht gestattet.

ISBN 3 87847 038 X

INHALTSVERZEICHNIS

Widmung 9
Berlin 1939: Die Siegesparade der Legion Condor .. 10
Geleitwort 13

Erster Teil
Auf der verkehrten Seite? 15
Hummer und Cointreau – 23. Oktober 1940: Hendaye – Lieber drei Zähne ziehen lassen . . . – Gibraltar: Schlüssel zum Mittelmeer – In deutscher Admiralsuniform – Canaris in Spanien – Königlicher Hauptaktionär – Canaris und Franco – Warum gerade Franco? – Geheimnisvolle Flugzeugunfälle – Ein Spätrevolutionär – Alte Fäden neu angeknüpft – Verhängnisvolle Gala-Uniform – Erste nationale Regierung ohne Franco – Ein Staatsstreich wird geplant – So wurden die Generale überrumpelt – Eine ganz gewöhnliche Mogelei – Zweifel an Francos Aufrichtigkeit – Der weltberühmte Bruder – Das Dreibein der Macht – Ein »Dandy« taucht auf – Ein »Instrument Hitlers«? – Wo standen die Legionäre? – Die Entstehung der Falange – Der nächste Staatsstreich – Ein spanischer Röhm-Putsch – Ohrfeige für Hitler – General mit abenteuerlichem Hintergrund – Problematische Mission in Salamanca – Zum Tode verurteilt – Faupels Ende – Auf dem Bahnsteig von Hendaye – Das letzte Friedensangebot – Luftschlacht um England beginnt – »Felix« – der Glückliche – Englands düsterste Stunde – Hitler und der »hinterhältige Jesuit« – Ein erstaunliches Dokument – Der »marokkanische Teppichhändler«

Zweiter Teil
So fing es an 105
Calvo Sotelos letzte Stunde – Waffen fürs Volk – Café ... café – Francos »Schneller Drache« – 17. Juli 1936, 17.00 Uhr – Unvorhergesehener Anfang – Der Brand greift auf Spanien über – Die Tragödie der spanischen Marine – Hilfe aus dem Ausland? – Der Himmel muß helfen – Schicksalhafte Begegnung – Abenteuerlicher Flug nach Berlin – Wilhelmstraße protestiert – Francos Hilfsgesuch an Hitler – Notfalls mit Waffengewalt – Zwischenfall in Sevilla – Wettlauf um Waffen – Bei der »Auslandsorganisation« – Bei Rudolf Hess – Bei Adolf Hitler – »Zerreißung des Versailler Diktats« – Es war alles ganz anders – Welche Revolution? – Sachliche Lagebeurteilung – Wer ist Franco? – Wer soll das bezahlen? – Göring und Blomberg treten auf – Glückliche Reise! – »Alles läuft gut« – Die Luftbrücke steht

Dritter Teil
Die ersten Freiwilligen 203
Zwei Olympiaden – Das Kräfteverhältnis – General Tripper – Die ersten Freiwilligen: deutsche Kommunisten – Lang geplanter roter Aufstand – Pulverfaß Katalonien – Sowjets an der Macht – Willy Brandts Genossen – Ziffern des Grauens – Münzenbergs Pariser Lügenküche – Die Rolle der Kirche – Die Rolle der KP – Mißerfolg auch in Madrid – Kaserne wurde zum Schlachthaus – Ministerposten für Mola – Auch Valencia verloren – Wie Aranda Oviedo nahm – An historischer Stätte – Moscardós klassisches Telefongespräch – Deutscher Flieger brachte Hilfe – Letzte Ölung – Der letzte Akt – Führungsfehler Francos? – Neun Monate belagert – Treffpunkt Döberitz – Eine merkwürdige Reisegesellschaft – Sie rochen erstmals Pulver – Die ersten deutschen Bomben – Fragwürdige Geheimhaltung – Deutsche Waffen für die Republik? – Irrflug über Rotspanien – Heiße Arbeit – Peinliche Panne – Der Kampf beginnt – Canaris schaltet sich ein – Nationalsozialismus für Spanien: absurd – Nord und Süd – Moros und Legionäre – Menschenblut in der Stierkampfarena – Bomben auf Madrid – Aus Putsch

wird Krieg – »Nichteinmischung« – Berlin wird nachdenklich – Abstimmung mit Italien – Warlimonts heikler Auftrag – Begegnung mit Thoma – Gegen verkalkte Generale – Fahnenweihe in Sevilla – Belehrung durch Franco – Verstärkte Hilfe rollt an – Immer langsam voran – Azaña setzt sich ab – . . . und Largo Caballero auch – Rosenberg regiert – Kommunisten aus aller Herren Länder – Blutrausch – »Ich war 15, als ich erschossen wurde« – Sieg verschenkt – Sturm auf Madrid beginnt – The Germans to the front! – Kampf um die Universitätsstadt – Die Front erstarrt

Vierter Teil

Vorwärts, Legionäre! 333

Bei Hermann Göring – In kritischer Stunde – Ein Generalissimus wurde »gemacht« – Entscheidung im Pissoir – Die ROWAK entsteht – Bei Rudolf Hess – Was war die HISMA? – Treibjagd auf deutsche Waffenschiffe – Wie ein Diktator dem andern half – Die Nacht mit dem Gewaltigen – Bittere Pille für Mola – Brot und Kanonen – Geburtshilfe für Legion Condor – Gemeinsam im vordersten Graben – Weltmann in Uniform – So sahen sie aus – Der russische Panzer-Kommandeur – Wanze mit Hakenkreuz – Wir spielten die Internationale – Madrid unerreichbar – Londons Interessen in Spanien – Geheimnisvolle Mission – Human und patriotisch – Gefallen »für Gott und Spanien« – Rouge et Noir – Panzer und Propaganda – Hoher Blutzoll – Faupels Initiative – Terror geht weiter – Stalin dirigiert – Das Geschäft des Jahrhunderts – Totgeschwiegene Währungsreform – Deutsche Bank schoß quer – Das nächste Ziel: Bilbao – Franco sagte nein – Drei Monate statt fünf Tage – Sperrle warnt – Ohne Rücksicht auf Zivilbevölkerung – Acht Tonnen Bomben – Franco greift ein – Bitterer Abschied – Warum so viel Aufhebens um Guernica? – Görings falsche Aussage – Rote Hilfe – Die Hölle von Brunete – Bomben auf Mallorca – Die Lehre von Almería – Negrín, martialisch wie Mussolini – Genug Opfer für Franco – Immer wieder Madrid – Flirt mit England – Schwerer Anfang für Stohrer – Gentlemen's Agreement – Kriegsverlängerer Eden – Neue Flugzeuge für die Legion – Weihnachten zu

Hause? – Wieder nur Prestigedenken – Mallorca für Österreich? – Trotzdem: Weitermachen! – Auch Volkmann bekam Ärger mit Franco – Francos erstes Kabinett – Bigott und grausam – Queipo de Llanos Glanz und Ende – Österreich ein zweites Spanien? – Wendepunkt des Krieges – Stukas und Panzer – Vision des Blitzkrieges – Prieto: »Wir sind verloren« – Rache für Österreich in Spanien – Canaris bringt eine neue Wende – Francos letzte »Narrheit«

Fünfter Teil

Der Sieg 463

Stille Nacht am Ebro – Die Legion Condor greift ein – Negríns verlockendes Angebot – »Die Roten sind Kämpfer, Franco nicht« – Stalin wird spanienmüde – Ärger mit Intellektuellen – Der Bergwerkskandal – Franco war nicht schüchtern – Der Krieg stand auf dem Spiel – Kunststück in der Schorfheide – »Mein lieber Keitel . . .« – Bomben auf Barcelona – Militärisch gerechtfertigt – Volkmanns neuer Plan – München verändert das Panorama – Ein anderes Spanien – Sieger Canaris – Richthofen löst Volkmann ab – Franco hat es plötzlich eilig – Alle werden kriegsmüde – Wieder einmal »Feuerwehr« – Die einzige glänzende Operation: Tarragona – Roter Bruderzwist – Die Republik kann nicht sterben – Die letzte Offensive – Die besten Soldaten der Welt – Zurück in die Heimat

Dokumentarteil 519

Der Spanische Bürgerkrieg im Spiegel der Internationalen Literatur – zugleich ein aktuelles Nachwort – Literaturverzeichnis – Personenverzeichnis – Zeittafel – Personallisten der Legion Condor – Unsere Toten

WIDMUNG

Dieses Buch ist der Legion Condor gewidmet, der als Freiwilliger anzugehören ich vor 40 Jahren die Ehre hatte. Sie war in der modernen Kriegsgeschichte durchaus einzigartig, nicht nur in bezug auf ihre Zusammensetzung und Verwendung, sondern auch auf ihre Leistungen. In ihrem Verband waren die ersten Stukas und selbständig operierenden Panzerverbände, die Instrumente späterer Blitzkriege, eingesetzt. Jeder ihrer Angehörigen, ob Flieger oder Panzersoldat, Funker oder Kanonier, Kraftfahrer oder Matrose, Techniker oder Dolmetscher, war auf seinem Gebiet hervorragend ausgebildet und nach seiner bisherigen Bewährung ausgewählt – Elite im besten Sinn des Wortes. Sie kämpften in anderen Uniformen und auf fremder Erde, aber nicht als Söldner oder Expeditionskorps, sondern als deutsche Soldaten. Und sie siegten – was die deutsche Geschichte in den letzten hundert Jahren nur dieses eine Mal erlebte. Sie machten ihrem Lande Ehre. Das sei den Kameraden der Legion Condor, den Gefallenen wie den Überlebenden, auf den folgenden Seiten bekundet. Sie waren die handelnden und leidenden Darsteller in einem entscheidenden Akt der Zeitgeschichte. Welche Entwicklungen er auch auslöste, die heute noch im Gange und nicht zu überblicken sind, so bleibt doch sein glänzender Mittelpunkt, von den Wirren und Schrecken, den Intrigen und Schändlichkeiten, dem Verrat und der Felonie des Geschehens unberührt,

UNSERE LEGION CONDOR.

GELEITWORT

Am 26. April 1937 brannte Guernica.
Der deutschen Legion Condor, die im Spanischen Bürgerkrieg auf nationaler Seite kämpfte, wurde damals die volle Verantwortung für dieses schreckliche Ereignis angelastet. Auch heute noch leidet Deutschland unter der Schuld dieser Anklage.
Doch es war anders, sagt Wilfred von Oven in seinem neuen Buch über das Eingreifen Hitlers in den Spanischen Bürgerkrieg. Mission und Schicksal der Legion Condor werden erstmalig in wahrheitsgetreuem Licht von einem unmittelbar Beteiligten geschildert. Von Oven war damals dabei. Er war einer jener 20000 Freiwilligen, die – zu einer Friedensmission, der Befreiung Spaniens von der kommunistischen Unterwanderung, von General Franco ins Land gerufen – für die »spanische Sache« kämpften und zum Teil ihr Leben ließen.
Die politische Voraussicht Hitlers, der roten Gefahr in einem verwirrten Spanien zugunsten eines national-starken Europas entgegenzutreten, ist von den Historikern bis heute noch nicht erkannt worden. Von Oven stellt diese Weitsicht Hitlers zum ersten Mal in den Mittelpunkt seines spannend und mitreißend geschriebenen Werkes. Hitlers Zusammenkunft mit Franco am 23. Oktober 1940 in Hendaye sollte zum Gipfelpunkt der sich vertiefenden Beziehungen zwischen National-Spanien und dem Deutschen Reich werden. Es kam anders. Franco ließ Deutschland im Stich, ja er zog

sich aus dem Freundschaftsbündnis zurück und erklärte sich für den Verlauf des Zweiten Weltkrieges neutral.
Einen nicht unerheblichen Beitrag zu dieser Entwicklung soll der zwielichtige Canaris geleistet haben. In treffender Anschaulichkeit läßt uns von Oven diese schillernde Gestalt vor Augen treten und miterleben, auf welch abgefeimte Weise Hitlers Bemühungen um Verständigung und Stabilität hintertrieben wurden.
Nach vierzig Jahren des Schweigens öffnet der bekannte Kriegsberichterstatter, Condor-Legionär, Träger des Spanien-Kreuzes in Gold und spätere persönliche Pressereferent Joseph Goebbels' (»Finale Furioso. Mit Goebbels bis zum Ende«, erschienen 1974 in diesem Verlag) das Archiv seiner Aufzeichnungen. Mit Hilfe eines der besten Spanien- und Francokenners, der als Mittler Hitlers Hilfe ins spanische Land brachte, entwirft er ein neues und notwendiges Geschichtsbild jener schaurigen Epoche des innerspanischen Brudermordes.
Ein zweites Guernica kündet sich an. Spanien steht heute dort, wo es vor vierzig Jahren stand. Damals lautete General Francos Befehl: Befreit Guernica von den Roten! Wer hilft Spanien jetzt, da es erneut in die inneren Wirrnisse zurückfällt?
Von Ovens Buch ist hochaktuell. Es trägt das Gesicht einer neuen Zeit, die erkennen muß, daß die deutsche Geschichte nicht durchgängig so war, wie sie im Bilde unserer Gegner nach wie vor gezeichnet wird. Wilfred von Oven ist einer der wenigen Letzten, die dabei waren, als Geschichte »gemacht«, als die Zeichen unserer jüngsten Vergangenheit gesetzt wurden.
Es ist falsch, Deutschland als den ewig schuldigen Prügelknaben hinzustellen. Die Wahrheit ist anders, was auch mit diesem Buch bezeugt werden soll.

Der Verlag

Erster Teil

AUF DER VERKEHRTEN SEITE?

Hummer und Cointreau

Madame Hélène trug eine neue Runde Cointreau auf. Die Deutschen spülten damit den Hummer hinunter, den es hier an der nahen Felsenküste des Atlantik reichlich und in vorzüglicher Qualität gab. Madame Hélène fand diese Zusammenstellung ungehörig wie die merkwürdige Aussprache des Namens ihres Wohnortes Arcachon. Zwar wußte sie zunächst nicht, was es bedeutete, wenn ihre deutschen Gäste den reizenden kleinen Badeort im Departement Gironde »Arschkarton« nannten. Aber sie kam bald dahinter. Man lernt ja in einer fremden Sprache meist die unpassendsten Worte zuerst. Sie fielen häufig, wenn die jungen Offiziere, die sie zu bedienen hatte, laut wurden wie an diesem Abend. Es war Donnerstag, der 24. Oktober 1940.

Madame Hélène war im nahen Bordeaux geboren und aufgewachsen. Als ihr Mann bei der französischen Mobilmachung als Reserveoffizier zu einer bespannten Artillerie-Abteilung eingezogen worden war, hatte sie sich in ihr Sommerhaus im schönen Arcachon zurückgezogen. Als die Front im Mai 1940 mit unheimlicher Geschwindigkeit näherrückte, war sie heilfroh, diesen Entschluß gefaßt zu haben. Bis in diesen entlegenen Winkel ihres bedauernswerten Landes, so schrieb auch ihr Mann in einem seiner letzten Briefe, würden die »boches« wohl nie vordringen. Aber dann waren sie plötzlich doch da, noch ehe am 22. Juni der Waffenstillstand von General Huntzinger im Auftrag des greisen Marschall Pétain im Wald von Compiègne unterschrieben wurde.

Madame Hélène ging auf die eben eingerichtete Ortskommandantur der deutschen Wehrmacht und bot ihr Haus und ihre Dienste an. Es schien ihr das beste so, ehe sie später dazu gezwungen worden wäre. Auch ihr Mann, der, wie sie erst viel später erfuhr, mit seiner Batterie in deutsche Gefangenschaft geraten war, ohne einen einzigen Schuß abgegeben zu haben, hätte gewiß nichts dagegen gehabt. So sagte sie aus, als sie vier Jahre später mit (als Kollaborateurin) kahlgeschorenem Kopf vor einem Schnellgericht des Maquis stand. Sie hatte ein schwereres Los als ihr Mann, der, nach kurzer Kriegsgefangenschaft in die Heimat entlassen, sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet hatte – vielleicht um die Frustration dieses Blitzkrieges auf der verkehrten Seite beim Einsatz an der Ostfront zu überwinden. Er hatte zu der Handvoll Franzosen gehört, die noch in den letzten Tagen des Krieges die Reichshauptstadt gegen den Ansturm der Roten Armee verteidigten. Er hatte diese letzte Schlacht des Zweiten Weltkrieges nicht nur überlebt, sondern sich sogar über den Brenner nach Italien durchschlagen können. Seine Frau traf er erst nach Jahren in Südamerika wieder, wo ich dem Paar Anfang der fünfziger Jahre begegnete und mit ihm Kriegserinnerungen austauschte. Es ging ihnen gut. Ich habe sie später aus den Augen verloren.

Für mich blieben »les beaux séjours d'Arcachon« stets mit der Erinnerung an jenen 24. Oktober 1940 verbunden. In meinem privaten Kriegstagebuch fand ich unter diesem Datum folgende Eintragung: »Ein Tag so langweilig wie alle anderen. Wir warten und warten, ohne daß sich etwas ereignet. Warte dringend auf Post von L Bald muß es soweit sein. Ob es diesmal ein Mädchen wird? Ich habe jedenfalls ganz süße rosa Babywäsche besorgt. Im Kasino viel getrunken. Oblt. T. war ziemlich blau. Heute traf sich der Führer in Hendaye mit Franco. Das könnte die Dinge endlich wieder in Bewegung bringen.«

Diese kurze Notiz betraf ein Ereignis, das ich heute, 38 Jahre später, für kriegsentscheidend halte. Ich irrte mich im Datum wie in der Prognose. Das Treffen von Hendaye fand nicht am 24., sondern bereits am 23. Oktober 1940 statt. Und der deutsche Siegesmarsch durch Europa kam nicht wieder in Bewegung. Wir deutschen Soldaten, die wir wie im Rausch durch Polen, Skandinavien und Frankreich gezogen waren, konnten danach zwar noch den Balkan, den größten Teil des europäischen Rußlands und weite Gebiete Nordafrikas erobern, aber unserem Endsieg, den wir schon greifbar nahe glaubten, wurde in Hendaye ein Riegel vorgeschoben, als Franco dem Mann, der ihn aus dem Nichts an die Spitze eines neuen stolzen Spaniens emporgehoben hatte, die Bitte abschlug, deutsche Truppen durch Spanien marschieren zu lassen, um Gibraltar zu nehmen, so die englische Beherrschung des Mittelmeers zu brechen und die Voraussetzung für einen erfolgreichen Feldzug in Nordafrika zu schaffen, der seinerseits den Zangenangriff vom Westen und vom Vorderen Orient aus auf die russischen Erdölfelder im Kaukasus ermöglicht hätte.

Hätten wir als Kriegberichter einer Propagandakompanie des Heeres diese Zusammenhänge damals schon gekannt, wäre unser Hummer-Cointreau-Gelage am 24. Oktober 1940 wohl unterbrochen worden, als unser Soldatensender über den Lautsprecher die Nachricht aus Hendaye verbreitete. Wir wußten ja nicht einmal genau, wozu man uns in diese entlegene Ecke Frankreichs geschickt hatte. Gewiß, die Nähe der spanischen Grenze ließ manches vermuten. Gerüchte gab es wie stets in diesem Krieg jede Menge. Wir waren einer im Südzipfel des besetzten Frankreichs bereitgestellten Armee beigegeben. Daß ich mich dabei befand, der ich Spanien und seine Sprache von meiner Zeit als Frei-

willliger bei der Legion Condor kannte, hätte ein weiterer Hinweis auf unseren möglichen Einsatz sein müssen. Aber niemand von uns, nicht einmal der Kompaniechef, wußte, daß wir zu dem generalstabsmäßig ausgearbeiteten Unternehmen »Felix« gehörten, dessen operatives Ziel die Wegnahme Gibraltars und die Sicherung der Verbindung nach Nordafrika war. Alles war für dieses Unternehmen vorgesehen – nur nicht, daß Franco ihm seine Zustimmung verweigern könnte.

Lieber drei Zähne ziehen lassen . . .

Vielleicht war ich an diesem Kasinoabend der einzige, der die Meldung vom Treffen Hitler–Franco überhaupt bewußt aufnahm. Ich legte sie jedenfalls falsch aus. Mir gab sie Hoffnung auf neue Aktionen, auf eine Beendigung des untätigen Wartens. Hätte ich genau hingehört und den Wortlaut sorgfältig analysiert, wären mir vielleicht Bedenken gekommen. Denn Meldungen über große politische Erfolge pflegten anders formuliert zu werden. Das amtliche Deutsche Nachrichten-Büro DNB meldete, wie in den Archiven nachzulesen ist, am 24. 10. 40:
»Der Führer hatte am Mittwoch (23. 10. 40) mit dem spanischen Generalissimus Franco an der spanisch-französischen Grenze eine Zusammenkunft. An der Besprechung, die in herzlichem Geist der kameradschaftlichen Verbundenheit geführt wurde, nahmen der Reichsminister des Äußeren von Ribbentrop und der spanische Minister des Äußeren Serrano Súñer teil.«
Tatsächlich war die Besprechung so »herzlich« und »kameradschaftlich«, daß Hitler später dem Duce – wie dessen Schwiegersohn Graf Ciano in seinen Aufzeichnungen vermerkte[43] – wörtlich sagte: »Ich würde mir lieber drei oder

vier Zähne ziehen lassen, als so etwas noch einmal mitmachen.«

Es fing damit an, daß der »Caudillo«, wie Franco sich in Anlehnung an die Bezeichnungen »Führer« und »Duce« schon damals gern nennen ließ, zu dem Treffen mit dem Führer des großdeutschen Reiches eine geschlagene Stunde zu spät kam. Dieser lief inzwischen auf dem nicht eben sonderlich reizvollen Bahnsteig von Hendaye wie der Löwe im Käfig auf und ab. Wie ein solcher hätte er seinen unpünktlichen Gesprächspartner gewiß am liebsten zerrissen. Sowenig Hitler von Jugend auf an preußische Pünktlichkeit gewöhnt und so bohemienartig auch seine Tageseinteilung war, so strikt hielt er einmal festgesetzte Termine ein und so verhaßt war es ihm, selbst ihm im Rang Untergeordnete warten zu lassen. Von der Monarchie hatte er zwar im allgemeinen und ganz besonders von ihren französischen Repräsentanten eine geringe Meinung, aber in dieser Beziehung hielt er es mit Ludwig XVIII.: Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige. Franco war – im Gegensatz zu ihm – Monarchist. Daß er das königliche Gebot der Höflichkeit Hitler gegenüber mißachtete, wurde ihm daher mit Recht als Absicht ausgelegt, um von vornherein bei der bevorstehenden Besprechung ein Klima zu schaffen, in dem keine positiven Ergebnisse erzielt werden konnten.

Gibraltar: Schlüssel zum Mittelmeer

Natürlich wußte Franco ganz genau, was Hitler von ihm wollte. Die Rückgewinnung des Felsens von Gibraltar, die er in seinen insgesamt 40 Regierungsjahren niemals fertigbekommen sollte, lag ihm genauso am Herzen wie jedem anderen Spanier. Daß sie nur im Schutz eines siegreichen Deutschland, ja wahrscheinlich sogar unter dessen aktiver

Mithilfe möglich war, wußte er ebenso gut. Als das Reich mit seinen Blitzkriegen in Polen, Skandinavien und Frankreich auf der Höhe seiner Erfolge stand, meldete er daher seine Ansprüche an. Am 19. Juni 1940, also noch vor Unterzeichnung des deutsch-französischen Waffenstillstandes, ließ er das Auswärtige Amt, wie aus dessen Akten hervorgeht[1], seine Bereitschaft zum Eintritt in den Krieg an der Seite der Achsenmächte wissen.

Das überraschte niemand, nicht einmal die Alliierten. Immerhin waren es ja Deutschland und Italien gewesen, denen Spanien seine Rettung aus dem bolschewistischen Chaos und Franco persönlich seinen Aufstieg an die Macht verdankte. Trotzdem war Francos Erklärung vom 19. Juni alles andere als eine Geste der Dankbarkeit und Treue gegenüber den Verbündeten aus der Zeit des Bürgerkrieges. Er hatte dabei durchaus seine eigenen und die Interessen seines Landes im Auge. Wir sprachen damals von ihm (und anderen) als »freiwilligen Erntehelfern«. Auch das nahm ihm niemand übel. Er wollte die Engländer aus dem seit dem Jahr 1704 von ihnen annektierten und besetzten Gibraltar vertreiben, um so die Kontrolle über den westlichen Zugang zum Mittelmeer und, im Besitz desselben, eine mindestens gleichrangige Stellung an der Seite Italiens als Mittelmeermacht zu erlangen. In dieser Position hätte er dann auch Gebietsansprüche in Nordafrika stellen können, von denen er einstweilen nicht sprach, weil die Aufteilung des französischen Kolonialbesitzes noch nicht spruchreif war und Mussolini damals noch trotz seiner bescheidenen Erfolge im afrikanischen Kolonialkrieg die Hoffnung hegte, den Löwenanteil davon zu ergattern. Der französische Riese lag zwar schon geschlagen am Boden, war aber noch keineswegs tot, als sich schon die Aasgeier sammelten.

Berlin hatte zunächst auf diesen ersten spanischen Fühler verhältnismäßig kühl und abwartend, wenn auch nicht ab-

lehnend reagiert. Man würde sehen, wie sich eine aktive Beteiligung Spaniens am Krieg – die ja in schroffem Gegensatz zu seiner noch vor Beginn desselben spontan abgegebenen Neutralitätserklärung stehen würde – in den weiteren Ablauf der politisch-militärischen Entwicklung einbauen ließe. Francos plötzliche Kriegsbereitschaft war zudem keineswegs bedingungslos. Zur Eroberung Gibraltars, so hatte er die Wilhelmstraße wissen lassen, würde er schon »einige Unterstützung durch Deutschland« benötigen. Deutsche U-Boote müßten den Schutz der Kanarischen Inseln übernehmen. Auch sonst würde er allerlei gebrauchen. Aber, so fügte er zuversichtlich hinzu, das würde ja »gewiß aus den französischen Kriegsbeständen verfügbar sein«. Er wollte also, undiplomatisch ausgedrückt, ähnlich wie Mussolini an der Beute eines Krieges beteiligt werden, mit dessen Führung er nicht das geringste zu tun gehabt hatte.

Keinen Monat später wiederholte Franco sein »Angebot«, diesmal nicht auf den verschwiegenen Pfaden der Diplomatie, sondern in Form einer öffentlichen Rede. Es war am vierten Jahrestag der nationalen Erhebung in Spanien, dem 18. Juli 1940. Francos Rede war – wie stets – blumenreich und voll großer Worte. Er sprach von der (in der Tat) wunderbaren Auferstehung einer stolzen Nation unter seiner Führung. Er gedachte der für die Größe Spaniens Gefallenen. Aber die Zukunft stelle noch größere Aufgaben. Ein »Imperium« sei zu schmieden. »Die Herrschaft über Gibraltar«, rief er unter dem Jubel der Zehntausende aus, »und die Ausdehnung in Afrika bleiben Pflicht und Sendung Spaniens.«[2] Jetzt war es heraus: Franco wollte dabei sein, wenn das Fell des französischen Löwen verteilt wurde. Französisch-Marokko reizte seine Begehrlichkeit, wobei er offenbar vergaß, daß Spanien sein Protektorat Marokko wahrscheinlich schon längst verloren hätte, hätten ihm nicht die Franzosen im Krieg gegen Abd el Krim geholfen.

Unter den Zuhörern bei Francos flammender Kriegsrede vom 18. Juli 1940 befand sich auch ein alter Freund von ihm, der trotz seiner deutschen Admiralsuniform ein britischer Agent war, wie Jan Colvin in seinem sensationellen Buch[3] nachgewiesen hat, sechs Jahre nachdem das die Gestapo bereits getan und ihn daher im Konzentrationslager Flossenbürg am 9. April 1945 aufgehängt hatte. Franco zeigte, was ihm Canaris bedeutet hatte, indem er der Witwe des verräterischen Chefs der deutschen Abwehr Asyl und sogar eine Staatspension gewährte. 1940 war an eine derart tragische Entwicklung noch nicht zu denken. Canaris befand sich auf dem Höhepunkt des Vertrauens, das ihm Hitler unbegreiflicherweise und trotz mancher Warnung entgegenbrachte. Besonders in spanischen Angelegenheiten, die für Hitler böhmische Dörfer waren (Spanien wird in »Mein Kampf«[4] bloß ein- oder zweimal erwähnt und dann auch nur am Rande), hielt er Canaris für *die* Autorität. Das war nicht einmal unzutreffend. Canaris kannte Spanien wie seine Westentasche, beherrschte seine Sprache perfekt und hatte beste und engste Beziehungen zu vielen seiner Militärs, Politiker und Geschäftsleute. So uneinig sich die verschiedenen Autoren der umfangreichen Canaris-Literatur auch über einzelne Daten (sogar wichtige) dieses abenteuerlichen Lebens sind, so steht doch fest, daß seine erste geheimdienstliche Tätigkeit in Spanien bereits aus der Zeit des Ersten Weltkrieges (damals wahrscheinlich nur im deutschen, nicht auch englischen Auftrag) datiert. Das ist aktenkundig. Im Archiv des Bonner Auswärtigen Amtes befindet sich unter dem Aktenzeichen A 32173 ein »Bericht des Kapitänleutnants Canaris über politische Verhältnisse in Spanien« mit Datum vom 27. November 1916. Der junge spanische Wirtschaftswissenschaftler Angel Viñas hat diesen Bericht ausgegraben und in

seiner ausgezeichneten Doktorarbeit[5] in spanischer Übersetzung wörtlich wiedergegeben. Daraus geht eindeutig hervor, daß sich der damals 29jährige Kapitänleutnant Canaris bei seinem Aufenthalt im neutralen Spanien durchaus nicht bloß um die Verproviantierung deutscher U-Boote und anderer Kriegsschiffe, sondern auch sehr lebhaft um Politik und Propaganda kümmerte und in dieser Beziehung höchst beherzigenswerte Vorschläge machte.

Canaris in Spanien

Wenige Jahre später, kurz nach Beendigung des Krieges, tauchte Canaris als Marineoffizier der jungen Reichswehr wieder in Spanien auf. Eine amtliche Eintragung in seine Personalakten vom 1. August 1921[6] stellt u. a. fest, Canaris sei »in diplomatischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten im Ausland mit großem Nutzen eingesetzt« worden. Auch jetzt wieder bewegte er sich auf dieser Ebene. Der Reichswehr waren von den Siegern des Ersten Weltkrieges so schwere Beschränkungen und Verbote auferlegt worden, daß die Weimarer Republik unter ihrem ersten Reichswehrminister, dem Sozialdemokraten Gustav Noske, versuchen mußte, diese Bestimmungen irgendwie zu umgehen, sollte die Reichswehr mehr als nur ein teures Spielzeug sein und ihrem wirklichen Zweck dienen, die junge deutsche Republik nach innen und außen in ihrem Bestand zu sichern.

Unter den Waffen, die die Alliierten damals den Deutschen verboten hatten, befand sich auch eine, die ihnen (mit gutem Grund) besonders gefährlich erschien: die U-Boot-Waffe. Die Herstellung von U-Booten in Spanien mit deutschem »know-how« und deutschem Kapital war daher einer der wichtigsten Aufträge, die Canaris bei seiner ersten Spanien-

reise nach dem Krieg im Juni/Juli 1922 mitbekam. Er konnte an Verbindungen anknüpfen, die er sich schon während des Krieges geschaffen hatte. Neue kamen hinzu. Es galt, erst einmal das Gelände zu sondieren und ein Netz von Vertrauensleuten und einflußreichen Persönlichkeiten im militärischen, politischen und wirtschaftlichen Leben Spaniens aufzubauen. Canaris scheint auch diese Aufgabe mit Geschick und Erfolg erledigt zu haben.

Einer seiner wichtigsten Mitarbeiter dabei war ein gewisser Ino von Rolland, Geheimagent auf gehobenem Niveau wie Canaris. Ich lernte ihn 1952 in Buenos Aires kennen, wo er sich dem Import von Zeitungspapier und fraglos auch sonstigen einträglichen Geschäften widmete, und wo er am 15. März 1965 eines natürlichen Todes starb. Rolland hatte mit Canaris nicht nur das abenteuerliche Leben im Milieu der internationalen Spionage, sondern sogar gewisse Einzelheiten der äußeren Erscheinung gemein. Auffallend klein von Statur, hatten seine Gesichtszüge wenig Anziehendes. Sein dunkles Haar und seine leicht getönte Haut bewirkten, daß ihn in Griechenland und Spanien, wo er schon im Ersten Weltkrieg deutsche Geheimaufträge durchführte, niemand für einen Ausländer oder gar Deutschen gehalten hätte. Er beherrschte die deutsche Sprache so gut wie die spanische und viele andere mehr. Aber er sprach sie mit einem harten Akzent.

Seine Herkunft ist weniger leicht zu bestimmen als diejenige seines großen Kollegen Canaris, dessen griechische Abstammung nicht bloß aus seinem Familiennamen abzuleiten ist. Rolland dürfte sich seinen Namen (und Adelstitel) wie so viele Nachkriegs-Emigranten in Argentinien selbst zugelegt haben. Einer der vielen Canaris-Biografen, der unzuverlässigste und phantasievollste, Ladislas Farago[7], macht Rolland zu einem baltischen Baron (der er ganz gewiß nicht war). Er habe seinen Vornamen mit einem zweiten »l« und

einem »von« davor bereichert. Er nennt ihn einen »obskuren russischen Emigranten«. Beweise bleibt Farago – wie meist – auch dafür schuldig. Wahrscheinlicher, wenn auch ebenso unbewiesen, ist die von Angel Viñas in seinem ausgezeichneten Buch[5] wiedergegebene Vermutung, Rolland habe in Wirklichkeit Ino Ezratty geheißen und sei türkischer Herkunft gewesen.

Königlicher Hauptaktionär

Richtig ist jedenfalls, daß Rolland in den zwanziger Jahren im Auftrag des Auswärtigen Amtes Finanztransaktionen großen Stiles im Zusammenhang mit der deutschen Wiederaufrüstung im Ausland tätigte, wie sich Abshagen in seinem Canaris-Buch[8] vorsichtig ausdrückt. Daß er schon damals dabei engstens mit Canaris zusammenarbeitete, hat er mir selbst bestätigt, wenn ich mich auch an genaue Daten nicht erinnern kann. Er erwähnte diese Zusammenarbeit bei der Erörterung der Frage, wann er sich über die landesverräterische Betätigung des ehemaligen Abwehrchefs klargeworden sei. In Spanien konnte damals noch nicht die Rede davon sein. Rolland war es, der Canaris Zugang zu Spaniens König verschaffte. Alfons XIII. war als einer der Hauptaktionäre von Hispano-Suiza auch persönlich an deutschen Schiffbauaufträgen höchlichst interessiert. Dieser letzte regierende Fürst des Hauses Bourbon, mit dem Spaniens Unglück in diesem Jahrhundert begann, hatte – was auch immer Nachteiliges über seine Regierung zu sagen sein mag – auf geschäftlichem Gebiet zweifellos erhebliche Fähigkeiten. Es ist kennzeichnend, daß zum intimsten Freundeskreis des spanischen Monarchen der baskische Industrielle, Geschäftsmann und vielfache Millionär Horacio Echevarrieta y Maruri gehörte, der in dieser oder jener Weise an den mei-

sten lohnenden Geschäften seines Landes beteiligt war. Er wurde zur Schlüsselfigur aller deutsch-spanischen Wirtschaftstransaktionen, die in den zwanziger Jahren zunächst auf dem Hintergrund der Rüstung von Canaris, Rolland und anderen meist auf geheimen und sehr verschlungenen Pfaden eingeleitet wurden, bald aber viel weiter gingen und am 7. Mai 1926 in einem deutsch-spanischen Wirtschaftsabkommen ihren legalen Rahmen fanden.

Echevarrietas Aktivität war natürlich auch mit dem politischen Räderwerk seines Landes verzahnt. Das Schräubchen, an dem er gelegentlich drehte, war eine eigene einflußreiche Tageszeitung, »El Liberal de Bilbao«, zu deren Chefredakteur er seinen früheren Privatsekretär Indalecio Prieto y Tuero machte. Er störte sich nicht daran, daß dieser aus kleinsten Verhältnissen stammende intelligente junge Mann der antikapitalistischen Sozialisten-Partei angehörte, die er schon 1918 als Abgeordneter in den Cortes vertreten hatte. Je größer Prietos Bankkonto wurde – er brachte es bis zum Millionär – um so mehr setzte sich bei ihm die liberale Komponente seiner politischen Ansichten durch, so daß er beim Sturz der Monarchie im Jahr 1931 der erste Finanzminister der spanischen Republik wurde. Auf die Spannungen, die sich so mit dem radikal marxistischen Flügel seiner Partei unter Francisco Largo Caballero (1869–1946) ergaben und die sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Mißerfolge der Republik bis zu ihrem Ende von 1939 ziehen, werden wir später noch ebenso eingehen wie auf die Möglichkeiten der Erpressung von kommunistischer Seite, die Prieto durch seine Kollaboration mit der Monarchie und der Diktatur des Generals Miguel Primo de Rivera y Orbaneja (1870–1930) bot. Seinem Freund und Gönner Echevarrieta jedenfalls ermöglichte Prieto es, seine Geschäfte und seinen Einfluß aus der monarchistischen in die republikanische Epoche Spaniens überzuleiten.

Die Querverbindungen, die vom Königshaus über die Geschäfts- und Finanzwelt bis zum organisierten Marxismus reichten, lernte Canaris im Spanien der zwanziger Jahre gründlich kennen und wußte sie zu seinen Zwecken auszunutzen. Seine Beziehungen auf der iberischen Halbinsel waren ebenso intensiv wie breitgefächert. Sie reichten vom König und seinem Diktator Primo de Rivera über Finanz- und Industrie-Manager wie Echevarrieta und Juan March, den Multimillionär von Mallorca, den die Republikaner wegen Betrugs hinter Gitter brachten und der sich – nach gelungener Flucht aus dem Gefängnis – an ihnen dadurch rächte, daß er sein (auf rund 100 Millionen Dollar geschätztes) Vermögen zum Sturz der Republik vom Ausland her erfolgreich einsetzte, bis zu führenden Politikern und Militärs jeder Couleur. Nur mit einem von ihnen hatte Canaris – entgegen allen in dieser Richtung angestellten Vermutungen, ja Behauptungen – bei seinen zahlreichen Spanienreisen keinen Kontakt: mit Francisco Franco y Bahamonde.

In den zwanziger Jahren schlug sich Franco als kleiner Hauptmann und Major der Kolonial-Armee mit den Rifkabylen herum und war schon aus diesem Grund für Canaris und seine damalige Mission völlig uninteressant. Daß Franco am 28. April 1928 als damals jüngster Brigadegeneral des spanischen Heeres und Kommandeur der Militärakademie (Academia General Militar) zu Studienzwecken an die Infanterieschule der Reichswehr in Dresden abkommandiert wurde, war ohne jedes Zutun von Canaris erfolgt. Dieser hatte ebensowenig mit dem ersten Hilfegesuch der Aufständischen zu tun, das Franco im Juli 1936 Hitler in Bayreuth überreichen ließ. Ich werde später nachweisen, daß alle in dieser Richtung aufgestellten und sogar veröffentlichten Behauptungen falsch sind.

Die deutsch-spanische Koproduktion auf dem Rüstungssektor war nur die Kulisse für die vielfältige geheimdienstliche Tätigkeit, die Canaris auf der iberischen Halbinsel ausübte. Praktisch kam für die Rüstung beider Länder nicht viel dabei heraus. Das ganze Ergebnis dieser mehr als zehnjährigen Aktivität war der Prototyp eines einzigen U-Bootes. Spanien machte von seinem Vorkaufsrecht keinen Gebrauch, so daß das U-Boot schließlich weit unter den Gestehungskosten an die Türkei verkauft wurde. Die Weimarer Republik hatte ganz schön draufzuzahlen. Denn dies war nicht ihr einziges Verlustgeschäft in Spanien. Eines der mit deutschem Geld gegründeten fiktiven Handelsunternehmen ging 1928 mit 25 Millionen Mark in Konkurs, nachdem es sich auf so branchenfremde Geschäfte wie Kino und Immobilien eingelassen hatte. Es gab einen Skandal von Dimensionen. Nicht nur der zuständige Beamte in der Schiffahrtsabteilung des Reichswehrministeriums mußte gehen, sondern auch der Minister selbst. Otto Gessler (Dem. 1875–1955) wurde durch den General Wilhelm Groener (1867–1939) ersetzt. Canaris blieb. Er hatte mit den Unregelmäßigkeiten nichts zu tun, wie man ihm ja manches, aber gewiß keine unlautere Bereicherung vorwerfen kann. Er hatte seine spanische Zeit genützt, um sich ein bewunderungswürdiges Netz von Beziehungen aufzubauen. Unter seinen Freunden, Bekannten und Kontaktleuten befand sich sein später wichtigster Mann, Franco, damals noch nicht.

Warum gerade Franco?

Selbst als Canaris am 1. Januar 1935 Chef der Abwehr geworden war und Franco gleichzeitig den wichtigen Posten eines Chefs des Vereinigten Generalstabes bekleidete, be-

standen zwischen den beiden keinerlei persönliche Kontakte. Ich teile die Ansicht von Angel Viñas, daß Franco und Canaris sich frühestens im September 1936 kennenlernten, zu einer Zeit also, als der Bürgerkrieg schon in vollem Gange war und Hitler sich aus eigenem Entschluß für eine Unterstützung Francos und damit für ein Eingreifen des Reiches in die innerspanische Auseinandersetzung entschieden hatte. Dann allerdings verdichteten und vertieften sich die Beziehungen Canaris–Franco schnell, ja es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß die sonst schwer verständliche und für Deutschland jedenfalls verhängnisvolle Bevorzugung Francos durch Hitler unter seinen rangälteren, verdienstvolleren und vor allem fähigeren Mitverschwörern, und damit sein blitzartiger Aufstieg zum Generalissimus und Staatschef, ganz wesentlich auf Canaris und seine Informationen zurückzuführen war, auf die sich Hitler unbegreiflicherweise bis zum 20. Juli 1944 wie auf das Ehrenwort eines Kavaliers verließ.

Welche Beweggründe hatte Canaris, alles auf die Karte Franco zu setzen? Warum bevorzugte er – und über seinen Einfluß auch Hitler – einen General, dessen persönliche Tapferkeit zwar außer Zweifel stand, dem aber ebenso offensichtlich die Kenntnisse und Fähigkeiten des Feldherrn fehlten, um den Bürgerkrieg schnell und blutsparend zu Ende zu führen, wie das nötig und möglich gewesen wäre, statt ihn zu einem fast dreijährigen furchtbaren Massaker werden zu lassen? Ein Motiv, das R. Hidalgo Salazar in seinem Buch[9] über die deutsche Hilfe für Spanien 1936–39 (eines der schlechtest belegten und mit den meisten Fehlern und Irrtümern behafteten über das komplexe Thema) anführt, dürfen wir getrost außeracht lassen. Canaris, schreibt er, habe seine ganze Liebe zu Spanien und den Spaniern (die ihm niemand abstreiten wird) auf Franco übertragen und ihn daher selbst dann unterstützt, wenn der von diesem ein-

genommene Standpunkt den Interessen des Reiches zu widersprechen schien. Es war gewiß kein Zufall, daß der geheimnisvolle Abwehrchef immer dann in Spanien aufzutauchen pflegte, wenn es hier zu Konflikten zwischen der deutschen und der spanischen Führung kam (und das waren gar nicht wenige). Seine Vermittlung brachte dann stets einen Kompromiß zustande, der echte Zugeständnisse meist nur auf deutscher Seite forderte, und der jedenfalls an der Tatsache nichts änderte, daß dieser Krieg nicht mit der Energie geführt wurde, die die sich zuspitzende weltpolitische Lage erfordert hätte.

Der Gesichtspunkt persönlicher Sym- oder Antipathie darf gleichfalls außeracht gelassen werden, obwohl nicht zu verkennen ist, daß Franco und Canaris eine ganze Reihe nicht nur physischer, sondern auch charakterlicher Besonderheiten gemein hatten und in wesentlichen Punkten ihrer Herkunft, Bildung und Weltanschauung übereinstimmten. Beide waren überzeugte Monarchisten patriarchalisch elitärer Grundeinstellung. Beide entstammten alten Seefahrerfamilien, deren Weltoffenheit ihnen im Blut lag. Ja, vielleicht wäre der fünf Jahre jüngere Franco Admiral wie Canaris geworden, hätte ihn nur die Seekadettenschule aufgenommen, in der ihn seine Eltern angemeldet hatten. So mußte er mit der Infanterie vorliebnehmen, in deren Kadettenanstalt zu Toledo er mit 15 Jahren einzog.

Seine verdrängten Marinekomplexe waren es vielleicht, die ihm die wenig geschmackvolle Idee eingaben, seinen Geburtsort, die Hafenstadt El Ferrol, nach sich zu benennen: El Ferrol del Caudillo (man stelle sich vor, Hitler hätte nach dem Anschluß seinen Geburtsort in »Braunau des Führers« umtaufen lassen!). An dieser Hybris des »Caudillo« trug Canaris keinen geringen Teil Schuld. Er hatte ihn – natürlich nur mit Hitlers Hilfe – auf das Piedestal des »Caudillo« gehoben, auf dem Franco sich so wohl fühlte, obwohl er nicht

dorthin gehörte. Aber gerade die Eitelkeit des kleinen »Generalissimus« und die Fehler, die er durch sie beging, brachten ihn immer fester in die Hand des deutschen Abwehrchefs, ja machten ihn schließlich zu einem gefügigen Werkzeug in dessen gewagtem Spiel gegen Hitler, das Canaris schließlich mit seinem Leben und die betroffenen Völker, das spanische wie das deutsche, mit einem Strom von Blut, Schweiß und Tränen zu bezahlen hatte.

Geheimnisvolle Flugzeugunfälle

Bei Francos märchenhaftem Aufstieg von einem der unbedeutendsten unter vielen frondierenden Generalen zum »Generalissimus« und lebenslänglichen Alleinherrscher seines Landes darf nicht übersehen werden, daß zwei seiner Kameraden, die in der Verschwörer-Hierarchie weit über ihm standen, die Generale Sanjurjo und Mola, noch kein Jahr nach der von ihnen vorbereiteten und (anfänglich ohne Franco) in Gang gesetzten Erhebung bei mysteriösen Flugzeugunfällen ums Leben kamen. Erst dann war für Franco der Weg nach oben frei. Und da Canaris sich in Spanien schon im Ersten Weltkrieg (mit einem gefälschten chilenischen Paß auf den Namen Reed Rosas) nicht nur auf dem Gebiet der Spionage, sondern auch (erwiesenermaßen) auf dem der Sabotage (z. B. gegen alliierte Schiffe) betätigt hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß Gerüchte über eine deutsche Urheberschaft an den Unfällen umzulaufen begannen. Es waren nur Gerüchte, die nie bestätigt wurden, aber der deutsche Botschafter bei der nationalen Regierung in Salamanca, General Wilhelm Faupel, hielt sie doch für wichtig genug, um in einem Bericht an das Auswärtige Amt[10] dazu Stellung zu nehmen. Er sprach ihnen natürlich jeden Wirklichkeitsgehalt ab, konnte aber trotzdem nicht umhin, fest-

zustellen, Molas Tod am 3. Juni 1937 habe Franco »zweifellos erleichtert«. Und Hugh Thomas, einer der sorgfältigsten Chronisten des Spanischen Bürgerkrieges auf seiten der Republik, stellt in seinem Buch[11] sogar ganz unumwunden die Frage: »Gab es in dem Flugzeug eine Zeitbombe?«
Auch der Vater des Piloten, der mit Mola zusammen bei dem Unglück ums Leben kam, wollte das wissen und erschien, wie Thomas berichtet, noch Jahre später bei Franco in Valladolid mit zwei geladenen Pistolen, um seiner diesbezüglichen Frage mehr Nachdruck zu verleihen. Aber selbst Thomas lehnt die Motivierung dieser angeblich deutschen Sabotage als unwahrscheinlich ab. Mola, so wurde in den hartnäckig zirkulierenden Gerüchten behauptet, habe sich den deutschen Forderungen auf eine energischere Kriegsführung widersetzt und sei deswegen beseitigt worden. Das ist schon deswegen unsinnig, weil die Führung der Legion Condor gerade bei Mola und seinem Generalstabschef Vigón viel mehr Verständnis für ihre Anregungen fand als bei Franco, der gelegentlich fast den Eindruck machte, als wolle er bewußt den Krieg in die Länge ziehen. Aufschlußreicher sind da schon die letzten Äußerungen, die Franco über den ihm lästigen Waffenkameraden machte. »Mola«, soll er (nach Thomas) gesagt haben, »war ein sturer Bursche. Wenn ich ihm Befehle gab, die nicht mit seiner eigenen Ansicht übereinstimmten, sagte er oft: ›Trauen Sie meiner Führung nicht mehr?‹«
Das Wort ist in doppelter Weise bezeichnend. Es zeigt einmal, daß ein militärischer Befehl in der spanischen Armee etwas ganz anderes als in der deutschen war und jedenfalls eine sehr weite Auslegungsbreite hatte, woraus sich naturgemäß ein Großteil der Schwierigkeiten in der militärischen Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Spaniern ergab. Zum anderen geht daraus deutlich hervor, daß sich der an Lebens- und Dienstjahren ältere General Mola noch lange

nach der Selbstbeförderung Francos zum »Generalissimus« und »Staatschef« diesem nur zähneknirschend unterordnete. Von Franco war bei Beginn der nationalen Erhebung am 18. Juli 1936 überhaupt nicht die Rede. Noch im Winter 1935/36 versicherte er zwei absolut zuverlässigen und unverdächtigen Zeugen, Salvador de Madariaga[12] und Gregorio Marañón[13], daß er nicht die Absicht habe, an irgendeinem Putsch gegen die Republik teilzunehmen. Nun, das hätte Tarnung sein können. Denn immerhin bekleidete Franco damals als Generalstabschef im Kriegsministerium einen so wichtigen Posten, daß er der Regierung keinen Anlaß bieten durfte, ihn von demselben zu entfernen. Aber beide Schriftsteller kannten Franco so gut, daß sie – unabhängig voneinander, aber übereinstimmend – versichern zu können glaubten, er habe es ehrlich gemeint.

Und Franco war – wenigstens damals und in diesem Fall – wirklich aufrichtig. Es gibt kein Anzeichen oder Zeugnis dafür, daß Franco bis zu den Februarwahlen 1936 gegen das republikanische Regime eingestellt gewesen wäre oder sich gar an irgendwelchen Aktivitäten in dieser Richtung beteiligt hätte. Ja, der monarchistische Fliegermajor Juan Antonio Ansaldo[14] verbürgt sich sogar dafür, daß Franco noch bis zum Sommer 1936, als Spanien bereits brannte und der Ausbruch des Bürgerkrieges unmittelbar bevorstand, zauderte, auf welche Seite er sich schlagen sollte. Wenn man den Chef der Verschwörung, General Sanjurjo, nach der Haltung Francos fragte, pflegte er, wie Ansaldo berichtet, verächtlich zu antworten: »Mit oder ohne den kleinen Franco – wir werden Spanien retten.«

Ein Spätrevolutionär

Seine Eintrittskarte ins nationale Lager (und wenn es anfänglich auch nur ein bescheidener Stehplatz war) besorgte

sich der spätere »Caudillo« erst im letzten Augenblick, nämlich nach den Wahlen vom 16. Februar 1936, die zwar noch keiner marxistischen Partei die absolute Mehrheit, aber der Volksfront doch soviel Stimmen eintrugen, daß diese den linksliberalen Manuel Azaña y Díaz (1880–1940) mit einer Regierung »links der Mitte« in den Sattel heben konnte, die von den Stimmen der Linksextremisten im Parlament abhängig und diesen daher auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Auch Franco sah jetzt, wohin der Hase lief. Er machte einen schwächlichen Versuch, Azañas Regierungsantritt durch die im Staatssicherheitsgesetz vorgesehene Verhängung des Belagerungszustandes zu verhindern. Als er jedoch auf den ersten Widerstand stieß, gab er klein bei. Azaña dagegen verzieh ihm schon den Versuch nicht und feuerte ihn.

Seine Versetzung als Militärgouverneur auf die entlegenen Kanarischen Inseln kam einer Art Verbannung gleich. Aber auch jetzt noch fand Franco den Anschluß an die Verschwörer nicht, die ihn auch nicht dazu aufforderten, da er für sie längst nicht mehr so interessant wie in seiner vorhergehenden Stellung war. Aber ihm blieb, nachdem die Republik ihm diesen Tritt versetzt hatte, gar nichts anderes übrig, als sich auf die andere Seite zu schlagen. Er suchte sich dafür zu qualifizieren, als er sich – wozu er nicht verpflichtet war – bei Ministerpräsident Azaña abmeldete. Ihm gegenüber hob er warnend den antikommunistischen Zeigefinger. Das beeindruckte den linksliberalen Antimilitaristen wenig, war aber für Franco die erste Gelegenheit, seine antikommunistische und gut nationale Gesinnung, die bisher im Lager der Putschisten bezweifelt worden war, gewissermaßen aktenkundig zu machen. Trotzdem wollte er es in diesem Augenblick auch mit der Gegenseite noch nicht ganz verderben, indem er Azaña wörtlich sagte: »Sie begehen einen Irrtum, wenn Sie mich wegschicken. In Madrid könnte ich der Armee und

dem Frieden Spaniens nützlicher sein.« Azaña sah ihn durch seine dicken Brillengläser geringschätzig an und antwortete: »Ich fürchte die Entwicklungen nicht. Sanjurjos Erhebung war mir bekannt, und ich hätte sie verhindern können. Ich zog es vor, sie scheitern zu lassen.«

Er bezog sich damit auf den ersten Putsch des Generals Sanjurjo aus dem Jahre 1932, der bald nach der Errichtung der spanischen Republik tatsächlich kläglich scheiterte. Auch damals schon war Azaña Ministerpräsident. Als ihm ein aufgeregter Adjutant meldete: »Das Heer hat sich erhoben!« soll er gelassen geantwortet haben: »Und ich werde mich jetzt zur Ruhe legen.« Er tat's und ließ den Dingen ihren vorgesehenen Lauf. Die Republik war damals noch nicht reif zum Sturz. Die Revolte hatte nur in Sevilla vorübergehenden Erfolg und wurde überall sonst und schließlich auch im Süden mühelos niedergeschlagen.

Jetzt war die Situation grundlegend anders. Azaña verkannte sie. Franco nicht. Auf den landschaftlich und klimatisch reizvollen, aber für einen Putschisten denkbar ungeeigneten Kanarischen Inseln angekommen, tat Franco den nächsten Schritt ins nationale Lager. Er überlegte ihn sich gut und ließ sich bis zum 23. Juni Zeit damit. Da war Azaña bereits – die Regierungen wechselten damals schnell und in immer kürzerer Folge – durch einen anderen Mann »links der Mitte«, Santiago Casares Quiroga (1884–1950), abgelöst. Ihm, der auch gleichzeitig das Amt eines Kriegsministers versah, schrieb Franco einen »historischen« Brief, der ganz offenbar für die Nachwelt gedacht war, um dieser zu beweisen, daß er nichts unterlassen hatte, um den schrecklichen Bruderkampf zu vermeiden und die Dinge friedlich wieder ins Lot zu bringen, was natürlich zu diesem Zeitpunkt – drei Wochen vor der Ermordung Calvo Sotelos, die den Bürgerkrieg auslöste – einfach nicht mehr möglich war.

Im gleichen Monat Februar 1936, als sich der zaudernde Franco nach den Kanarischen Inseln einschiffte, tauchte der General José Sanjurjo Sacanell (1872–1936) unvermutet in Berlin auf. Der Altputschist, der 1932 zunächst zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglicher Haft begnadigt, 1934 amnestiert worden war und seitdem im benachbarten Portugal weiter konspirierte, schützte einen Besuch bei den Olympischen Winterspielen für seine Deutschlandreise vor. Ihr wirklicher Zweck war, Waffen für seine nächste Erhebung zu besorgen, die er diesmal lange, sorgfältig und in großem Stil vorbereitet hatte. Der sie ihm verschaffen sollte, war niemand anders als der Admiral Canaris. Der Oberst Juan Beigbeder Atienza (1890–1957), Militärattaché an der spanischen (republikanischen) Botschaft in Berlin, ein alter Marokko-Haudegen, war mit in der Verschwörung und übernahm es, die alten Fäden aus der Geheimdiensttätigkeit des Admirals in Spanien neu zu knüpfen. Über diese Begegnung zwischen dem Führer der spanischen Militärverschwörung und dem mächtigen Chef der deutschen Abwehr ist wenig bekannt. Noch weniger allerdings kam dabei heraus. Jedenfalls keine Waffen. Bestenfalls eine vage und nicht einmal halbe Zusage, sich die Sache durch den Kopf gehen zu lassen.

Wie ist es zu erklären, daß Canaris, der sich doch später so energisch für Franco und dessen Bewegung einsetzte, kaum daß Hitler sich entschlossen hatte, diesen bei seinem bereits als mißlungen zu betrachtenden Putsch in Marokko zu unterstützen, diese Gelegenheit nicht schon im Februar 1936 beim Schopfe packte? Zur Beantwortung dieser Frage trug der deutsche Agent Ino von Rolland bei, den wir im Zusammenhang mit den deutsch-spanischen Rüstungsverhandlungen der zwanziger Jahre erwähnten, als er sich in

unserer Unterhaltung in Buenos Aires bei der Erörterung des Falles Canaris deutlich von dem ehemaligen Abwehrchef distanzierte, obwohl er seinerzeit mit ihm eng zusammengearbeitet hatte und eine gewisse gegenseitige Sympathie ja sogar politisch-weltanschauliche Übereinstimmung nicht leugnen wollte. Aber Rolland konnte ihm nicht mehr folgen, als er den Eindruck gewann, daß Canaris seine anfänglich offene, ja sogar begeisterte Zustimmung zu dem 1933 in Deutschland eingetretenen Wandel mit einer zunehmend kritischeren, ja sogar feindseligen Einstellung vertauschte. Wie weit diese ging und ob sie etwa schon 1934/35, als er sie festzustellen glaubte, landesverräterischen Charakter hatte, wollte Rolland nicht mit Sicherheit behaupten. Er ließ aber keinen Zweifel daran, daß der Canaris der zwanziger Jahre ein anderer als der des Zeitpunktes war, zu dem der Spanische Bürgerkrieg entbrannte.
Jetzt ist die Frage, warum Canaris den Verschwörer Sanjurjo unverrichteter Dinge wieder abreisen ließ, verhältnismäßig leicht zu beantworten. Natürlich sah er die Entwicklung in Spanien in Richtung auf eine kommunistische Machtergreifung genauso deutlich wie die spanischen Patrioten. Natürlich stand er mit dem Herzen nach wie vor auf ihrer Seite. Aber ihre Sache so nachhaltig zu unterstützen, wie das zur Abwendung der erkannten Gefahr notwendig gewesen wäre (und wie das Hitler am 25. Juli unter Umgehung seines Abwehrchefs und des von diesem beeinflußten Auswärtigen Amtes aus einem unvermuteten eigenen Entschluß heraus tat), hätte eine Stärkung des Hitler-Regimes bedeutet, das zu stürzen Canaris damals offenbar schon fest entschlossen war, selbst wenn er dabei die Existenz des Reiches, ja des Abendlandes aufs Spiel setzte. Zwischen der Abfuhr für Sanjurjo und Beigbeder im Februar 1936 und dem Eintreten für Franco und seine Sache nur wenige Monate danach besteht also jetzt kein Widerspruch mehr.

War es wirklich nur ein Zufall, daß dem militärisch-politischen Tod Sanjurjos und Molas infolge der ihnen verweigerten oder jedenfalls doch nur symbolisch gewährten deutschen Unterstützung auch der physische Tod dieser beiden Generale folgte? Im Falle des Generals Mola bleibt die Frage, wie wir gesehen haben, zumindest offen. Die über den Tod des Generals Sanjurjo vorliegenden Zeugnisse machen die Vermutung, Canaris oder Franco hätten dabei ihre Hand im Spiel gehabt, unwahrscheinlich. Das wichtigste stammt von einem überzeugten Monarchisten und engen Vertrauten sowohl Sanjurjos als auch Molas, dem bereits erwähnten Flieger-Major Juan Antonio Ansaldo. Er hat in seinem ebenfalls schon genannten Buch[14] eine genaue Schilderung seiner wichtigsten und zugleich tragischsten Mission gegeben. Mola beauftragte ihn, kaum daß die nationale Erhebung, durch die Ermordung Calvo Sotelos vorzeitig ausgelöst, am 18. Juli stattgefunden hatte, den Führer der Bewegung, General Sanjurjo, als Staatschef des neuen Spaniens aus seinem Exil in Portugal nach Burgos zu bringen. Am 20. Juli konnte Ansaldo mit einer kleinen und nicht sehr leistungsfähigen Maschine starten. Er traf Sanjurjo inmitten einer euphorischen Versammlung Gleichgesinnter an, die vollends aus dem Häuschen geriet, als er sich bei dem General als dem neuen Staatsoberhaupt meldete.

Die portugiesische Regierung, die den Verschwörern alles andere als feindlich gegenüberstand, glaubte, diplomatische Verwicklungen dadurch vermeiden zu müssen, daß sie Ansaldo und seinem wichtigen Fluggast den Start von einem portugiesischen Militärflugplatz aus verweigerte. Sie wies ihm stattdessen den kleinen primitiven Feldflugplatz Marinha an, dessen Konditionen noch durch Nadelholzanpflanzungen an seinen Rändern verschlechtert wurden. An-

saldo teilte seine Bedenken dem »Chef« mit und bat, ja beschwor ihn, wenigstens einen seiner beiden umfangreichen und schweren Koffer dazulassen. Das lehnte der 64jährige und sich am Ziel seiner Laufbahn wähnende General mit dem Stolz, für den der echte Spanier bekannt ist, ab. In den Koffern befänden sich seine Galauniformen und sonstige Utensilien, die für den bevorstehenden Akt der Machtübernahme unerläßlich seien. Ansaldo resignierte und startete mit dem designierten, aber noch nicht eingesetzten Staatsoberhaupt und seinen Koffern. Die Maschine kam, wie befürchtet, schlecht vom Boden ab und streifte die Wipfel der nahen Bäume. Ansaldo wurde hinausgeschleudert. Das Flugzeug stürzte ab und verbrannte mit seinem einzigen anderen Insassen samt Koffern.

Erste nationale Regierung ohne Franco

Vier Tage später trat die von General Mola in Vertretung des tödlich verunglückten Revolutionsführers ernannte nationale Junta in Burgos zusammen. Sie sollte ursprünglich – auch nach Sanjurjos Willen – aus Militärs und Zivilisten bestehen. Aber der Monarchistenführer Calvo Sotelo war bereits ermordet und dem einstweilen nur als Geisel von den Roten in Haft gehaltenen Führer der Falange, José Antonio Primo de Rivera, sollte bald das gleiche Schicksal widerfahren. So begnügte sich Mola mit Militärs. Dieser ersten de facto-Regierung des nationalen Spanien gehörten die (in dieser Reihenfolge) wichtigsten Generale der Verschwörung an: Mola, Saliquet, Ponte und Davila. Den Vorsitz der Junta an Stelle des verunglückten Sanjurjo übertrug Mola dem damals bereits 74jährigen General Miguel Cabanellas y Ferrer (1862–1938). Franco, der an diesem Tag noch nichts über die von ihm nach Berlin entsandte und nach jeder

Wahrscheinlichkeitsrechnung völlig aussichtslose Mission wußte, gehörte der Junta selbstverständlich nicht an. Erst im August wurde er hinzugezogen, nachdem ihm seine mit deutscher Hilfe schnell und spektakulär erzielten Anfangserfolge ein nicht mehr zu übersehendes politisches und militärisches Gewicht verliehen hatten.

Keine zwei Monate später, am 1. Oktober 1936, war Francisco Franco »Generalissimus« und »Staatschef«. Das war »ein regelrechter Staatsstreich«, schrieb Hugh Thomas[11] nicht ohne Grund, wenn sich auch das nationale Spanien im Taumel seiner ersten militärischen Erfolge, darunter besonders der Entsetzung des heldenhaft verteidigten Alcázars von Toledo, nicht darüber klar wurde. Bis dahin hatte es in den von den Rebellen in Besitz genommenen Gebieten eine Regierung im strengen Sinn dieses Wortes nicht gegeben. Die Junta in Burgos war zwar von den Achsenmächten als Regierung anerkannt, übte aber die Funktionen einer solchen nur in sehr bescheidenem Umfang aus. Die militärischen Operationen waren einstweilen vorrangig. Sie wurden im Norden der Halbinsel von Mola, im Süden von Queipo de Llano geführt. Franco, der die Überführung seiner afrikanischen Truppen aufs Festland mit der schnellen und wirkungsvollen deutschen Hilfe abgeschlossen hatte, richtete sein Hauptquartier in Cáceres am Mittelabschnitt der Front ein. Er war unter dem militärischen Führungs-Dreigespann bestenfalls ein »primus inter pares«, und auch das nur, weil Hitler die Fortsetzung der deutschen Waffenhilfe von der Bedingung abhängig gemacht hatte, daß der General Franco der alleinige Empfänger und Partner sein müsse.

Mola und Queipo de Llano wußten, besonders seit sich der Angriff auf Madrid festgelaufen hatte und damit alle Hoffnung auf eine schnelle Beendigung des Krieges zuschanden geworden waren, daß die nachhaltige deutsche Hilfe für den Sieg unerläßlich war. Ihn hatten sie im Auge. Ihm ordneten

sie ihre nur zu berechtigten Bedenken gegen die faktische Übernahme des Oberbefehls durch Franco unter. Im Interesse der gemeinsamen Sache fanden sie sich damit ab, daß Franco sich von seinen Schmeichlern – gelegentlich sogar öffentlich – als »Generalissimus« bezeichnen ließ. Diesen de facto- in einen de jure-Zustand zu verwandeln, war das Ziel emsiger Vorbereitungen, mit denen Franco seinen Berater- und Mitarbeiterstab in Cáceres beauftragt hatte. Sein (um ein Jahr älterer) Bruder Nicolas Franco spielte dabei die wichtigste Rolle. Er übernahm den politischen und propagandistischen Teil des geplanten Staatsstreiches, während der Oberst (später General) Alfredo Kindelán y Duany, Oberbefehlshaber der nationalen Luftstreitkräfte, den militärischen Teil der Operation erledigte. Ihm verdanken wir auch die Darstellung vom Ablauf der Ereignisse zwischen dem 29. September und 1. Oktober 1936[15].

Ein Staatsstreich wird geplant

Welchen Anteil Canaris daran hatte, verrät er leider nicht. Es steht jedoch fest, daß der deutsche Abwehrchef die Vorgänge in Spanien über sein dort aufgebautes und zuverlässig arbeitendes Agentennetz genauestens und bis in alle Einzelheiten verfolgte und seine detaillierten Kenntnisse immer wieder durch plötzliche Reisen nach Spanien ergänzte. Die erste derselben nach Ausbruch der Kampfhandlungen, bei der es zur ersten persönlichen Kontaktaufnahme zwischen ihm und Franco kam, fand im August 1936 statt. Franco scheint den Eindruck, den Canaris von ihm hatte, ohne ihn persönlich zu kennen, bei dieser Gelegenheit nicht nur bestätigt, sondern übertroffen zu haben. Hier trafen sich zwei kongeniale Geister. Canaris war nicht der einzige, dem Franco durch seine nicht anders als genial zu nennende poli-

tische Geschicklichkeit imponierte, durch seine Kunst des Lavierens, des Sich-alle-Türen-Offenhaltens, die er schon bei der Vorbereitung des Juli-Putsches bewiesen hatte. Andererseits wußte Canaris auch, daß Francos Gegenspieler in der Junta, um von dem Präsidenten derselben, dem bereits recht verkalkten General Miguel Cabanellas y Ferrer, gar nicht zu sprechen, ihm hoffnungslos unterlegen waren.
Wir haben keinen Beweis für die Annahme, daß bei dieser ersten Begegnung Canaris–Franco über den bevorstehenden Staatsstreich gesprochen wurde, aber sie drängt sich geradezu auf. Canaris wäre nicht Canaris gewesen, hätte er nicht seinem spanischen Partner einige nützliche Hinweise gegeben, und dieser wäre nicht Franco gewesen, hätte er sie nicht dankbar entgegengenommen. Wir wissen von Rolland (wie auch aus der umfangreichen Canaris-Literatur), daß Canaris schon zu diesem Zeitpunkt dem »Widerstand« angehörte, daß er Hitler und sein Regime haßte und alles zu tun entschlossen war, beide zu stürzen. Er dürfte sich mit dem feinen Gespür des »Meisterspions« davon überzeugt haben, daß er damit bei Franco Verständnis, wenn nicht gar Übereinstimmung fand, und daß sich ihre Absichten zumindest für eine absehbare Wegstrecke durchaus deckten: Franco mußte der starke Mann des neuen Spanien und dieses zum Zünglein an der europäischen Waage werden, das die beiden in diese oder jene Richtung bewegen könnten.
Am 29. September flog Franco mit seinem Stab nach Salamanca, um der dort tagenden Junta eine Reorganisation und Reaktivierung vorzuschlagen, was diese wahrlich dringend nötig hatte. Der Zeitpunkt war günstig gewählt, da gerade am Vortag Kronprätendent Don Alfonso Carlos in Wien gestorben war. Manuel Fal Conde, der Führer der Carlisten, war mit anderen einflußreichen Königstreuen zur Beerdigung des verhinderten Monarchen nach Österreich gefahren. Franco hätte gewiß nichts dagegen gehabt, wenn er dort

geblieben wäre. Er fürchtete den aufrechten Royalisten aus Navarra, der als Zivilist an der Seite Molas politisch eine einflußreiche Rolle spielte wie sein Bruder Nicolás bei ihm, und der auch militärisch eine gewisse Bedeutung hatte, da allein bis zu diesem Zeitpunkt 40000 seiner Anhänger (im Alter zwischen 15 und 65 Jahren) zu den Fahnen der Requetés, der unter Molas Befehl stehenden carlistischen Navarra-Milizen, geströmt waren.
Als Fal Conde nach Spanien zurückkehrte, wurde er bald darauf von Franco unter einem fadenscheinigen Vorwand innerhalb von 48 Stunden des Landes verwiesen. Auch den Führer der anderen großen politischen Organisation, José Antonio Primo de Rivera (1903–1936), brauchte Franco nicht zu fürchten. Er saß in einem roten Gefängnis in Alicante, so daß seine »Falange« praktisch führerlos war. Unter den beiden restlichen Machtfaktoren der sogenannten nationalen Bewegung, Kirche und Militär, gab es mit der ersteren kein Problem. Sie stand zu ihrem treuen Sohn wie er zu ihr. Und was seine Kameraden in Uniform betraf, so würde er schon selbst mit ihnen fertig werden.

So wurden die Generale überrumpelt

Franco hatte den Entwurf eines Dekretes anfertigen lassen, das der Junta vorgelegt, von ihr genehmigt und in Kraft gesetzt werden sollte. Es enthielt außer den üblichen blumenreichen Floskeln im altmodischen Kanzlei-Spanisch nichts weiter als die Bestätigung Francos auf dem Posten eines »Generalissimus und Regierungschef«. Kindelán verlas es. Aber hatten draußen beim Eintreffen Francos in Salamanca die von Nicolás mobilisierten Gruppen den »Caudillo« als solchen und als »Generalissimus« mit Sprechchören begrüßt, so antworteten jetzt die Generale der Junta mit eisi-

gem Schweigen. Sie waren ganz offenbar weder begeistert, noch überhaupt bereit, diesen Frosch zu schlucken.
Das war mehr als nur die unter Uniformträgern übliche Eifersucht. Wer war denn dieser Franco eigentlich, daß er sich diese Selbstbeförderung anmaßte? Gewiß: ein tapferer Soldat (obwohl ihn Don José Antonio in einem seiner letzten Briefe aus dem Gefängnis, ehe er dort am 19. November 1936 erschossen wurde, einen »Feigling« genannt hatte). Alle seine Beförderungen vom 22jährigen Hauptmann bis zum General (dem jüngsten des Heeres) erfolgten wegen Tapferkeit vorm Feind. Aber als Feldherr hatte er versagt, insbesondere beim ersten Angriff auf Madrid, das (wie wir sehen werden) schon längst in nationaler Hand hätte sein können. Und daß er seine bisherigen Erfolge im Bürgerkrieg nur der Unterstützung durch eine ausländische Macht verdankte, davon wollte man in diesem Kreis stolzer Spanier lieber nicht sprechen. Politisch schließlich stellte er – jedenfalls damals noch – überhaupt nichts dar. Die Falange, die sich nach den Vorbildern der großen zeitgenössischen Bewegungen in Italien und Deutschland mit ihren sozialen Komponenten orientierte, sah sich durch ihn nicht repräsentiert. Und die Royalisten trauten ihm nicht. Wer traute ihm überhaupt? Junta-Präsident Cabanellas faßte die Empfindungen der Anwesenden zusammen, indem er das eingetretene peinliche Schweigen mit der Bemerkung unterbrach, man brauche Zeit, sich den Vorschlag reiflich zu überlegen. Sie wurde ihm gewährt.
Bei dem anschließenden Festessen nutzten Franco, sein Bruder und Kindelán die sich auflockernde Stimmung, um die spröden Herren der Junta in ihrem Sinne zu bearbeiten. Besonders Nicolás Franco schien sich ganz in die Rolle des Napoleon-Bruders Lucien vom 18. Brumaire (9. 11. 1799) hineinversetzt zu haben, als es Bonaparte gelang, das Revolutions-Direktorium zu überspielen und sich mit Hilfe seines

Bruders – ähnlich wie Franco jetzt, 137 Jahre später – zum ersten Mann der Republik zu machen. Zwei Tage später konnte Nicolás seinem Bruder melden, daß der letzte Widerstand überwunden war. Die Annahme, Unterzeichnung und Inkraftsetzung des Ernennungsdekretes war dann nicht viel mehr als eine Formsache. Ein pikantes Detail dieser »Wahl« verraten wir weiter unten.

Eine ganz gewöhnliche Mogelei

Nur eine Kleinigkeit fehlte noch. Ein winziges Wörtchen mußte geändert werden. Das fertige Dekret sprach von Franco – wie vorgesehen – als vom »Generalissimus und *Regierungs*chef.« Franco aber wollte mehr werden: »Generalissimus und *Staats*chef«. Man hatte die bescheidenere Formulierung gewählt, um die Junta nicht noch störrischer zu machen. Sollte man wegen dieser unerläßlichen Änderung die Herren nochmals belästigen? Es gab einen einfacheren Weg. Der französische Autor Jean Creac'h[16] kam ihm auf die Spur, und Hugh Thomas[11] fand seine Angaben bei privaten Nachforschungen bestätigt: Kurz vor Drucklegung des Dekretes erschien ein Bote von Nicolás Franco in der Druckerei mit der schriftlichen Weisung, das Wort »Regierungschef« in »Staatschef« zu ändern. So geschah es. So erschien das Dekret im Gesetzblatt, womit es als in Kraft gesetzt galt. So wurde es am 1. Oktober bei der feierlichen Amtseinführung Francos als »Generalissimus und Staatschef« in Burgos verlesen. Nicht durch Gottes Gnade (wie in der von ihm verehrten Monarchie) und nicht durch den Volkswillen (wie in der von ihm verachteten Demokratie) war Franco zum Staatschef geworden, sondern durch eine ganz gewöhnliche Mogelei, wie sie Schuljungen zur Verbesserung ihres Notenheftes vornehmen.

So einfach wird Weltgeschichte gemacht. Innerhalb von nur zehn Wochen war aus dem kleinen verkrachten Putschisten in einem gottverlorenen Winkel Nordafrikas der »Generalissimus und Staatschef« eines Landes geworden, das er zwar noch nicht einmal zur Hälfte (und keineswegs der besseren) in seiner Gewalt hatte, das aber bereits die inoffizielle Anerkennung und nachhaltige militärische Unterstützung der beiden aufstrebenden Großmächte Europas, Deutschlands und Italiens, genoß. Das mußte gefeiert werden.
Zur spektakulären Amtsübernahme in Burgos am 1. Oktober hatte Nicolás Franco wieder seine Jubelchöre mobilisiert, die ihre Stimmbänder diesmal mit dem scharf skandierten »Fran-co, Fran-co, Fran-co« strapazierten. Das war den Faschisten und ihrem Ruf »Du-ce, Du-ce, Du-ce« abgelauscht. Ein anderer Propaganda-Einfall hielt sich an das deutsche Vorbild. Plakate mit der Aufschrift »Un estado – un país – un jefe« (Ein Staat – ein Land – ein Chef) waren in hoher Auflage in Druck gegeben und zur Verteilung im ganzen Land bestimmt. Die Ähnlichkeit mit dem deutschen Kampfruf »Ein Reich – ein Volk – ein Führer« war offensichtlich, ja beinahe peinlich. So deutlich die scheinbare Verwandtschaft mit den Volksbewegungen in Italien und Deutschland auch nach außen demonstriert wurde, so vage blieb das Programm seiner Regierung, das Franco bei dieser Gelegenheit verkündete. Es lehnte sich in unverbindlichen Formulierungen an das der Falange an, ohne eine einzige von deren grundsätzlichen Forderungen zu übernehmen. Deutlicher wurde diese neue Regierung durch die offizielle Begleitung des »Generalissimus« definiert. Die Uniformträger hielten sich bewußt fern. Kutten und Soutanen beherrschten das Bild. Ein klerikal-faschistisches Regime, wie es Dollfuß 1932 in Österreich errichtet hatte, begann sich abzuzeichnen.

Hitler, der diese Entwicklung, von Canaris informiert, offenbar nicht erkannte, schickte seinen diplomatischen Vertreter in Lissabon (ein eigener Repräsentant bei der Franco-Regierung wurde erst im November ernannt), den Grafen Du Moulin-Eckhart, nach Burgos, um dem neuen Staatschef seine persönlichen Glückwünsche zu überbringen. Bei dem Staatsempfang, den Franco ihm in Salamanca gab, überschlug sich der »Caudillo« förmlich in Lobreden auf Hitler und das neue Deutschland, wie Graf Du Moulin dem Auswärtigen Amt vertraulich berichtete[17]. Er hoffe, sagte er, seine Flagge bald neben dem Banner der Zivilisation hissen zu können, das der Führer bereits aufgepflanzt habe. Bei dem anschließenden Essen habe Franco nicht einen Augenblick lang einen »Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Haltung uns gegenüber« aufkommen lassen. Das Bemerkenswerteste an diesem diplomatischen Bericht ist zweifellos, daß Du Moulin überhaupt einen solchen »Zweifel an der Aufrichtigkeit« Francos erwähnt. Hätte er es getan, wäre er ihm nicht selbst gekommen? Canaris hatte keinen solchen Zweifel. Er kannte Franco und wußte, daß er sich auf ihn verlassen konnte.

Wenn Nicolás Franco geglaubt hatte, er würde – wie Lucien Bonaparte – für geleistete Dienste von seinem Bruder wahrhaft »fürstlich« belohnt und wie dieser zum Prinzen und Innenminister gemacht werden, so irrte er. Zwar durfte er noch kurze Zeit in der neuen Franco-Regierung, die rein administrativen Charakter und keinerlei politische Bedeutung hatte, die Rolle eines Generalsekretärs spielen, aber kaum hatte sein Bruder in dem aus roter Haft entwichenen Schwager Ramón Serrano Súñer (geb. 1901) einen passenderen Chefberater gefunden, schob er Nicolás als Botschafter nach Lissabon ab. Das war nur ein sehr bescheidener

Trostpreis. Nun war Dankbarkeit für empfangene Hilfe nie Francos starke Seite gewesen. Aber in dem Fall seines Bruders Nicolás mag ein anderer Faktor für die schäbige Behandlung, die er ihm zuteil werden ließ, maßgeblich gewesen sein: Nicolás Franco stand – auch darüber berichtet Du Moulin – im Ruf eines Germanophilen. Wenn das zutraf, sollte er in Zukunft jedenfalls keine Gelegenheit mehr haben, diese seine Neigung in politische Münze umzuprägen. Nicolás Franco hat in Spanien nie wieder eine politische Rolle gespielt.

Der weltberühmte Bruder

Tragischer war das Geschick des anderen Franco-Bruders Ramón. Er war viel früher als der fünf Jahre ältere Bruder zu Weltruhm gelangt. Während Francisco noch als Subalternoffizier im marokkanischen Rif Auszeichnungen und Beförderungen sammelte, überquerte Ramón am Steuer des historischen Flugzeugs »Plus ultra« zusammen mit drei anderen Militärfliegern im Januar 1926 als erster den Atlantik von Spanien nach Argentinien, mehr als ein Jahr bevor das Lindbergh in umgekehrter Richtung gelang, und zwei Jahre vor Köhl, Hünefeld und Fitzmaurice auf der wesentlich kürzeren Nordroute. Die spanischen Flieger wurden in Buenos Aires wie die Helden empfangen und bejubelt. Es war das erste Mal, daß der Name Franco in aller Munde war. Aber es war nicht der Name des späteren Generalissimus, sondern der seines kleinen Bruders.

Ramón nahm – im Gegensatz zu seinem Bruder – am politischen Leben seines Landes aktiven Anteil. Als König Alfons XIII. 1930 ohne seinen zurückgetretenen Diktator Primo de Rivera zu regieren versuchte (mit durchaus negativem Erfolg), kam es zu Unruhen. Ein erster Militärputsch

am 12. 12. 30 in Jaca schlug fehl. Der König ließ die Rädelsführer erschießen. Aber als sich wenig später die Luftwaffengarnison von »Cuatro Vientos« bei Madrid erhob, und sich unter den jungen Rebellen der Volksheld Ramón Franco befand, da wagte der Monarch keine blutige Repression mehr, sondern schritt – wie der derzeitige spanische König – zu »Demokratisierungs«-Maßnahmen, die binnen kurzem seinen Sturz herbeiführten. Er ging (ohne abzudanken) ins Exil. Am 14. April 1931 wurde die Republik ausgerufen. Die Unterzeichner des revolutionären Aufrufs, den Ramón Franco über Madrid abgeworfen hatte (statt der für den Königspalast bestimmten Bomben, die man ihm nur mit Mühe hatte ausreden können), spielten alle (von den Sozialisten Largo Caballero und Prieto bis zu den späteren Ministerpräsidenten Azaña und Lerroux) in der Republik eine führende Rolle, die sich Ramóns Bruder Francisco fünfeinhalb Jahre später zu beseitigen anschickte.

Daß Ramón Franco ganz wesentlich zur Abschaffung der Monarchie in Spanien beigetragen hatte, die Francisco Franco in Ermangelung einer besseren Idee zur Lösung der Frage seiner Nachfolge exhumierte, ist eine Tatsache, auf die in der Zeitgeschichtsschreibung bisher kaum, und wenn, dann nur am Rande hingewiesen wurde. Sie verdient jedoch hervorgehoben zu werden, um das Charakterbild des »Caudillo« abzurunden. Hatte er sich schon seinem älteren Bruder gegenüber nicht eben großzügig benommen, so kann sein Verhalten gegenüber dem jüngeren nur Abscheu erwecken. Obwohl Ramón glühender Republikaner war – wie übrigens auch sein Putschkamerad von 1930, der spätere General Queipo de Llano y Serra (1875–1951), mit dem zusammen er damals geflohen war, um der Verhaftung und möglichen Erschießung zu entgehen – stellte er sich der nationalen Erhebung zur Verfügung, ganz gewiß nicht, um die Monarchie und Pfaffenherrschaft in seinem Vaterland zu re-

staurieren, sondern weil er die Gefahr erkannt hatte, die Spanien durch den Weltbolschewismus drohte.
Diese seine Einstellung deckte sich mit derjenigen, die viele von uns Legionären hatten, und die in der von uns wieder und wieder gestellten Frage »Kämpfen wir auf der verkehrten Seite?« zum Ausdruck kam. Die zu einem geflügelten Wort gewordene Frage beherrschte jede politische Diskussion, die in der Legion Condor über die Entwicklung der spanischen Dinge geführt wurde. Der Rundfunkgeneral Queipo de Llano beendete noch in den ersten Kriegsmonaten jede seiner mitreißenden Rundfunkansprachen mit dem Ruf »Viva la República!« – Es lebe die Republik! – bis ihm das von Franco ausdrücklich untersagt wurde. Er meinte eine nationale und soziale Republik, in der der Marxismus keine Chancen hat, weil ihm die Voraussetzungen – soziale Ungerechtigkeit, Ausbeutung und sonstige Mißbräuche des Kapitalismus – entzogen sind, wie das in dem von ihm bewunderten Dritten Reich der Fall war. Ein Besuch in dessen Hauptstadt, der von Franco nicht ausdrücklich genehmigt worden war, und den Queipo de Llano benutzte, um dem deutschen Volk und seiner Führung seine aufrichtige Freundschaft und Bewunderung zu versichern, war der Anlaß, daß Franco ihn endgültig kaltstellte, nachdem er ihn schon bei der Umbildung seines Kabinetts im Januar 1938 provokativ übergangen hatte, so daß Queipo de Llano seine Rundfunkreden damals einstellte.
Im gleichen Jahr kam auch sein alter Freund und Mitstreiter Ramón Franco bei einem »Unfall im Dienst« ums Leben. Er wäre fraglos ein tüchtigerer, mitreißenderer Oberbefehlshaber der nationalspanischen Luftstreitkräfte gewesen als der damals schon fast 60jährige Kindelán, der jedoch in Francos Augen den Vorzug hatte, ein überzeugter Monarchist, ein treuer Diener der Kirche und außerdem noch anglophil zu sein. So hatte er für seinen Bruder, dessen Ruhm

den seinen damals noch überstrahlte, keinen anderen Posten als den bescheidenen eines Fliegerhorst-Kommandanten auf den Balearen. Ramón Franco war – nach Sanjurjo und Mola – die dritte bedeutende Persönlichkeit des nationalen Spanien, die dem »Caudillo« im Wege stand und – welch glückliche Fügung des Schicksals! – bei einem Unfall ums Leben kam. Wer das Vertrauensverhältnis des so Begünstigten zum Chef eines der anerkannt leistungsfähigsten Geheimdienste kennt, braucht kein krankhafter Verdachtschöpfer zu sein, um mißtrauisch zu werden.

Das Dreibein der Macht

Seit dem 1. Oktober 1936 vereinigte Franco die militärische Führung und die Regierungsgewalt des nationalen Spanien in seiner Hand. Das war viel, aber noch nicht alles. Ein autoritärer Staat braucht eine politische Massenbewegung, deren Führung gleichfalls der jeweilige starke Mann innehaben muß. Nur auf diesem Dreibein der Macht kann er sich halten. Hitler besaß es und war daher nur durch äußere Gewalt zu stürzen. Mussolinis Dreibein war wackelig, da er – im Gegensatz zu Hitler und Franco – in der Hierarchie des Staates jemand über sich gelassen hatte, den König, der ihm in der ersten schweren Krise des faschistischen Staates eines der drei Stützbeine unter der Sitzfläche wegzog. Einen König, der Franco das gleiche Schicksal wie Mussolini hätte zuteil werden lassen können, gab es in Spanien nicht und würde es auch trotz aller monarchistischen Lippenbekenntnisse des »Caudillo« zu seinen Lebzeiten nicht geben, obwohl er 1947 die Monarchie formell wieder einführte. Trotzdem blieb sein Sitz wacklig, solange er nicht auch das dritte Stützbein herbeischaffte, die politische Massenbewegung.

Er selbst verfügte über eine solche so wenig wie über ein konkretes politisches Programm, zumindest kein solches, das beim spanischen Volk Anklang gefunden hätte. Was tun? Sollte ihm in dieser Beziehung nicht gelingen, was er schon mit der Usurpierung der militärischen und Staatsführung erreicht hatte? Die wichtigsten politischen Gruppierungen, die die nationale Erhebung getragen hatten, waren die katholische Partei CEDA (Confederación Española de Derechas Autónomas = Spanische Vereinigung der Autonomen Rechten), deren Führer Calvo Sotelo von den Roten ermordet worden war, die Falange José Antonios, dem das gleiche Schicksal bevorstand und der im Gefängnis von Alicante jedenfalls aktionsunfähig war, und die Carlisten, deren Führer Fal Conde von Franco ins portugiesische Exil geschickt worden war. Sollte es wirklich so schwierig sein, diese drei führerlosen Haufen, deren junge Aktivisten zudem als Soldaten an der Front standen, unter einen Hut, den des »Caudillo« zu bringen?

Die Frage tauchte bereits in einem der vertraulichen Gespräche auf, die Canaris mit Franco in Salamanca kurz nach dessen Staatsstreich vom Oktober 1936 führte. Canaris mußte höchlichst daran interessiert sein, daß die totale Macht, die Franco bei dieser Gelegenheit zu zwei Dritteln an sich gerissen hatte, auch noch in ihrem letzten Drittel gut und dauerhaft abgesichert würde. Ino Rolland, mit dem ich in Buenos Aires darüber sprach, vertrat die Ansicht, Canaris habe gar nicht anders handeln können, wenn er Franco und damit Spanien in den Dienst seiner langfristigen Pläne zum Sturz Hitlers einspannen wollte. Ein treuer, zuverlässiger und dem Dritten Reich wohlgesonnener Bundesgenosse auf der iberischen Halbinsel hätte Hitlers Stellung in Europa, über dem sich bereits die dunklen Wolken des Krieges zusammenballten, unerhört gestärkt. Und nachdem Hitler – ohne Canaris zu befragen – am 25. Juli 1936 mit seinem

blitzartigen Entschluß zu einer schnellen und nachhaltigen Hilfe für die nationalen Rebellen den ersten Schritt in diese Richtung getan hatte, gab es keinen anderen Weg, den ersehnten Erfolg zu verhindern, als die ganze Macht in Spanien einem Mann wie Franco zuzuspielen.
Rolland wies mich zur Untermauerung seiner These auf einen Satz in dem Buch von Fabian v. Schlabrendorff »Offiziere gegen Hitler«[18] hin, das damals gerade Aufsehen erregte. Der Chronist des Widerstandes bekennt dort, freilich nicht in bezug auf Spanien, sondern in anderem Zusammenhang, wörtlich, einen »Erfolg Hitlers unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu verhindern, *auch auf Kosten einer schweren Niederlage des Reiches,* war unsere dringlichste Aufgabe.« (Kursiv-Hervorhebung d. Verf.) Ich konnte mich nicht entsinnen, eine derart erschütternde Maxime des sogenannten »deutschen« Widerstandes bei Schlabrendorff gelesen zu haben. Aber Rolland zeigte mir die Stelle. Sie stand in der Zürcher Erstausgabe des Buches von 1946 auf Seite 38. Ich hatte die Ausgabe von 1951. Da stand sie nicht mehr drin. Man hatte sie gestrichen – aus gutem Grund.

Ein »Dandy« taucht auf

Franco muß sich seit seinem wichtigen Oktober-Gespräch mit Canaris intensiv mit der Frage beschäftigt haben, zur Absicherung seiner Macht in den Besitz einer eigenen politischen Bewegung zu gelangen. Er fand die Lösung dieses Problems erst, als sich sein Schwager Ramón Serrano Súñer, am 20. Februar 1937, soeben einem roten Kerker entflohen, bei ihm in Salamanca zurückmeldete. Der neun Jahre jüngere Rechtsanwalt war mit Zita Pola, der Schwester von Francos Frau Carmen verheiratet. Die Schwestern hatten

ebenso wie ihre Männer untereinander ein sehr herzliches familiäres Verhältnis.
Ramón, elegant, weltgewandt, blendend aussehend, mit früh ergrautem Haar und strahlend blauen Augen, war im Familienkreis so beliebt wie in der Gesellschaft. Er wurde sofort im Hause des inzwischen zum Staatschef avancierten Schwagers aufgenommen. Und nach den ersten erregten Erlebnisberichten – der Flüchtling hatte Schreckliches durchgemacht – ging es ans Pläneschmieden. Serrano Súñer war nach seiner willkürlichen Verhaftung in das berüchtigte Madrider Modellgefängnis eingeliefert worden, wo er die Ermordung seiner Freunde Fernando Primo de Rivera und Ruiz de Alda mitansehen mußte, nachdem schon zwei seiner Brüder von den Roten umgebracht worden waren. Das genügte, um ihn für sein ganzes Leben zu einem geschworenen Feind des Kommunismus und der diesen in aller Welt verbreitenden Sowjets zu machen.
Aber auch mit Frankreich hatte er nicht viel im Sinn, da es die französische Botschaft in Madrid gewesen war, die mit Rücksicht auf die guten Beziehungen zwischen den Volksfrontregimen in den beiden Nachbarländern den Brüdern Serrano Súñers Aufnahme und Schutz auf ihrem exterritorialen Gelände verweigert und damit ihren Tod mitverschuldet hatte. Dieses emotionelle Moment kam nun als Verstärker zu einer grundsätzlichen Frankophobie hinzu, die sich bei vielen Spaniern eingewurzelt hat, seit ihr Land von Napoleon besetzt und nur in einem langen und erbitterten Guerillakrieg wieder befreit wurde.
Daß ihnen die Engländer – ganz gewiß nicht uneigennützig – dabei halfen, hat man ihnen bis heute nicht vergessen, obwohl sie das aus Anlaß des Spanischen Erbfolgekrieges (1701–14) annektierte Gibraltar damals (und bis heute) nicht zurückgaben und sie es schließlich waren, die das spanische Weltreich zerschlugen. Diese vor allem in der spani-

schen Führungsschicht feststellbare anglophile Einstellung, die nur durch das in Jahrhunderten kolonialer Herrschaft erworbene britische Geschick im Umgang mit fremden und (direkt oder indirekt) unterworfenen Völker erklärlich ist, zeigte auch Ramón Serrano Súñer. Englands Lebensart und Lebensstil imponierten dem »Dandy«, wie Hugh Thomas[11] ihn gewiß nicht unzutreffend bezeichnet. In Spanien selbst wurde er in die Kategorie der »señoritos« (wörtlich: Herrchen) der begüterten, blasierten, oberflächlichen, meist äußerlich streng kirchlichen, oft geradezu bigotten und daher gelegentlich mildtätigen, aber echten sozialen Empfindungen unzugänglichen Herrensöhnchen eingeordnet, deren provozierende Existenz in der archaischen Gesellschaftsordnung Spaniens fraglos ein mitbestimmendes Moment für die zahlreichen sozialen Konflikte und Explosionen dieses Jahrhunderts in Spanien einschließlich des letzten schrecklichen Bürgerkrieges war.

Gegenüber den Achsenmächten zeigte der Mann, der schnell zum intimsten und wichtigsten Berater und Vertrauten des »Caudillo« avancierte (nachdem dieser seinen Bruder abserviert hatte), selbstverständlich eine positive, wenn auch zunehmend zurückhaltender werdende Einstellung. Schließlich waren sie es ja, die den Befreiungskampf seines Volkes gegen den Bolschewismus überhaupt erst ermöglicht hatten und deren Hilfe für einen Sieg einstweilen noch unerläßlich war. Italien gegenüber hatte er fraglos echte Sympathien. Er beherrschte seine Sprache, hatte in Bologna studiert, bewunderte Mussolini und seinen Faschismus und war dessen korruptem Schwiegersohn, dem nur wenig jüngeren Graf Galeazzo Ciano, freundschaftlich verbunden. Ciano war es, der seinem Schwiegervater den spanischen Freund als den Mann empfahl, »auf den sich unsere Politik stützen muß«[43]. Mussolini hielt sich um so lieber an diesen Rat, da Serrano Súñer kein erklärter Monarchist und jedenfalls mit

diesem der Ansicht war, daß eine Wiederherstellung der Monarchie in Spanien im Augenblick unerwünscht, wenn überhaupt ratsam sei.
Mussolini drückte das unmißverständlich aus, als er am 5. März 1939 den Befehlshaber der italienischen Legionäre in Spanien, General Gastone Gambara, beauftragte, Franco vor einer monarchistischen Restauration zu warnen. Die Wiederherstellung würde bedeuten, daß innerhalb von zwei oder drei Jahren in Spanien ein neuer Bürgerkrieg entbrenne. »Der König«, sagte Mussolini wörtlich (und mag dabei an seinen eigenen gedacht haben), »ist ein völlig in Verruf geratener Mensch. Seine Söhne sind bestenfalls unfähig und stehen ganz im Dienst Englands und Frankreichs.« Ob und mit welchem Nachdruck Gambara diese Botschaft des Duce überbrachte, verrät Garriga, der sie in seinem Buch[17] enthüllt, nicht. 14 Tage später führte der italienische General seine Legionäre in die letzte Offensive des Bürgerkrieges, die von Toledo. Im Weltkrieg mußte ihn Mussolini auf deutschen Wunsch verschwinden lassen, da Gambara in einem Offizierskasino in Libyen zu fortgeschrittener Stunde laut und vernehmlich erklärt hatte, er hoffe, solange zu leben, daß er an der Spitze einer italienischen Armee in Berlin einmarschieren könne[17]. Gambara lebte lange genug (er starb hochbetagt in Madrid). Und sein Land schlug sich tatsächlich rechtzeitig auf die Seite der Sieger. Aber aus dem italienischen Einmarsch in Berlin wurde dann doch nichts. Den machten die Russen.

Ein »Instrument Hitlers«?

Serrano Súñers Einstellung gegenüber Deutschland war eine andere. So grotesk es ist, daß der Mann, der fünf Jahre lang an der Seite Francos eine wichtige, ausschlaggebende

Rolle spielte, vor und während des Krieges in der feindlichen Presse als »Deutschenfreund«, ja sogar als »Instrument Hitlers« bezeichnet wurde, und daß dieses sein Bild auch heute noch durch die Zeitgeschichtsschreibung geistert. Für so verkehrt halte ich die völlig negative Auffassung, die man im Führerhauptquartier (besonders nach dem Fehlschlag von Hendaye) von Serrano Súñer hatte. Ein Deutschenhasser war er bestimmt nicht. Im Gegenteil brachte er dem deutschen Volk durchaus freundschaftliche Empfindungen entgegen, was Botschafter Stohrer[1] in seinen zahlreichen Beurteilungen mit Recht immer wieder hervorhob.

Dem Nationalsozialismus dagegen stand er reserviert bis kritisch gegenüber, vor allem als mehr oder weniger treuer Sohn der katholischen Kirche. Nachdem er in seiner Eigenschaft als Generalsekretär der gleichgeschalteten Falange dem Parteitag 1938 in München beigewohnt hatte, zeigte er sich von der Organisation und Stimmung der Massenaufmärsche zwar beeindruckt, kritisierte aber deren »heidnischen Charakter«. Man vergesse nicht, daß er die wenige Monate zuvor von Papst Pius XI. erlassene Enzyklika »Mit brennender Sorge« natürlich sehr sorgfältig gelesen hatte, obwohl sie in spanischen Kirchen auf Weisung Francos nie verlesen wurde, und daß die warnenden Worte des Heiligen Vaters in bezug auf den Nationalsozialismus nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben waren.

Insgesamt scheint Stohrers Beurteilung ziemlich zutreffend gewesen zu sein, da er das Auswärtige Amt in einem späteren Bericht (vom Februar 1939)[1] auch davon in Kenntnis setzte, daß Serrano Súñer »ein Jesuitenschüler und hartnäkkiger Verteidiger der Kirche« sei. Man müsse annehmen, daß er »unter starkem Einfluß des Vatikans« stehe, wenn es auch scheine, daß er sich bisher »einige ziemlich unabhängige Gesichtspunkte« habe bewahren können. Hitlers Beur-

teilung war nicht so ausgewogen. Wie Picker in seinen »Tischgesprächen«[19] berichtet, beobachtete er Serrano Súñer seit seiner ersten Begegnung mit ihm (als Innenminister Francos am 17. 9. 1940) »mit der größten Skepsis«. Er nannte ihn einen »widerspenstigen Jesuiten«. Und er malte – wie Mussolini – die Gefahr eines neuen Bürgerkrieges an die Wand, bei dem dann »die Falangisten mit den Roten zusammengehen müßten, um des Pfaffen- und Monarchisten-Geschmeißes Herr zu werden«.

Einen Monat nach dieser Äußerung (am 7. 7. 42) kam Hitler beim Abendessen in der Wolfsschanze darauf zurück, wie er ja oft eine einmal nur gesprächsweise von ihm gemachte Bemerkung in seinem Gehirn wie in einem Computer speicherte, um sie mit anderen Ideen zu verarbeiten und weiterzuentwickeln. Keitel hatte darüber berichtet, daß es die Angehörigen der »Blauen Division« (die an unserer Seite mit 15 000 Freiwilligen unter dem mit Ritterkreuz und Eichenlaub ausgezeichneten General Muñoz Grandes am Wolchow, Ilmensee und vor Leningrad heldenhaft kämpften) in Spanien gar nicht leicht hätten. Schon der Begriff »Blau« sei verpönt, da er im politischen Bereich mit den Ideen des Falange-Gründers José Antonio Primo de Rivera und seinen alten Blauhemden identifiziert werde, während heute in den Basisorganisationen der Falange der jeweilige Ortspfaffe das Sagen habe.

Das war das Stichwort für die Ausspinnung seiner vor einem Monat gemachten Bemerkung. »Das derzeitige System Spaniens«, sagte Hitler, dürfe man »keinesfalls mit dem nationalsozialistischen oder mit dem faschistischen gleichsetzen.« Die 40 000 Rotspanier in unseren Arbeitslagern, habe ihm Dr. Todt (Wilhelm, 1891–1942, Erbauer der Autobahnen und des Westwalls, 1940 Reichsminister für Bewaffnung und Munition, 1941 Generalinspekteur für Wasser und Energie) gesagt, seien nicht nur durch ihren Fleiß und

ihre Arbeitsleistungen wertvolle Elemente, sondern auch durchaus nicht »Rote in unserem Sinne«. Ihre Disziplin sei ausgezeichnet, und sie versicherten immer wieder, daß sie nicht aus weltanschaulichen Gründen, sondern in Ermangelung eines anderen Beistandes zum Zusammengehen mit Sowjetrußland gezwungen und dadurch in ein an sich nicht erstrebtes politisches Fahrwasser gedrängt worden seien. Wir könnten deshalb, fuhr Hitler fort, gar nichts Gescheiteres tun, als von ihnen soviel wie möglich für einen eventuell in Spanien ausbrechenden neuen Bürgerkrieg in Rückhand zu behalten. Zusammen mit den alten Falangisten könnten sie »vielleicht noch einmal bei der Erledigung des derzeitigen Pfaffensystems die entscheidende Rolle spielen«.

Wo standen die Legionäre?

Es ist kaum anzunehmen, daß Hitler sich solche Gedanken schon vor seiner diplomatisch-politischen Niederlage von Hendaye oder gar während des Bürgerkrieges machte. Sonst hätte er uns 20 000 Legionäre ja nicht dorthin geschickt. Er hätte aber Ähnliches in jeder Unterkunft der Legion Condor in Spanien, ja sogar im Kasino ihres Befehlshabers hören können, wenn wieder und wieder die stereotype Frage »Kämpfen wir auf der verkehrten Seite?« erbittert diskutiert wurde. Die jungen Nationalsozialisten unter uns beantworteten sie häufig mit einem eindeutigen Ja. Denn selbst die noch nicht gleichgeschaltete Falange entsprach nur zum Teil ihren politischen Vorstellungen, war ihnen noch zu konservativ, zu wenig sozial und hatte vor allem (zumindest in ihrem Programm und in ihren öffentlichen Erklärungen) das Rassenproblem völlig ausgeklammert (was ihr als politischer Bewegung eines Landes mit imperialen Aspirationen freilich nicht zu verdenken war).

Am nächsten kam unseren Ansichten im politisch-weltanschaulichen Bereich Spaniens noch der relativ junge Manuel Hedilla Larrey (geb. 1902), der nach der Ermordung Don José Antonios im November 1936 die Führung der Falange übernommen hatte und diese aus einer Zeit der Verwirrung und Lethargie zu neuer Aktivität zu beleben schien. Wie er auftrat und was er sagte, gefiel uns. Rednertalent ist unter Spaniern nichts Besonderes. Aber Hedilla besaß nicht nur diese Gabe, sondern er verstand es, mitzureißen. Der ehemalige Schiffsmaschinist aus Santander brauchte nur seine Hände vorzuzeigen, um seine Behauptung zu beweisen, daß er das Arbeiterproblem und die soziale Frage nicht vom grünen Tisch aus beurteile. Er war kein »señorito«, kein Herrensöhnchen, was selbst Don José Antonio von seinen marxistischen Gegnern nicht ganz zu Unrecht vorgeworfen worden war. Hedilla sagte in einer seiner Reden: »Mir sind ehemalige Marxisten, die ihren Irrtum eingesehen haben, lieber als die verzärtelten und vom Bonzentum verdorbenen sogenannten Rechten.«[20] Der Satz hätte von Hitler sein können, den er bewunderte und wohl auch in seinem äußeren Gehabe ein wenig nachahmte. Wenn dieser Satz von ihm und nicht von einem Mitglied der deutschen Botschaft stammte, mit der er sehr engen Kontakt hielt, dann hatte er damit mehr politischen Weitblick bewiesen als die gesamte Führung Nationalspaniens einschließlich des »generalisimo« und seines Schwagers, des »cuñadisimo« (Steigerungsform von »cuñado = Schwager). Denn dies war auf lange Sicht das große echte Problem des Bürgerkrieges: Die Masse der Bevölkerung in den nach und nach eroberten Gebieten, von denen sich viele zum Marxismus bekannten oder doch von diesem beeinflußt und irregeleitet waren, in die Volksgemeinschaft des sich bildenden neuen Spanien einzugliedern. Die Praxis der ersten Wochen, daß – auch auf nationaler Seite – keine Gefangenen, sondern die Gegner

rücksichtslos niedergemacht wurden, war schon längst aufgegeben. Jetzt galt es, die Besiegten zu überzeugen, zu beeinflussen, zu gewinnen, wollte man ein wirklich dauerhaftes Regime errichten, das sich nicht nur auf brutale Gewalt stützte. Hier sahen Hedilla und seine Mitarbeiter die Zukunftschance der Falange.

Hedillas engster Vertrauter und Stellvertreter, José Antonio Serrallach, hatte in Deutschland studiert. Er wußte, daß Hitler das Problem, die Millionen marxistischer Partei- und Gewerkschaftsmitglieder für sich zu gewinnen, 1933 in einer Weise gelöst hatte, die wohl von niemand erwartet worden war. Er und Hedilla wollten sich an dies Beispiel halten. Wäre es ihnen gelungen, hätte der auf dem Schlachtfeld besiegte Marxismus in Spanien nicht stärker denn je sich erheben können, kaum daß man Franco ins Grab gelegt hatte. Die Chance, die Hedilla mit seinem Appell an die sich von Tag zu Tag vergrößernden Massen ehemaliger Marxisten sichtlich erfolgreich ergriff, wurde ihm zum Verhängnis. Er mußte weg.

Wie – das war der Inhalt der geheimen Beratungen zwischen Canaris, Franco und Serrano Súñer über das vermeintlich letzte innere Problem National-Spaniens: die Schaffung einer einzigen großen nationalen Sammlungsbewegung, in der nur einer was zu sagen haben sollte – Franco. Der Artikel 47 des Statuts der gleichgeschalteten Falange formulierte das mit vorbildlicher Deutlichkeit: »Der Oberste Caudillo der Bewegung« übernimmt »alle Autorität.« Er ist »nur Gott und der Geschichte verantwortlich«. Deutlicher, ja zynischer ist ein Totalitätsanspruch wohl nie formuliert worden.

Die Falange (genau: Falange Española = Spanische Phalanx) wurde 1933 von dem damals gerade 30jährigen Sohn José Antonio des spanischen Generals und Diktators Miguel Primo de Rivera y Orbaneja, Marquis von Estella (1870–1930), gegründet. Ein Jahr später tat sie sich mit einer anderen rechtsradikalen Gruppe zusammen, den »Juntas de Ofensiva Nacional-Sindicalista« (Räte der nationalsyndikalistischen Offensive), abgekürzt JONS, welche Bezeichnung dem offiziellen Namen der späteren Staatspartei als Zusatz »y de las JONS« hinzugefügt wurde. Die Falange übernahm auch das Symbol der JONS, ein von einem Joch gekreuztes Pfeilbündel, das die Verbindung von Arbeit und Wehrgeist versinnbildlichen sollte, sowie deren Fahne (schwarz-rot wie die der spanischen Anarchisten). Die Falange steuerte die Uniform (das blaue Hemd) und die Führung (Don José Antonio) bei.

Anfang 1936, also noch vor Ausbruch des Bürgerkrieges, absorbierte die Falange eine weitere starke Gruppe der Rechten, die Parteijugend der CEDA, der katholischen Partei Gil Robles, die bei den Wahlen von 1933 zur stärksten Partei Spaniens geworden war. Der die CEDA-Jugend, oder zumindest einen beträchtlichen Teil derselben, der Falange zuführte, war niemand anders als José Antonios Madrider Studienfreund Ramón Serrano Súñer, der Franco-Schwager und »widerspenstige Jesuit«, wie Hitler ihn nannte. Tatsächlich darf das Gründungsdatum der Falange (1933) zu keinen Trugschlüssen und falschen Parallelen

Parade der Falangisten in Madrid 1936.

zum Nationalsozialismus verleiten. Fraglos war sie von den beiden großen nationalen Sozialbewegungen in Italien und in Deutschland beeinflußt. Gewisse Begriffe wie »Volksgemeinschaft«, »Gemeinnutz geht vor Eigennutz«, »Ehrenhaft schaffen, statt mühelos raffen« und ähnliches wurden mit anderen Bezeichnungen und lokal abgewandelten Inhalten übernommen. Aber die Falange war und wurde nie ein Abklatsch oder gar eine spanische Landesgruppe der NSDAP, eher das Gegenteil.

Die Ursprünge der JONS gehen – im Gegensatz zu der jüngeren Falange – bis in die zwanziger Jahre zurück, als ein sozialistischer Schriftsteller, Giménez Caballero, sich für den gleichfalls ehemaligen Sozialisten Mussolini zu begeistern begann. Die Bekanntschaft mit dem Faschismus hatte ihm Curzio Malaparte vermittelt, der (mit bürgerlichem Namen Kurt Suckert) durch seine besonders deutschfeindlichen Romane (»Kaputt«, »Die Haut«) bekannt wurde. Auch Giménez hatte, wie Hugh Thomas[11] schreibt, einen »besonderen Haß« auf Deutschland. Für ihn war Rom, die Hauptstadt des Katholizismus wie des Faschismus, der Orientierungspunkt. 1932 bot er die Führung der JONS dem Sozialisten Indalecio Prieto an, der als rotspanischer Minister später im Bürgerkrieg eine beträchtliche Rolle spielte. Zusammen mit Ramiro Ledesma Ramos und Onésimo Redondo y Ortega (die beide zu Beginn des Bürgerkrieges von den Roten ermordet wurden) stellte er 1931 in Valladolid ein Parteiprogramm von 16 Punkten auf, das sich soweit mit den Ansichten José Antonios deckte, daß dem gemeinsamen Programm nur noch zehn weitere hinzugefügt zu werden brauchten. Auch Franco übernahm dieses Programm, als er die Falange 1937 usurpierte, ohne allerdings jemals einen anderen Punkt als den zu erfüllen, der die unbedingte Treue und Ergebenheit gegenüber der katholischen Kirche verlangt.

Es war gewiß nur ein Zufall, aber doch ein bezeichnender, daß das Komplott für Francos nächsten Staatsstreich zwischen diesem und seinem Schwager im Park des Bischofspalastes von Salamanca geschmiedet wurde. Eine milde Frühlingssonne schien durch das frische Grün der alten Bäume, die Vögel zwitscherten, und Duftwellen der aufspringenden Zitrus-Blüten hüllten die beiden Männer ein, die Seite an Seite, in ernstes Gespräch vertieft, bedächtigen Schrittes über die kiesbestreuten Wege wandelten. Niedrig geschnittene Buchsbaumhecken, die, in bunte Blumenbeete eingebettet, die Buchstaben VIVA FRANCO bildeten, wie ich sie später an vielen Orten Spaniens sah, gab es damals noch nicht. Aber die Grundlagen für den Caudillo-Kult, der den ideologischen Gehalt der »Nationalen Bewegung« ersetzen sollte, wurden jetzt und hier schon gelegt.

Serrano Súñer hatte mit vielen geistlichen Würdenträgern und Militärs, mit Parteiführern, Falangisten, Carlisten und traditionellen Monarchisten gesprochen. Er fand für sein Projekt eines Zusammenschlusses all dieser Gruppen und Bewegungen keinerlei Begeisterung, aber auch keinen besonderen Widerstand. So gelangten Franco und er zu dem Entschluß, ohne weiteres demokratisches Palaver zu handeln. Serrano Súñer hat in seinem zehn Jahre später erschienenen Erinnerungsbuch[20] ganz offen zugegeben, daß er mit der zu bildenden Bewegung seinem Schwager nichts anderes vorschlug, als was »den autoritären Staat zu nennen angebracht ist«. Dieser Staat habe natürlich »gewisse Ähnlichkeit« mit Regimen, die schon von einigen anderen Völkern angenommen wurden. Diese Form könne sogar »wie im Falle Deutschlands eine unmoralische Seite haben«. Aber: »Unsere Position entspricht unserer nationalen Tradition und unserem konfessionellen Glauben.«

So vage das auch alles war, so recht mochte Serrano Súñer mit seiner Feststellung haben: »Anderwärts mag die Demokratie dank einer Reihe kluger Übereinkünfte greifbare Resultate ergeben. Aber in Spanien hat sich weitgehend erwiesen, daß sie nur in einem brutalen oder explosiven Zustand und in einer zum Selbstmord führenden Form möglich ist.« Der Spanier scheint in der Tat nicht für die Demokratie (selbst nicht für eine monarchistisch verbrämte) geboren zu sein. Und wenn Hugh Thomas das Zitat mit dem Kommentar versieht: »Dies ist eine von vielen Spaniern unserer Tage zutiefst angestellte Überlegung«, so möchte ich hinzufügen: nicht nur der Spanier, sondern auch ihrer ehemaligen Kolonien in Amerika, von denen sich die meisten und wichtigsten als heute selbständige Staaten von der ihnen einst von den angelsächsischen »Befreiern« oktroyierten Demokratie abgewandt haben. Goethe wußte es: »Eines schickt sich nicht für alle!«[21]

Ein spanischer Röhm-Putsch?

Anlaß für das im besten totalitären Stil blitzschnelle Handeln Francos und Serrano Súñers waren Verhandlungen zwischen Falange und Carlisten über einen möglichen Zusammenschluß der beiden Bewegungen. So verschieden sie auch waren, so hatten sie doch das Mißtrauen gegen Franco gemein. Hedilla war der Ansicht, daß dies allein nicht genüge und daß ein so starker Zustrom völlig andersartiger Elemente die von ihm geführte Falange zu weit nach rechts drängen werde. Der rechte Falange-Flügel versuchte seinerseits, Hedilla loszuwerden. Am 16. April 1937 wählte der Oberste Falange-Rat ein neues Führungs-Triumvirat, in dem Hedilla zwar die Mehrheit hatte, aber persönlich nicht mehr vertreten war. Zum Generalsekretär wurde ein Neu-

traler bestimmt. Hedilla war weder abgesetzt noch zurückgetreten und amtierte als eine Art provisorischer Führer der Bewegung weiter, eine denkbar konfuse Situation. In den einzelnen Orts- und Provinzialverbänden kam es zu einstweilen friedlichen Kundgebungen für und gegen Hedilla. Am gleichen Tag noch zitierte Franco das Führungs-Triumvirat und den Generalsekretär der Falange zu sich, rief sie zur Ordnung und wies sie darauf hin, daß man sich in einem harten und blutigem Krieg befände, der an der Heimatfront Ruhe, Ordnung und Disziplin erfordere. Er werde gegen jede Ruhestörung hart und rücksichtslos vorgehen.

Die Ermahnung schien wenig gefruchtet zu haben. Noch in der gleichen Nacht kam es vor den Wohnungen zweier Falange-Führer, die noch vor wenigen Stunden bei Franco gewesen waren, zu Tumulten und Schießereien. Es gab einen Toten und mehrere Verwundete. Franco griff, wie angedroht, hart durch. Massenverhaftungen von Falange-Führern fanden unter dem durch nichts und niemals bewiesenen Vorwurf statt, an einem Komplott zum Sturz Francos beteiligt zu sein und mit dem Feind (dem sozialistischen Republikaner Prieto) konspiriert zu haben. Wer nun in jener Nacht wirklich auf wen geschossen hatte, konnte niemals festgestellt werden. Die Sache roch nach bestellter Geheimdienst-Arbeit.

Am nächsten Tag trat der Oberste Falange-Rat (soweit er sich nicht bereits hinter Gittern befand) zusammen und sprach Hedilla als Führer der Bewegung das Vertrauen aus. Gleichzeitig wurden alle örtlichen Falange-Dienststellen von Franco summarisch über das Vorgefallene unterrichtet und angewiesen, ab sofort Weisungen nur noch von ihm persönlich anzunehmen. Hedilla schickte Gegenbefehl. Wieder kam es zu Demonstrationen. Eine von ihnen, in San Sebastian, die fast ausschließlich aus Frauen und Jugendlichen bestand – die Männer waren an der Front – trug Schilder mit

der diplomatischen Aufschrift: »Viva Franco – Viva Hedilla – Arriba España« (Es lebe Franco – Es lebe Hedilla – Hoch Spanien). Auch sie wurde gewaltsam aufgelöst. Begründung: militärische Rebellion. Garriga[17] mag nicht ganz unrecht haben, wenn er Francos Aktion mit Hitlers Vorgehen vom 30. Juni 1934 vergleicht.

Ohrfeige für Hitler

Nun ging alles blitzschnell. Das Dekret über die neue Staatspartei, das Serrano Súñer ausgearbeitet hatte, wurde am Abend des 19. April über den Staatsrundfunk (Radio Nacional) bekanntgegeben. Die ohnehin schon weitschweifige Bezeichnung der Falange wurde noch durch das Wörtchen »Tradicionalista« (konservativ) bereichert. Sie hieß jetzt »Falange Española Tradicionalista y de las Juntas de ofensiva Nacional-Sindicalista«. Ihr alleiniger Führer (verantwortlich nur »Gott und der Geschichte«) war der »generalísimo«, ihr Generalsekretär sein Schwager, der »cuñadísimo«. Der zweite und letzte Staatsstreich Francos auf seinem Weg zur absoluten Macht in Spanien war am 20. April 1937 perfekt. An diesem Tag beging der Mann seinen 48. Geburtstag, der dem unbekannten Putschgeneral neun Monate zuvor die Hand zu diesem meteorhaften Aufstieg gereicht hatte. Er ahnte damals noch nicht, daß der »marokkanische Teppichhändler«, wie Hitler Franco später zu nennen beliebte, ihm mit dieser Aktion eine schallende Ohrfeige versetzt hatte. Denn die Falange, die alte Falange wohlgemerkt, wie Hedilla sie geführt und geformt hatte, war die Karte, auf die Hitler im neuen Spanien gesetzt hatte. Mit seinem Coup hatte Franco sie ihm aus der Hand geschlagen. Der »marokkanische Teppichhändler« hatte den Führer des Großdeutschen Reiches ganz einfach überspielt.

Wie war das möglich? Wir wissen, daß Spanien für Hitler politisch eine »terra incognita« war und daß er sich in dieser Beziehung blind auf Canaris verließ. Was der ihm über Spanien und die Vorgänge in diesem Land sagte, hatte für ihn Gültigkeit wie das Wort des Pfarrers in der Kirche für den gläubigen, aber unwissenden Katholiken. Doch Canaris war, wie wir ebenfalls wissen, in einem anderen Spiel. Das konnte nicht gutgehen. Was in diesen Apriltagen des Jahres 1937 in Salamanca geschah, war nur das Vorspiel für den Schlag (einen tödlichen, wie ich meine), den Franco Hitler am 23. Oktober 1940 in Hendaye versetzen sollte. Die deutschen Legionäre in Spanien, die damals in Bereitstellung für eine neue Offensive standen, konnten die Vorgänge in ihrem Rücken so wenig beurteilen wie Hitler. Aber sie ahnten doch wenigstens, daß da irgend etwas nicht stimmte. Und sie fragten sich wieder: »Kämpfen wir auf der verkehrten Seite?«

Am 20. April 1937 trat General Mola mit seinen Navarra-Brigaden, massiv unterstützt von sämtlichen Verbänden der Legion Cóndor, zum Angriff auf den »Eisernen Ring« von Bilbao an. Er sollte nach einer langen Reihe unbefriedigender oder gar mißglückter Unternehmen zum ersten Mal wieder einen glänzenden Sieg an die nationalen Fahnen heften. An diesem 20. April war Hedilla bei Franco in Salamanca. Am Vorabend war ihm durch einen Hauptmann der Text des neuen Falange-Dekretes und der begleitenden Franco-Rede formlos überreicht worden, kurz bevor beide im Rundfunk verlesen wurden. Für Hedilla war in der neuen Falange-Organisation ein bescheidenes Plätzchen vorgesehen. Er sollte eines von vielen Mitgliedern in einem sogenannten Politischen Sekretariat werden, das ohnehin keinerlei Entscheidungsbefugnis hatte. Man wollte den als gefährlich erkannten Gegner, der auf die schnelle Verwirklichung der 26 Punkte des Falange-Programms drängte (dar-

unter Bodenreform und Verstaatlichung der Banken), auf diesem Posten neutralisieren, unter Kontrolle halten und so unschädlich machen. Hedilla durchschaute die Absicht sofort und fühlte sich durch das Angebot als solches und die Form, in der es ihm gemacht wurde, in seiner Ehre gekränkt. Er war auch in dieser Beziehung ein echter Spanier. Ehe er aber definitiv ablehnte, ging er zur deutschen Botschaft, zu der er enge und sehr herzliche Beziehungen unterhielt.

General mit abenteuerlichem Hintergrund

Botschafter Wilhelm Faupel (1873–1945) war eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Als Sohn einer gut bürgerlichen Familie (die meisten ausländischen Chronisten des Spanienkrieges, sogar der sonst so ungemein sorgfältige Hugh Thomas, fügen seinem Namen irrtümlich ein »von« hinzu) in der schlesischen Hauptstadt Breslau geboren, ergriff er den Soldatenberuf. Als Leutnant eines Feldartillerie-Regiments kam er nach Niederschlagung des Boxer-Aufstandes in China (1900) zur Schutztruppe des deutschen Pachtgebietes Kiautschou, wo er durch einen abenteuerlichen Ritt quer durch die Mongolei bis zum Baikalsee Aufsehen erregte. 1905 zur Schutztruppe in Deutsch-Südwest-Afrika versetzt, nahm er an der Niederschlagung des Hottentotten-Aufstandes teil. Ab 1908 tat er wieder in Deutschland Dienst als Generalstabsoffizier im IV. Armeekorps, dessen Kommandierender General der spätere Tannenberg-Sieger und Reichspräsident Paul von Hindenburg war. Diesen begleitete er auch, wiederum als Offizier seines Generalstabs, im Ersten Weltkrieg. Bei Kriegsende gründete der mit dem »Pour le mérite« ausgezeichnete Oberst das Freikorps Görlitz, das in dieser Stadt sowie in Magdeburg, Dresden und München zum Schutz der jungen Weimarer Republik gegen

ihre marxistischen Feinde erfolgreich eingesetzt wurde. Als so die Demokratie (vermeintlich dauerhaft) in Deutschland in den Sattel gesetzt war (und nun allein reiten mußte wie Faupel seinerzeit zum Baikalsee), ging er nach Südamerika.

Von 1921–1928 war er als Instrukteur des argentinischen Heeres tätig und trug als solcher nicht unwesentlich zur Stärkung der deutsch-argentinischen Freundschaft bei. Ich kenne noch manchen argentinischen Ruhestandsoffizier, dem Faupel außer militärischem Wissen auch Zuneigung zu Deutschland einflößte. Da erreichte den inzwischen zum Generalmajor beförderten Faupel ein verlockendes Angebot. Perus langjähriger Präsident und späterer Diktator Augusto B. Leguía suchte einen Generalstabschef für sein Heer. Faupel nahm an und seinen Abschied von der Reichswehr. Denn für seine neue Stellung mußte er Peruaner werden. Die Jahre in Peru waren für Faupel nicht nur erfolg-, sondern auch lehrreich. Die in diesem Land besonders weit auseinanderklaffenden sozialen Gegensätze empörten ihn. Sein Gerechtigkeitsgefühl sträubte sich gegen die von der Kirche des Landes als »gottgewollt« hingenommene oder gar verteidigte Tatsache, daß eine Millionenmasse land-, besitz- und rechtloser Land-, Berg- und Fabrikarbeiter unter wahrhaft infrahumanen Lebensbedingungen fronen mußte, damit eine kleine Schicht von dem ausländischen Kapital durch geschäftliche und/oder familiäre Beziehungen verbundenen Oligarchen ein Leben in unvorstellbarem Luxus führen konnte.

Ähnliche, wenn auch nicht so krasse Gegensätze sollte er bei seiner diplomatischen Tätigkeit in Spanien antreffen. Wer ihn kannte, wußte, auf welcher Seite er mit dem Herzen stand. Es war die der Unterdrückten, Ausgebeuteten, von der Kirche auf ein besseres Jenseits Vertrösteten. Sein diplomatischer Auftrag in Spanien aber hatte ihn – das mußte

er bald einsehen – auf die verkehrte Seite, auf diejenige Francos gestellt. Wir Legionäre hatten für den Konflikt, in den er geriet, volles Verständnis. Er mußte scheitern. Und er scheiterte auch, wie wir sehen werden.

Faupel war kein Diplomat. Als Präsident Leguía 1930 gestürzt und die Tätigkeit seines preußisch-peruanischen Generalstabschefs damit beendigt war, kehrte Faupel nach Deutschland zurück. Obwohl er der NS-Partei nicht angehörte, wurde er 1934 zum Präsidenten des Iberoamerika-Institutes gemacht, als welcher er sich so hervorragend bewährte, daß Hitler ihn 1935 zum Generalleutnant beförderte. Faupel war und blieb bis an sein Lebensende Soldat (als Rotarmisten 1945 in sein Haus bei Potsdam eindrangen, feuerte er seine Pistole zum letzten Mal ab; was danach kam, wollten seine Frau und er nicht erleben). Als solcher, nicht als Diplomat, wurde er in den Kreis derer einbezogen, die das Reich bei der Regierung Franco diplomatisch vertreten könnten. Die Anerkennung der nationalen Regierung – so war es zwischen Berlin und Rom vereinbart – sollte eigentlich erst erfolgen, wenn Madrid gefallen und damit die Hauptstadt des Landes in Francos Hand wäre. Daß er sich damit beinahe drei Jahre Zeit lassen würde, hätte auch der schwärzeste Pessimist zunächst nicht befürchtet.

Als sich die Einnahme Madrids dann immer länger hinauszögerte mußten die Achsenmächte zunächst wenigstens Geschäftsträger ernennen und entsenden. Das Auswärtige Amt hatte bereits unmittelbar nach Ausbruch des Bürgerkrieges den Karriere-Diplomaten Eberhard von Stohrer (1883–1944) als Botschafter in Spanien vorgesehen. Er mußte, gewissermaßen mit gepackten Koffern, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche auf seine Entsendung, d.h. auf den Fall Madrids warten. So wurde Faupel als eine Art Lükkenbüßer zunächst als Geschäftsträger nach Salamanca entsandt.

Dem Auswärtigen Amt war das nicht unangenehm. Die Lage in Spanien war so unübersichtlich, ja verworren und die Aufgabe, die einen Vertreter des Reichs in diesem Hexenkessel erwartete, so kompliziert, daß es besser schien, es verbrenne sich ein vom Führer direkt ernannter Außenseiter als ein Angehöriger des Amtes daran die Finger. Um Faupel, der mit der Unterstützung des Auswärtigen Amtes nicht rechnen konnte, nicht sozusagen in der Luft hängen zu lassen, wurden ihm zwei Experten der Auslandsorganisation der NSDAP mit gründlichen Sacherfahrungen beigegeben, Köhn und Kroeger, deren einer die Presseabteilung, der andere einen Sonderstab zur Zusammenarbeit mit der Falange leitete. Die Partei, die von den Widerständlern und Canaris-Agenten im Auswärtigen Amt immer wieder überspielt wurde, hatte so einen Hebel in der Hand, mit dem sie auf das Verhalten der deutschen Mission in Salamanca Einfluß nehmen konnte. Das erschien um so wichtiger, als die schnelle deutsche Hilfe für die nationalen Rebellen, der es Franco allein verdankte, daß er jetzt in Salamanca als »Generalissimus« residierte, nie zustandegekommen wäre, hätte Hitler bei seinem einsamen Beschluß das Auswärtige Amt hinzugezogen oder überhaupt unterrichtet. Damals, im Juli 1936, war vorsichtshalber nur die Auslandsorganisation (AO) der NSDAP unter ihrem Chef, Gauleiter Ernst Wilhelm Bohle, und dessen Stellvertreter, einem Bruder von Rudolf Hess, eingeschaltet worden. Auch jetzt wieder war es die AO gewesen, die Hitler den General Faupel für den Posten in Salamanca vorgeschlagen hatte.

Ehe dieser dorthin reiste, war er noch schnell in die Partei eingetreten. Das war nicht mehr als eine Formsache. Hitler traute dem »Pour le mérite«-Träger und Freikorps-Kämpfer auch ohne Parteibuch, das für ihn bei der Stellenbeset-

zung weniger wichtig als die Eignung und das persönliche Vertrauen in die Person des Ausgewählten war. Eine erste blendende Erfahrung hatte er in dieser Beziehung mit Carl Vincent Krogmann[22] gemacht, den er zum Bürgermeister der Hansestadt Hamburg ernannte, weil er ihm als der beste und erfahrenste Wirtschaftsmann erschien, den diese heruntergekommene Stadt für ihren Wiederaufstieg brauche. Er störte sich nicht daran, daß es Krogmann mit seinem Parteibeitritt auch nicht eiliger als Faupel hatte, sondern ihn – wie dieser – erst 1936 vollzog, nachdem er als Parteifremder die ihm anvertraute Stadt wieder in Ordnung gebracht hatte. Lebte Hitler, er hätte noch heute seine Freude an dem 89 Jahre alten Freund, der noch immer publizistisch für die Sache tätig ist, der er sein Leben verschrieb. Auch in dem General Faupel täuschte sich Hitler nicht. Er konnte keinen besseren Sachwalter der deutschen Interessen in Spanien finden. Daß Faupels Mission trotzdem scheiterte, hatte andere Gründe.

Am 30. November 1936 überreichte General Wilhelm Faupel in Salamanca Franco sein Beglaubigungsschreiben. Serrano Súñer war dabei und mokierte sich noch zehn Jahre später in seinen Memoiren[20] über den auch im korrekten Zivil unverkennbaren preußischen General und seine »plumpe, intelligente und mütterliche« Frau. Er sorgte dafür, daß das Ehepaar Faupel, das Messen und andere kirchliche Veranstaltungen nur besuchte, wenn das nicht zu vermeiden war, in der sogenannten »Gesellschaft« Salamancas nie Fuß faßte. Für einen Berufsdiplomaten wäre das tödlich gewesen. Faupel hatte andere Aufgaben. Sie wurden nach seinen Weisungen von Köhn und Kroeger durchgeführt. Die Tonart der nationalspanischen Presse gegenüber Deutschland änderte sich zusehends. Eine in Anbetracht der effektiven Bundesgenossenschaft bisher geradezu herausfordernd kühle und »objektive« Einstellung wich einer positiven,

wenn auch keineswegs übertriebenen oder gar lobhudelnden Berichterstattung.
Köhn war ein gelehriger Schüler Goebbels' und wußte, daß jede Übertreibung gegenteilige Wirkung haben kann. Er dosierte seine Propagandaspritzen geschickt. Zeitungen und Rundfunk reagierten entsprechend. Das neue Deutschland nahm auf einmal in der öffentlichen Meinung National-Spaniens einen Raum ein, der ihm bisher versperrt gewesen war. Köhn organisierte auch Austauschreisen zwischen Spanien und Deutschland, wobei er vor allem Studenten und junge Intellektuelle bevorzugte. Auch auf diesem Gebiet waren die Ergebnisse höchst positiv, wenn auch natürlich langfristig und nicht sofort so augenscheinlich wie auf dem Pressesektor. Hitler honorierte Faupels offensichtliche Erfolge, indem er ihn am 12. Februar 1937 zum Botschafter ernannte. Noch wichtiger als die so erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit war vielleicht die Zusammenarbeit mit der Falange. Daß sie unter Hedillas Führung aus ihrem hybriden Zustand zu einer politisch und weltanschaulich geschlossenen und einheitlichen Organisation wurde, war ganz wesentlich dem Vertrauensverhältnis zu verdanken, das Hedilla mit Faupel und seinen Beratern verband. Aber die Unterstützung, die man dem jungen Falange-Führer zuteil werden ließ, mußte natürlich da aufhören, wo auch nur der Anschein einer deutschen Einmischung in innerspanische Angelegenheiten entstehen konnte.

Zum Tode verurteilt

Hedilla war daher schlecht beraten, als er sich vor seinem entscheidenden Gang zu Franco in die deutsche Botschaft begab. Faupel hatte, wie aus den Akten des Auswärtigen Amtes[1] hervorgeht, aus Berlin die ganz eindeutige Weisung,

daß, wenn es zu einem offenen Konflikt zwischen Franco und der Falange kommen sollte, er die Partei des ersteren zu ergreifen habe. Das war auch zwischen Berlin und Rom – nicht ohne Mitwirkung des Admirals Canaris – abgesprochen. Als Hedilla jetzt vor ihm stand, blieb ihm gar nichts anderes übrig, als diesem den Rat zu geben, sich mit der vollendeten Tatsache abzufinden. Jedenfalls ließ er ihm durch Köhn das Angebot machen, mit einem deutschen Flugzeug außer Landes zu gehen. Das wäre, wie die Dinge nun einmal lagen, die eleganteste Lösung gewesen. Hedilla lehnte ab und ging zu Franco, um dessen beleidigendes Angebot – stolz wie ein Spanier – abzulehnen. Er verließ das Gebäude als Gefangener und wurde zusammen mit Dutzenden anderer Falangeführer wegen Rebellion vor ein Kriegsgericht gestellt. Das Urteil ließ die Öffentlichkeit den Atem anhalten: Hedilla und drei seiner Kameraden wurden zum Tode, alle anderen zu hohen, teils lebenslänglichen Freiheitsstrafen verurteilt.

Faupel ließ sich sofort bei Franco melden. Er hatte Mühe seine Erregung zu unterdrücken. Er wußte, was er zu tun gehabt hätte, wäre er nicht der offizielle Vertreter des Reiches gewesen. Er wahrte die diplomatischen Umgangsformen, so daß er in seinem Bericht ans Auswärtige Amt die Unterhaltung als »freundschaftlich« bezeichnen durfte. Aber er warnte Franco, daß die Hinrichtung Hedillas, des einzigen echten Vertreters der Arbeiterschaft auf nationaler Seite, »einen schlechten Eindruck machen« würde. Es sei in diesem Augenblick gefährlich, Märtyrer zu schaffen. Franco hörte sich Faupels Bedenken ungerührt an und erwiderte genauso gemessen, wie diese vorgebracht worden waren. Als nächstes – es war der 9. Juni 1937, 20.30 Uhr – schickte Faupel ein dringendes Telegramm ans Auswärtige Amt, in dem er kurz und sachlich das Vorgefallene berichtete und um Genehmigung bat, einen formellen Protest der Reichs-

regierung zu überbringen. Am nächsten Tag traf die Antwort des Staatssekretärs von Mackensen ein: Faupel solle es, um Weiterungen zu vermeiden, bei dem »freundschaftlichen Hinweis« bewenden lassen, den er bereits mündlich bei Franco vorgebracht habe.

Der »Generalissimus«, der sich jetzt auch die Falange unterworfen hatte, wußte nun jedenfalls, was er sich, von Canaris und dessen Mitverschwörern im Auswärtigen Amt abgesichert, gegenüber dem Reich herausnehmen durfte. Man konnte also einen erklärten Freund des Dritten Reiches, dessen Gedanken über die Rettung Spaniens vor der bolschewistischen Gefahr mit denen der deutschen Führung vollkommen übereinstimmten, der nichts anderes gewollt hatte als die Reform und Humanisierung eines verfaulten Gesellschaftssystems, Nährboden des jetzt nur noch unter Waffengewalt und mit schweren Blutopfern, darunter auch deutschen, niederzuschlagenden Kommunismus, man konnte einen solchen Mann, der sich keines Vergehens gegen irgendein bestehendes Gesetz schuldig gemacht hatte, unter fadenscheinigen Gründen verhaften, einsperren und zum Tode verurteilen und riskierte dabei von seiten des mächtigen Verbündeten, auf dessen Hilfe man auf Gedeih und Verderb angewiesen war, nicht mehr als einen »freundschaftlichen Hinweis«. Da mußte man doch gleich versuchen, ob man nicht noch einen Schritt weiter gehen könne.

Faupels Ende

Franco hütete sich wohl, das Todesurteil an Hedilla vollstrecken zu lassen. Er setzte es einstweilen aus und wandelte es später in lebenslängliche Haft ab. Nach Kriegsende wurde Hedilla entlassen und arbeitete danach als Stauer auf Mal-

lorca, ohne politisch wieder irgendwie hervorzutreten. Er überlebte Francos Diktatur, doch als gebrochener Mann. Er war erledigt. Aber Faupel sollte zu spüren bekommen, was es bedeutete, ihm, Franco, die Stirn zu bieten. Natürlich kannte er die Beurteilung, die Faupel bald nach Aufnahme seiner Tätigkeit in Salamanca über ihn abgegeben hatte. Sie ist die zutreffendste, die ich kenne. Franco sei umgänglich, berichtete er dem Auswärtigen Amt, er sei ein persönlich tapferer Soldat und habe auch militärische Kenntnisse und Erfahrungen. Aber – und auch das ist so richtig wie das Vorhergehende – es reiche bei ihm einfach nicht, um die Operationen in dem Umfang, den sie jetzt angenommen hätten, zu leiten. Vorsichtiger konnte das gar nicht ausgedrückt werden. Der bisherige Verlauf der Operationen hatte das bereits bewiesen. Man würde noch viel schlimmere Erfahrungen mit Francos Feldherrnkünsten machen. Daß der Krieg nicht jetzt schon verloren war, lag – abgesehen von der deutschen Hilfe – nur an den Wirren auf der Gegenseite und daran, daß dort noch gröbere Fehler begangen wurden. Das hatte noch keiner dem »Caudillo« zu sagen gewagt. Faupel machte keinen Hehl daraus. Franco hörte das nicht gern. Jetzt würde er es ihm heimzahlen.

Zur Befriedigung seiner Rache wählte er einen besonders perfiden Weg. Er wußte um die persönlichen Spannungen, die zwischen Faupel und dem ersten Kommandeur der Legion Cóndor, General Hugo Sperrle (1885–1953), der kein Freund des Nationalsozialismus war, bestanden. Er wurde dazu ausersehen, dem mißliebigen Botschafter den Tritt zu versetzen, den Franco ihm zugedacht hatte. Franco ließ Sperrle zu sich kommen und vertraute ihm an, daß Faupel als Botschafter in Salamanca unmöglich sei. Man wolle ihn nicht geradezu zur »persona non grata« erklären, aber doch unbedingt loswerden. Er, Sperrle, werde schon die richtige Form finden, eine Abberufung Faupels zu erreichen. Er

fand sie. Sperrle war dem Reichsluftfahrtministerium unterstellt. Und als Göring, der damals noch bei Hitler in höchstem Ansehen stand, diesem den Fall Faupel vortrug, blieb dem Führer gar nichts anderes übrig, als Faupel über das Auswärtige Amt abberufen und ohne viel Aufhebens durch den ohnehin für diesen Posten von vornherein vorgesehenen Botschafter v. Stohrer ersetzen zu lassen. Nach außen hin konnte das Reich das Gesicht wahren. Faupel kehrte ins Iberoamerika-Institut zurück. Sperrle wurde bald darauf durch den General Volkmann ersetzt. Kaum jemand hatte gemerkt, daß Hitler in Spanien eine vielleicht entscheidende Schlappe hatte einstecken müssen. Wußte er es selber?

Auf dem Bahnsteig von Hendaye

Hitler dürfte sich an die unangenehme, aber damals von niemand besonders tragisch genommene Episode Faupel–Hedilla erst Jahre später wieder recht erinnert haben, als der »Caudillo« ihn an jenem schicksalsschweren 23. Oktober 1940 auf dem Bahnsteig von Hendaye eine geschlagene Stunde warten ließ. Mit ihm warteten Reichsaußenminister Joachim v. Ribbentrop, der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, der Oberbefehlshaber des Heeres Generalfeldmarschall Walter von Brauchitsch, der Chef der Parteikanzlei Reichsleiter Martin Bormann, der Oberbefehlshaber der 7. Armee Generaloberst Dollmann, der persönliche Adjutant des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Generalleutnant Bodenschatz, der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Friedrich Wilhelm Gaus und zahlreiche andere hohe Offiziere und Beamte.

Alle Anwesenden rissen sich zusammen, als Franco schließlich gegen 15 Uhr eintraf, um den spanischen Gast nicht

merken zu lassen, wieviel heimliche und unheimliche Verwünschungen inzwischen gegen ihn ausgestoßen worden waren. Hitler und die Herren seiner Begleitung waren bei der Begrüßung und Vorstellung von ausgesuchter Höflichkeit, obwohl nichts von jener spontanen Herzlichkeit zu merken war, die etwa die Begegnungen mit Mussolini kennzeichnete. Franco seinerseits ließ seinen ganzen Charme spielen, den er fraglos besaß, und sich nicht anmerken, wie unwohl er sich inmitten dieses Massenaufgebots von Teutonen fühlte, von denen die meisten ihn um Haupteslänge überragten. Sein unruhig umherschweifender Blick hatte erkannt, daß einer, den er bestimmt hier erwartet hatte, nicht dabei war: Canaris. Ribbentrop hatte ihn von dieser Zusammenkunft ferngehalten, weil er »seinem Einfluß nicht traute und ihn nicht dort haben wollte«, berichtet Colvin[3]. Nun, die beiden hatten gut und gründlich vorgearbeitet. Es würde auch ohne Canaris alles so klappen, wie es geplant war.

Sie hatten bei der Vierjahresfeier der Nationalen Erhebung am 18. Juli in Madrid volles Einvernehmen über Spaniens Kriegseintritt gegen England und die Absicht erzielt, Gibraltar mit deutscher Hilfe zu erobern. Dieses sein Angebot hatte Franco in seiner bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede unmißverständlich wiederholt. Es sollte heute angenommen und für beide Teile verbindlich formuliert werden. Die Vorbereitungen dafür waren auf deutscher Seite bis in die kleinsten Einzelheiten getroffen. Franco aber war fest entschlossen, sein damals gegebenes Versprechen nicht einzuhalten, ohne es dabei zu einem Bruch kommen zu lassen,

Das historische Treffen von Hendaye, am 23. 10. 1940, zwischen Hitler und Franco (in der Mitte des Bildes ein Dolmetscher).

den er sich einstweilen noch nicht leisten konnte. Nach dem Sieg über Frankreich stand Deutschland auf dem absoluten Höhepunkt seiner Erfolge, und wenn Franco seine damals noch gehegten imperialen Pläne verwirklichen wollte, so war das nur möglich, indem er seinen Wagen an den des deutschen Siegers koppelte.

Wie kam es zu seiner jetzigen Sinnesänderung? Kurz nachdem Canaris mit Franco den deutsch-spanischen Gibraltarplan bis in alle (sogar taktische) Einzelheiten durchgesprochen hatte, mußte er schon wieder eine Rede mit anhören. Hitler hielt sie am 19. Juli 1940 vor dem Deutschen Reichstag: »Abgeordnete! Männer des Deutschen Reichstages!« Die Veranstaltung war mit dem sie umgebenden Propaganda-Zeremoniell so aufgezogen, daß sie etwas ganz Besonderes versprach. Eingeweihte wie der Führer-Dolmetscher Paul Schmidt[23] wußten, daß der Clou der Rede ein neues Friedensangebot an England sein würde. Drei Tage zuvor hatte Hitler seine Weisung Nr. 16 über das berühmte (und nie stattgefundene) Unternehmen »Seelöwe« (Besetzung der britischen Inseln) diktiert, nachdem er schon am 15. Juli seinem Freund Mussolini einen Brief mit der Ankündigung dieses Planes geschrieben hatte.

Das letzte Friedensangebot

In der Kroll-Oper waren nicht nur die Abgeordneten versammelt (auf sechs Sitzen lagen statt ihrer gefallenen Inhaber Lorbeerkränze), sondern auch die Creme der nationalsozialistischen Führerschaft. Göring, der bei dieser Gelegenheit zum Reichsmarschall ernannt und mit dem nur ihm verliehenen Großkreuz des Eisernen Kreuzes (Sonderanfertigung in Platin und Onyx) ausgezeichnet wurde, eröffnete die Sitzung. Hitler begann wie üblich mit dem Versail-

ler Vertrag und gelangte über Polen und Norwegen zum kürzlichen Frankreich-Feldzug, über dessen Verlauf und Ergebnis er einen eindrucksvollen Rechenschaftsbericht abgab.

Sodann ergoß sich eine Flut von Anerkennungen, Beförderungen und Auszeichnungen über die zum großen Teil anwesende militärische und politische Führerschaft. Es gab 12 neue Feldmarschälle (v. Brauchitsch, v. Rundstedt, Ritter von Leeb, v. Bock, List, v. Kluge, v. Witzleben, v. Reichenau, Milch, Sperrle, Kesselring und Keitel – zwei von ihnen wurden später gehängt, Witzleben von Hitler, Keitel von den Alliierten), einen neuen Generaladmiral (Carls) und 19 Generaloberste. Auch das deutsche Volk in seiner Gesamtheit wurde mit Recht gelobt, wobei Hitler nur eine Einschränkung machte: »Ich gebe nun ohne weiteres zu, daß es auch in Deutschland selbstverständlich einzelne Subjekte gegeben hat und auch wohl heute noch gibt, die fast mit Bedauern den Siegeszug des Dritten Reiches erleben. Unverbesserliche Reaktionäre oder blinde Nihilisten mögen innerlich wohl traurig sein, daß alles anders kam, als sie es sich erhofften, allein ihre Zahl ist eine lächerliche und ihre Bedeutung ist noch geringer.«

Als diese Worte fielen, verzog Canaris keine Miene. Er hatte sich – wie stets – in der Gewalt. Solange Hitler nicht wußte, daß sich »einzelne Subjekte«, von denen er soeben gesprochen hatte, in seiner engsten Umgebung auf wichtigen Schaltstellen, wie der von Canaris eingenommenen, befanden, mußte er ihre Bedeutung geringschätzen. Er, Canaris, würde ihm schon zeigen, welche Bedeutung er hatte. In bezug auf Spanien, das Hitler auch im außenpolitischen Teil seiner Rede (im Gegensatz zu Italien) mit keinem Wort erwähnte, obwohl der »Caudillo« doch eben erst seine Kriegsbeteiligung öffentlich angeboten hatte, sollte Canaris' Bedeutung sehr bald offensichtlich werden.

Schließlich gelangte Hitler zum Kern- und Höhepunkt seiner Rede. Er erinnerte an das Friedensangebot, das er nach dem siegreichen Polenfeldzug am 6. Oktober 1939 an Frankreich und England gerichtet hatte, und das von den Adressaten mit Spott und Hohn bedacht worden war. Seine Vermutung, daß man im heute besiegt am Boden liegenden Frankreich über das damalige Friedensangebot »anders denken wird«, wirkte nach dem vorhergegangenen Bericht über den »größten und glorreichsten Sieg aller Zeiten« überzeugend. »Das alles hätte«, rief er aus, »nicht zu kommen brauchen. Denn ich habe noch im Oktober weder von Frankreich noch England etwas anderes verlangt als nur den Frieden.«

Und, jetzt allein an die Adresse der Politiker in London gerichtet: »Glauben Sie mir, meine Abgeordneten, ich empfinde einen inneren Ekel vor dieser Sorte gewissenloser parlamentarischer Volks- und Staatenvernichter. Es tut mir fast weh, wenn mich das Schicksal dazu ausersehen hat, das zu stoßen, was durch diese Menschen zum Fallen gebracht wird: denn meine Absicht war es nicht, Kriege zu führen, sondern einen neuen Sozialstaat von höchster Kultur aufzubauen.« Domarus[24] erinnert in diesem Zusammenhang an merkwürdig ähnlich klingende Sätze Napoleons, die dieser im Frühjahr 1821 niederschrieb: »Ich bin gezwungen gewesen, Europa durch die Waffen zu bändigen. Ich habe Frankreich und Europa neue Ideen eingeimpft, die niemals vergehen werden.«

Nun wendete sich Hitler an »Mister Churchill«, der soeben erklärt habe, er werde den Krieg weiterführen, notfalls »von Kanada aus«. Dazu Hitler: »Das Volk wird, glaube ich, schon in England bleiben müssen. Und es wird den Krieg in London dann sicherlich mit anderen Augen ansehen als seine sogenannten Führer in Kanada.« Churchill habe »vor etwa sechs Wochen mit dem . . . Luftkrieg gegen die Zivil-

bevölkerung« begonnen. Es folgte seine berühmte Prophezeiung: »Es wird dadurch ein großes Weltreich zerstört werden. Ein Weltreich, das zu vernichten oder auch nur zu schädigen, niemals meine Absicht war.« Sie ging schneller in Erfüllung, als mancher geglaubt hätte. 37 Jahre nach diesen Worten ist England kein Weltreich mehr, sondern mußte froh sein, in den Schoß der kleinen westeuropäischen Völkerfamilie aufgenommen zu werden, und zwar als eines ihrer hilfsbedürftigen Mitglieder, das auf die Zuschüsse wohlhabender Verwandter dringend angewiesen ist. Daß diese Entwicklung erst eintrat, nachdem auch das Deutsche Reich vernichtet, zerschlagen, aufgeteilt und besetzt wurde, macht die Verwirklichung dieser Prophezeiung um nichts weniger tragisch. Hitler schloß: »In dieser Stunde fühle ich mich verpflichtet, vor meinem Gewissen noch einmal einen Appell an die Vernunft auch in England zu richten. Ich glaube dies tun zu können, weil ich ja nicht als Besiegter um etwas bitte, sondern als Sieger nur für die Vernunft spreche. Ich sehe keinen Grund, der zur Fortführung dieses Kampfes zwingen könnte.«

Luftschlacht um England beginnt

Der stürmische langanhaltende Beifall nach dem »Sieg Heil!«, mit dem Hitler seine Rede beendet hatte, war kaum verrauscht, da meldete sich der englische Rundfunk bereits mit der Antwort auf das Friedensangebot. Sie war eindeutig ablehnend. Die offizielle Bestätigung dafür erfolgte drei Tage später. Der britische Außenminister Lord Halifax (1881–1959) erklärte (am 22. 7. 40) in einer Rundfunkrede: »Wir werden den Kampf durchführen, auch wenn er uns alles kosten mag.« Das war zwar selbstmörderisch und daher auch für Hitler unbegreiflich – er selbst beging erst

Selbstmord, als ihm wahrlich niemand mehr eine Friedenshand darbot – aber es war eine Tatsache, mit der es sich abzufinden galt. Nun würde also doch nichts anderes übrigbleiben, als das vorbereitete Unternehmen Seelöwe abrollen zu lassen.

Wir wissen, mit wie zwiespältigen Gefühlen Hitler daran ging. Es war nicht nur der Infanterist, der sich – wie Napoleon – bei einem mit umfangreichen Seeoperationen verbundenen Unternehmen unsicher fühlte (Wasser hat keine Balken), es war auch der gläubige Anhänger der Rassenlehre, der einen Kampf auf Leben und Tod mit dem »germanischen Brudervolk« scheute. Trotzdem ließ er schon jetzt die nötigen Vorbereitungen anlaufen. Ihre wichtigste war unter 2.a) in der Führer-Weisung Nr. 16 vom 12. 7. 40 angeführt: »Die englische Luftwaffe muß moralisch und tatsächlich so weit niedergekämpft sein, daß sie keine nennenswerte Angriffskraft dem deutschen Übergang gegenüber mehr zeigt.« Görings Luftwaffe bezog ihre Bereitstellungsräume am Kanal. Am 8. August 1940 begann die Luftschlacht um England. Aber mit dem Herzen war Hitler nicht dabei.

In dieser Zeit des Zauderns und Zweifelns nach der Ablehnung seines Friedensangebotes, von deren Ernsthaftigkeit er sich nur zögernd überzeugen ließ, erschien ihm der kleine Canaris mit seinem Gibraltar-Plan wie ein rettender Engel. Gewiß, es war schon lange darüber gesprochen, ja das Thema sogar generalstabsmäßig bearbeitet worden. Aber man hatte es zurückgestellt und erst einmal alle Hoffnungen auf die Friedensrede vom 19. Juli gesetzt. Jetzt, da diese zerrannen, gewann die Kriegsrede, die Franco am Tag zuvor gehalten und die man begreiflicherweise in Berlin kaum beachtet hatte, plötzlich größte Bedeutung, zumal da Canaris konkrete Einzelheiten dazu aus seinen wie stets vertraulichen Gesprächen mit dem »Caudillo« berichten konnte. Hitler war fasziniert. Hier bot sich die Alternative zu dem

ungeliebten Unternehmen »Seelöwe«. In seinem Gehirn begann es zu arbeiten: von Frankreich nach Spanien, von Spanien nach Nordafrika, über Ägypten und den Suezkanal nach dem Vorderen Orient mit seinen unermeßlichen Ölquellen und weiter zum Kaukasus in den Rücken der Roten Armee. Und das alles auf dem Landweg, ohne der britischen Marine entgegentreten zu müssen, nur bei Gibraltar der kleine Sprung über die Meerenge. Das Ei des Kolumbus!
Schon bei der Generalsbesprechung vom 21. Juli, also noch vor der endgültigen Absage durch Halifax, ließ Hitler, nach Aufzeichnungen Halders[25], wenn auch nur am Rande, das Wort Spanien fallen. Es wird unter den Mächten erwähnt, die man versuchen sollte, »gegen England einzuspannen«, falls dieses wirklich weiter Krieg führen wolle. Schon drei Tage später drückte sich Hitler, am 24. Juli gegenüber dem letzten Kommandeur der Legion Condor, General der Flieger Wolfram Frhr. von Richthofen (1895–1945), wesentlich deutlicher aus. Die britische Regierung sei auf das Friedensangebot nicht eingegangen (tatsächlich hatte sie es definitiv abgelehnt), erfuhr der an Spanien höchlichst interessierte Fliegergeneral (er wurde noch 1943 zum Feldmarschall befördert, ehe er in Bad Ischl 1945 an einem Gehirntumor starb). Nunmehr werde der Krieg gegen England mit aller Schärfe geführt. Donald S. Detwiler schreibt in seinem Buch[2] weiter wörtlich: »Es sei geplant, im Einvernehmen mit Franco Gibraltar zu erobern. Sollte Spanien sich beteiligen wollen, würde das begrüßt, aber darum wolle er Spanien nicht bitten. In jedem Falle komme bei dem Angriff auf Gibraltar nur eine Beteiligung Spaniens mit Erdtruppen in Frage. Dazu sollte es das Nötige, vor allem schwere Artillerie, Flak, Munition und Betriebsstoff bekommen. Nach der Eroberung könnten die Spanier den Felsen übernehmen und Deutschland würde auch ihre Wünsche in Marokko unterstützen. Sollte England versuchen, sich irgendwo auf der

iberischen Halbinsel festzusetzen, würde Deutschland starke Unterstützung zusagen.«

Das war immerhin schon recht konkret. Hitler hatte Spanien bereits fest in seine weiteren Kriegspläne eingebaut. In seinen Gesprächen und bald auch offiziellen Erklärungen begann das Wort von einer gegen England aufzurichtenden Front »vom Nordkap bis Nordafrika« aufzutauchen. Der Gedanke einer Wegnahme Gibraltars und eines anschließenden Sprunges nach Afrika ergriff um so mehr von ihm Besitz, je weniger die Luftschlacht um England zu den von Göring zuversichtlich versprochenen Ergebnissen führte. Tatsächlich entstand in diesen August-Tagen 1940 »der endgültige deutsch-spanische Gibraltar-Plan«, wie Ribbentrops Witwe Annelies geb. Henkel aufgrund ihres sorgfältigen Quellenstudiums feststellt[26]. Je länger sich die britische Luftwaffe in den erbitterten und auf beiden Seiten mit einem Heldenmut ohnegleichen geführten Kämpfen hielt, ohne »moralisch und tatsächlich« niedergekämpft zu sein, um so fragwürdiger wurde das ganze Unternehmen »Seelöwe«, dessen wichtigste Voraussetzung eben die Ausschaltung der Royal Air Force war.

Goebbels besuchte damals den neuernannten Generalfeldmarschall Hugo Sperrle (1885–1953) in seinem Hauptquartier in Deauville an der Seinemündung und berichtete mir[27] von seinem Gespräch mit dem Befehlshaber der hier eingesetzten Luftflotte, der ihm mit apodiktischer Gewißheit versicherte, in 14 Tagen werde alles erledigt sein. Und er versprach den Londonern, sie würden »in der eigenen Scheiße ersticken«. Sie erstickten nicht, und in 14 Tagen war gar nichts erledigt. Im Gegenteil erlitt die deutsche Luftwaffe laut OKW-Bericht den schrecklichen Aderlaß von 407 Flugzeugen mit Besatzungen. Vom 4. bis zum 15. September 1940 waren es nochmal 182 Flugzeuge, davon allein 43 an einem einzigen Tage, dem letzten dieser Zeitspanne. An

diesem gleichen Tage wurde das Unternehmen »Seelöwe« endgültig abgeblasen.

»Felix« – der Glückliche

An seine Stelle trat das Unternehmen »Felix« (lat.: der Glückliche), welchen Tarnnamen der deutsch-spanische Gibraltar-Plan inzwischen offiziell erhalten hatte. Es sollte auch nicht glücklicher ausgehen als das andere. In das Unternehmen »Seelöwe« war nach Schlabrendorff[18] der Widerstands-Oberst und spätere Generalmajor Henning v. Tresckow »an einer maßgebenden Stelle« eingeschaltet. Das Unternehmen »Felix« war ganz und gar in der Hand eines Widerständlers, des Admirals Canaris. Er und nicht Hitler entschied darüber, ob es durchgeführt würde oder nicht. Und er muß in diesem Augenblick, da er selbst noch aktivst an der Ausarbeitung und Ingangsetzung des Planes arbeitete, bereits zu dem Entschluß gelangt sein, seine Durchführung zu verhindern. War »Seelöwe« ein Unternehmen, das, wenn es überhaupt einen Erfolg versprach, diesen – wie später das Beispiel Kreta zeigen sollte – nur unter Strömen von Blut und einer entscheidenden, vielleicht tödlichen Schwächung der deutschen Wehrkraft hätte erzwingen können, so stellte »Felix« ein mit relativ geringem Aufwand, niedriger Risikoquote und fast 100 Prozent Erfolgschancen durchführbares Unternehmen dar. Vom »Seelöwen« hat Canaris Hitler nie abgeraten. Er wußte, daß er mit diesem ins Verderben reiten würde. Was die Ungunst der Verhältnisse nicht bewirkt hätte, wäre zu besorgen Sache der »eingeschalteten Widerständler« gewesen. Mit »Felix« war das was anderes. »Felix« konnte so, wie das Unternehmen unter seiner Mitwirkung ausgearbeitet und vorbereitet war, gar nicht anders als glücklich ausgehen. Es mußte also verhin-

dert werden. Jetzt würde sich das Vertrauen, das er sich in jahrelanger Kleinarbeit nicht nur bei Hitler, sondern auch bei Franco zu verschaffen gewußt hatte, rentieren.
Fast hätte ihm Hitler noch im letzten Moment einen Strich durch die Rechnung gemacht. Als der Operationsplan bereits in allen Einzelheiten (einschließlich Angriffsdatum: 10. Januar 1941) festgelegt war, beschloß Hitler, wie Generalmajor Walter Warlimont[28], ehemaliger Chef des Wehrmachtsführungsstabes im OKW, berichtet, den Chef seiner Operationsabteilung, Generaloberst Alfred Jodl, persönlich nach Madrid zu schicken, um den Plan mit Franco abzustimmen und sämtliche Detailfragen mit dessen Generalstabschef, General Juan Vigón Suerodíaz (1880–1955) durchzusprechen. Allein daraus ist zu ersehen, wie ernst und wichtig Hitler das Unternehmen »Felix« nahm. Jodl, dessen Treue und Zuverlässigkeit über jeden Zweifel erhaben und der außerdem ein anerkannt fähiger Generalstäbler war, hätte das Unternehmen fraglos durchgezogen. Das hätte nach der wohlbegründeten Meinung des spanischen Außenministers (und damals noch intimsten Franco-Vertrauten) Serrano Súñer »in dem Augenblick das Ende des Krieges bedeutet«, und zwar ein für Deutschland glückliches.
Auch Churchill scheint dieser Ansicht gewesen zu sein. Denn er lobt in einem seiner Memoirenbände[29] Franco für seine »Täuschung und Undankbarkeit gegenüber Hitler und Mussolini« mit der Begründung: »Spanien hielt den Schlüssel in den Händen, mit dem es allen englischen Unternehmungen im Mittelmeer ein Ende setzen konnte.« Dies Ende mußte Canaris verhindern. Er beschwor daher Hitler, ihn statt Jodl mit dieser Mission zu betrauen. Er zweifelte Jodls Fähigkeiten keineswegs an, im Gegenteil gab er Hitler recht, daß er keinen Besseren dafür hätte finden können. Aber, gab er zu bedenken, die ganze Angelegenheit sei so heikel und der Spanier im allgemeinen und Franco im besonderen

so schwierig zu behandeln, daß es für einen weder mit der spanischen Sprache noch der spanischen Mentalität Vertrauten allzu leicht sei, ins Fettnäpfchen zu treten und damit ein Unternehmen zu gefährden, dessen Gelingen schon so gut wie gesichert sei.
Hitler ließ sich überzeugen. So war Canaris am 7. September 1940 wieder (zum letzten Mal vor Hendaye) bei Franco. Die amtlichen Berichte[1] über dies wohl entscheidende Gespräch sind dürftig. Es liegt ein Telegramm des Botschafters Stohrer vor mit der nüchternen Feststellung, Canaris habe Franco den Wunsch Hitlers übermittelt, »den Angriff auf Gibraltar binnen kurzem vorzunehmen«. Der Angriffstermin (10. 1. 41) wird bestätigt. Zugleich mit dem deutschen Durchmarsch solle die Wirtschaftshilfe für Spanien einsetzen. Canaris wird sich gehütet haben, dem Botschafter Einzelheiten über den wirklichen Inhalt seines Gesprächs mit Franco auf die Nase zu binden. Denn die Absicht des deutschen Abwehrchefs und heimlichen Verbündeten der Briten, wie ihn Colvin[3], der es wissen muß, nennt, war es, »Spanien, koste es, was es wolle, davon abzuhalten, auf die Seite der Achsenmächte zu treten«. Die Ansicht, die Annelies v. Ribbentrop[26] aus ihrem sorgfältigen Studium vieler schwer zugänglicher (meist englischer) Quellen gewann, deckt sich voll und ganz mit Churchills Dank für Francos Undankbarkeit (gegenüber Hitler und Mussolini). Spanien habe den Schlüssel besessen, schrieb er, »doch niemals, selbst in den düsteren Stunden, versperrte es uns das Tor« (Gibraltar).

Englands düsterste Stunde

Die »düsterste Stunde« für England hatte geschlagen, als es, von dem Blitz auf London taumelnd, wenn auch nicht erschlagen, einen neuen Schlag, diesmal gegen seine Lebens-

ader im Mittelmeer, erwarten mußte. Die Abriegelung des Mittelmeers bei Gibraltar und danach die Wegnahme Nordafrikas, des Suez-Kanals und des Vorderen Orientes hätten England und die im Hintergrund stehenden USA ihrer letzten Operationsmöglichkeiten gegen das Reich beraubt. Rommels späterer Siegeszug durch die Wüste wäre ohne die Möglichkeit, seine Versorgungslinien über das Mittelmeer abzuschneiden, unaufhaltsam gewesen. Ägypten und andere arabische Völker warteten nur darauf, das britische Kolonialjoch abzuschütteln. Dann wäre der englischen Führung, die eben noch das deutsche Friedensangebot zurückgewiesen hatte, gar nichts anderes übrig geblieben, als diesen aussichtslos gewordenen Krieg so oder so zu beenden.
Rußland war damals noch dem Reich durch das Molotow-Ribbentrop-Abkommen verbunden. Die USA befanden sich in einem Zustand der Handlungsunfähigkeit, wie Serrano Súñer[20] mit Recht feststellt. Seine Bevölkerung, in ihrer überwiegenden Mehrheit gegen eine Kriegsbeteiligung, war von Roosevelt und seinem Propagandaapparat noch längst nicht genügend bearbeitet und dieser so realistisch, daß er bei einer solchen Wendung seine unpopuläre probritische Politik hätte umstellen müssen. Das Wehrpflicht-Gesetz hatte der Kongreß nur mit einer Stimme Mehrheit angenommen. Frankreich, Englands Festlandsdegen, war zerbrochen, und Spanien stand trotz der anglophilen Einstellung Francos und vieler seiner Mitarbeiter im Begriff, den deutschen Heeren seine Grenzen zu öffnen.
Wo war der Retter aus dieser Not? Er saß dem »Caudillo« am 7. September 1940 in Madrid gegenüber. Auftragsgemäß hatte er ihm das Unternehmen »Felix« in allen Einzelheiten ebenso wie die deutschen Gegenleistungen vorgetragen. Vielleicht fielen seine Ausführungen kürzer und weniger überzeugend aus, als wenn Jodl sie gemacht hätte. Die über diese Unterredung vorliegenden Dokumente sind, wie

erwähnt, dürftig. Aber es gibt da eine andere zuverlässige Quelle über den wirklichen Inhalt des entscheidenden Gesprächs Canaris–Franco: den damaligen Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Ernst Frhr. v. Weizsäcker[30]. Er erklärte: »Aber ich vereinbarte mit ihm (Canaris), daß er statt dessen den Spaniern reinen Wein einschenken und ihnen die sichere Katastrophe klarmachen sollte, in die sie unvermeidlich und unerbittlich hineinkommen würden.« Das sagte Weizsäcker am Nachmittag des 9. Juni 1948, als er im sogenannten Wilhelmstraßen-Prozeß vor dem Militärgerichtshof Nr. 6 im Fall 11 über die geplante Besetzung Gibraltars vernommen wurde (er konnte mit diesem Beweis für seine Widerstandstätigkeit – neben anderen – zwar den Kopf – im Gegensatz zu seinem Chef Ribbentrop – retten, bekam aber trotzdem sieben Jahre Gefängnis zudiktiert, obwohl er schon 1950 freigelassen wurde; ein Jahr später starb er 69jährig, nachdem er seine Memoiren in London herausgebracht hatte).

Statt also all seine Überredungskunst (die Canaris zweifellos besaß) aufzubieten, um etwa noch vorhandene Bedenken Francos gegen ein Unternehmen, auf das er selbst wiederholt gedrängt hatte, auszuräumen, statt die deutschen Siegeschancen zu unterstreichen, die nicht einmal übertrieben zu werden brauchten, da sie in diesem Augenblick des Krieges tatsächlich optimal waren, muß Canaris seinem spanischen Freund ein so pechrabenschwarzes Bild der Lage gegeben haben, daß dieser tatsächlich anfing, in bezug auf den Herzenswunsch seines Volkes, die Rückgewinnung Gibraltars, kalte Füße zu bekommen.

Wenn Canaris dabei nicht bewußt mit Lügen und Fälschungen gearbeitet hat, die der schlaue und politisch sehr nüchtern denkende Franco leicht durchschaut hätte, so kann er diesen in seiner ursprünglichen Bereitschaft, auf deutscher Seite in den Krieg einzutreten, nur schwankend gemacht

haben durch ein Argument, das Canaris gewiß nicht gebrauchte, das aber Francos Scharfsinn nicht entgehen konnte. Franco mußte sich an diesem 7. September 1940 fragen: Ist ein Regime so verläßlich und festgefügt, um ihm das eigene Schicksal anzuvertrauen, wenn in seinen Reihen, und zwar auf so ausschlaggebenden Posten, wie sie Canaris, Weizsäcker und andere innehatten, Verräter stehen? War es möglich, daß Deutsche in derart führenden Positionen auf die »eigene Niederlage« hinarbeiteten, wie das Schlabrendorff in der unkorrigierten ersten Ausgabe seines Buches[18] bekannt hat?

Darüber mußte sich Franco nach diesem Gespräch zunächst Gewißheit verschaffen. Er sagte noch nicht nein (das tun Spanier überhaupt ungern). Er sagte: vielleicht. Er machte gewisse Vorbehalte. Er stellte neue Bedingungen. Das konnte seine Verhandlungsposition nur verbessern. Er erbat sich Bedenkzeit. Annelies v. Ribbentrop[26] stellt zutreffend fest: »Ein halbes Jahr lang von Juni bis Dezember 1940 lag der Schlüssel zur Weltgeschichte in Francos Hand.« An diesem 7. September 1940 nahm er ihn fest zwischen die Finger, um im richtigen Augenblick das Schloß zuschnappen zu lassen, das Deutschland den Zugang zum Sieg, der in diesem Augenblick so gut wie sicher schien, endgültig zu verwehren.

Hitler und der »hinterhältige Jesuit«

Der Bericht, den Canaris über den »Erfolg« (für ihn war es ein wirklicher) seiner Mission in Madrid bei Hitler erstattete, war so geschickt formuliert, daß dieser über die tatsächlich prinzipiell bereits ablehnende Haltung Francos im unklaren blieb und annahm, man brauche jetzt nur noch ein wenig nachzubohren, um zum erwünschten Ziel zu gelan-

gen. Er wollte das selbst übernehmen und verließ sich ganz auf seine (auch ausländischen Staatsmännern und Politikern gegenüber) bewährte Überzeugungskraft. Franco schickte ihm nicht seinen zuständigen Außenminister, den General Graf Jordana y Sousa (1876–1944), einen liberalen Monarchisten der alten Schule von hervorragenden Umgangsformen, aber wenig Format, mit dem Hitler sehr wahrscheinlich leichtes Spiel gehabt hätte (er hatte für vornehme alte Herren wie Hindenburg und Pétain eine Schwäche), sondern seinen jungen Schwager Serrano Súñer, der als Innenminister mit dem zu behandelnden Fragenkomplex nicht das geringste zu tun, aber den Vorzug hatte, daß er »die Deutschen nicht leiden konnte« (wenn man dem Grafen Ciano und seinen Tagebüchern[43] glauben darf).

Am 17. September und acht Tage später noch einmal empfing Hitler den »cuñadísimo«, ohne daß der von ihm intensiv Bearbeitete irgendeine Wirkung zeigte. Das war nicht verwunderlich. Einmal hatte Franco seinem Schwager die Weisung mitgegeben, die Verhandlungen hinhaltend zu führen und jede konkrete Formulierung zu vermeiden, die auch nur als halbe Zusage ausgelegt werden könnte, zum anderen gehörte Serrano Súñer zu dem kleinen Kreis von Personen, die gegen Hitlers Ausstrahlung immun waren, auf die er einfach keinen Eindruck (weder einen positiven noch negativen) machte, die gewissermaßen auf eine andere Wellenlänge geschaltet waren. Hitler seinerseits hatte seit dem ersten Augenblick seiner Bekanntschaft mit dem grauhaarigen »Dandy« von diesem eine denkbar schlechte Meinung und soll ihn (nach Ciano)[43] einen »widerspenstigen«, (nach Schmidt)[23] einen »hinterhältigen Jesuiten« genannt haben. Diese von vornherein vorhandene Antipathie mag bewirkt haben, daß Hitlers lange politisch-militärische Ausführungen wohl wirklich nicht sehr überzeugend ausfielen. Er muß das selbst gemerkt haben, sonst hätte er ihnen nicht einen persönli-

chen Brief an Franco hinterhergeschickt, dessen »überzeugende Logik« Ciano[43] in seinen Tagbüchern anerkennend vermerkt.
Die Rückreise von Berlin trat Serrano Súñer über Rom an, wo er sich, wie wir wissen, als Monarchist, Katholik und Faschist (alles mit halbem Herzen) am wohlsten fühlte. Er traf sich mit Mussolini und Ciano, die von ihm über die Begegnung mit Hitler nicht viel mehr als einige mokante Bemerkungen über dessen lange Tiraden und sein schlechtes Benehmen erfuhren. Das wichtigste Ereignis seines Aufenthaltes in Rom aber war, daß ihn hier auf geheimen Wegen eine ebenso wichtige wie vertrauliche Mitteilung von Dr. Josef Müller erreichte, jenes bayrischen Politikers, der nach dem Krieg als erster Landesvorsitzender der CSU und späterer Justizminister sowie stellvertretender Ministerpräsident seines Landes unter dem Spitznamen »Ochsensepp« eine gewisse Rolle spielte. Während des Krieges (bis zu seiner Einlieferung in ein Konzentrationslager) war er ein führendes Mitglied des Widerstandes und wurde als solches wegen seiner guten Verbindungen in Rom sowohl von Generaloberst Beck (1880–1944) als auch von Admiral Canaris gern und häufig mit delikaten Sonderaufträgen betraut.

Ein erstaunliches Dokument

Der Inhalt dieser Mitteilung mußte nun allerdings den Franco-Schwager elektrisieren. Er stand in völligem Gegensatz zu allem, was ihm Hitler soeben so mühevoll auseinandergesetzt hatte. Er widersprach aber auch seinen eigenen Überlegungen, die sich weitgehend mit denen Hitlers deckten (weshalb diese ihn so maßlos gelangweilt hatten). Serrano Súñer hat sie noch drei Jahre nach Kriegsende in seinen Memoiren[20] wiedergegeben, was er bestimmt nicht getan

hätte, wären sie ein ihn kompromittierender Irrtum gewesen (Memoiren-Schreiber sind nun einmal so). Serrano Súñer war nicht nur der Ansicht, daß sich Hitler in diesem Spätsommer 1940 auf dem Höhepunkt seiner Erfolge befand (das wußte jedes Kind), sondern daß er auch einem für Deutschland glücklichen Ende des Krieges nie so nah wie in diesem Augenblick war. Josef Müller aber schrieb ihm wörtlich: »Der Admiral Canaris bittet Sie, Franco zu sagen, er solle Spanien, koste es, was es wolle, aus diesem Spiel heraushalten. Ihnen mag unsere Lage als die stärkere erscheinen. In Wirklichkeit ist sie verzweiflungsvoll und wir haben wenig Hoffnung, diesen Krieg zu gewinnen. Franco kann versichert sein, daß Hitler niemals mit Waffengewalt in Spanien eindringen wird.«

Serrano Súñer mußte diese knappen 54 Worte wieder und wieder lesen (das sollten Sie auch tun). Wir verdanken ihre Wiedergabe dem bereits zitierten Jan Colvin[3], der in England Zugang zu den dort befindlichen Kopien der Canaris-Berichte hatte, mit welchen der Chef der deutschen Abwehr während des Krieges (bis ihm sein schändliches Handwerk gelegt wurde) die britische Regierung laufend unterrichtete. An dem Müller-Brief war alles verkehrt, nur nicht der letzte Satz. Und gerade dieser sollte für die endgültige Entscheidung Francos gegen das Unternehmen »Felix« ausschlaggebend sein.

Daß Deutschlands Lage damals nicht »verzweiflungsvoll« war, wußte Franco. Das wurde sie erst, als Franco dem deutschen Freund und Helfer den Durchmarsch verweigert hatte und sich dieser daher zu dem bisher nur vage erwogenen Unternehmen »Barbarossa« (Präventivangriff auf die Sowjetunion) entschloß. Aber was Franco bisher noch hatte zögern lassen, war die Befürchtung, daß sich der abgewiesene Verbündete den verweigerten Zugang nach Gibraltar gewaltsam verschaffen könnte. Sollte Müller recht haben,

und das würde er sich von Canaris zweifelsfrei bestätigen lassen, dann wäre für ihn auch das letzte Risiko beseitigt. Er hatte recht, wie die weitere Entwicklung zeigte. So entschloß sich Franco zum Verrat des Jahrhunderts. Die Waage des Kriegsglücks begann sich zu Ungunsten Deutschlands zu neigen. Franco, das winzige Zeigerchen daran, hatte den Ausschlag gegeben. Und der ihn dazu bewog, war der Admiral Wilhelm Canaris.

Er war – auf Veranlassung Ribbentrops, wie wir wissen – in Hendaye nicht dabei. Der Verlauf der Konferenz ist nach ihrer düsteren Vorgeschichte und ihrem unglücklichen Beginn, denen die vorstehenden Seiten gewidmet sind, schnell berichtet. Dolmetscher Schmidt[23] hat die Gespräche Hitler–Franco und Ribbentrop–Serrano Súñer (der offenbar, um Hitler noch mehr zu verstimmen, wenige Tage zuvor – am 20. Oktober 1940 – zum Außenminister ernannt worden war) kurz und ziemlich zutreffend wiedergegeben. Hitler wußte (von Canaris und Serrano Súñer), daß Franco sich weder auf den angegebenen Angriffstermin noch auf den Umfang der deutschen Beteiligung an der Eroberung Gibraltars festlegen wollte. Neu war, daß er jetzt plötzlich davon sprach, der Stolz seines Landes ließe es nicht zu, daß ein Stück spanischer Erde, der Felsen von Gibraltar, von fremden Soldaten für Spanien zurückerobert würde. Hitler mußte sich die Bemerkung verkneifen, daß er von diesem Stolz vor wenig mehr als vier Jahren wenig bemerkt hatte, als der gleiche Franco ihn im Juli 1936 um Waffenhilfe anflehte, um nicht nur ein Stück spanische Erde, sondern das ganze Land zurückzuerobern. Die alleinige Beteiligung spanischer Truppen an der Wegnahme Gibraltars, fuhr Franco fort, erfordere natürlich beträchtlich höhere deutsche Lieferungen. Er nannte Zahlen, insbesondere von schwerer Artillerie, Flak und dazugehörender Munition, von denen er ganz genau wußte, daß Hitler sie nicht zusagen

konnte, selbst wenn er das gewollt hätte. Dazu schilderte er die spanische Ernährungslage in den schwärzesten Farben und verlangte Getreidelieferungen, die Hitler zu gewähren weder willens noch in der Lage war. Doch wenn seine Taktik der Ausflüchte auch allzu offensichtlich war, ein definitives »Nein« sprach er noch immer nicht aus.

Der »marokkanische Teppichhändler«

Was Hitler in Erregung, ja Wut versetzte, so daß er die Unterredung einmal sogar mit der Bemerkung unterbrach, es habe keinen Zweck, noch weiter zu sprechen, war Francos offensichtliche Ignoranz in militärischen Dingen, die Hitler freilich schon aus dem Bürgerkrieg bekannt war. So antwortete Franco doch allen Ernstes auf Hitlers groß angelegte und unter Aufgebot all seiner Eloquenz vorgetragene Konzeption von den Operationen, die sich an die Einnahme Gibraltars anschließen sollten, mit Panzern sei in der Wüste gar nichts auszurichten. Das wußte Hitler nun wirklich besser. Und Rommel und Montgomery bewiesen es wenig später. Besonders herausfordernd mußte es wirken, daß Franco – in deutlicher Anspielung auf das kürzlich abgesagte Unternehmen »Seelöwe« – die Wüste mit dem eine Insel umgebenden Meer verglich. Das Unerträglichste aber war für Hitler, daß Franco all dies »in einer derart unsoldatischen, zaudernd gedämpften Redeweise und mit einer so sanften eintönigen Sing-Sang-Stimme« vorbrachte, daß Hitler später seiner Tafelrunde (wie von Henry Picker[19] aufgezeichnet) sagte, »er habe einen General erwartet und einen marokkanischen Teppichhändler vorgefunden.«
Weder die anschließenden Verhandlungen der beiden Außenminister, noch das Bankett und schon gar nicht zwei weitere, ursprünglich nicht vorgesehene Stunden Dialog Hit-

ler–Franco brachten die Konferenz über ihren toten Punkt hinweg. »Felix« kam nicht zur Welt, obwohl Hitler noch bis zum Dezember mit der Idee schwanger ging. Am 7. 12. 40 schickte er Canaris nochmals zu Franco, der diesmal mit einem deutlichen »Nein« antwortete. Am 11. Dezember erließ Keitel eine Geheimverfügung[32]: »Das Unternehmen ›Felix‹ wird nicht durchgeführt.«

Die 7. Armee, der ich damals als Kriegsberichter zugeteilt war, wurde aus ihrem Bereitstellungsraum in Südfrankreich zurückgezogen. Ich kam an das entgegengesetzte Ende des europäischen Kriegsschauplatzes, nach Breslau. Die Richtung deutete auf den Balkan, wo Mussolini am 28. Oktober Griechenland überfallen hatte, ohne den deutschen Bundesgenossen zu befragen oder überhaupt zu unterrichten, und jetzt eine Niederlage nach der anderen einstecken mußte. Wir verbrachten das Weihnachtsfest ohne Cointreau, ohne Hummer und ohne Madame Hélène. Ich konnte dafür meinen zweiten Sohn auf den Knien schaukeln, der inzwischen geboren worden war.

Am 16. Dezember gab Hitler seine Weisung Nr. 21: »Die deutsche Wehrmacht muß darauf vorbereitet sein, auch vor Beendigung des Krieges gegen England Sowjetrußland in einem schnellen Feldzug niederzuwerfen (Fall Barbarossa).«

Der Feldzug, für Anfang Mai 1941 vorgesehen, wurde durch das unerwartet nötig werdende deutsche Eingreifen auf dem Balkan (am 6. 4. 41) um die entscheidenden sechs Wochen verzögert. Die Würfel waren gefallen. Das deutsche Schicksal hatte sich entschieden. Wir deutschen Spanien-Legionäre, die wir nicht »Por Dios y España« (Für Gott und Spanien) gekämpft hatten, wie auf den Grabsteinen für unsere gefallenen Kameraden zwischen Andalusien und der Biskaya stand, sondern für die totale Machtergreifung Francos und damit seine Stellung als Zünglein an der Waage der

Machtkonstellation des Zweiten Weltkrieges, wie wir jetzt wußten, kamen der Beantwortung der Frage etwas näher, die wir uns in den Fliegerhorsten und Flakstellungen der Legion Condor, im Schützengraben oder beim Vormarsch an der Seite unserer tapferen spanischen Kameraden, in einer einsamen Flugzeugkanzel oder im Turm eines Panzer 1 so oft gestellt hatten: »Kämpfen wir auf der verkehrten Seite?«

Zweiter Teil

SO FING ES AN

Calvo Sotelos letzte Stunde

Es war nicht der Milchmann, der morgens um 3 Uhr am Tor eines modernen Hauses in einem der elegantesten Wohnviertel Madrids klingelte. Der Portier öffnete schlaftrunken. Auf der Straße hielt ein Überfallwagen. Ihm waren einige Uniformierte und bewaffnete Zivilisten entstiegen. Ihr Anführer wies sich als der Hauptmann Fernando Condés von der Zivil-Garde aus. Er verlangte, in die Wohnung des monarchistischen Abgeordneten der Cortes, José Calvo Sotelo, eingelassen zu werden. Es waren wirre Zeiten in Spanien, und Obrigkeit ist Obrigkeit. Der Hauswart hatte keinen Anlaß, sich ihrem Begehren zu widersetzen. Der Hauptmann stieg die Treppe hoch, gefolgt von einigen »Asaltos«, wie die Mitglieder einer besonderen Verfügungstruppe genannt wurden, die sich die junge Republik 1931 zu ihrem Schutz geschaffen hatte. Die Mitglieder der »Guardia de Asalto« (Sturmtruppe) waren unter besonders zuverlässigen Republikanern ausgewählt und pflegten damals schon bei öffentlichem Auftreten mit der geballten Faust zu grüßen.
Sie begleitete ein nicht uniformiertes, aber schwer bewaffnetes Individuum namens Vittoriano Cuenca, dunkler Herkunft, dessen spätere Spuren sich im gleichen Ungewissen verloren. Dem Portier fiel auf, daß er merkwürdig breitbeinig ging, was auf eine schmerzhafte Geschlechtskrankheit zurückzuführen war. Ein kommunistischer Medizinstudent, der ihn behandelte, saß unten im Überfallwagen. Bis 1933 war Cuenca als Leibwächter bei Kubas Diktator Gerardo Machado tätig gewesen, bis dieser unter dem Ruf »Abajo el

imperialismo yanqui!« (Nieder mit dem Yankee-Imperialismus) von Castro-Vorläufern gestürzt wurde. Danach hatte er in der wenige Jahre zuvor gegründeten spanischen Republik ein neues Betätigungsfeld als »pistolero« gefunden, als welcher er dem Hauptmann Condés zugeteilt war, der seinerseits dem liberalen Ministerpräsidenten Santiago Casares Quiroga (1884–1950) zu besonderer Verwendung zur Verfügung stand. In den vier Monaten nach dem Volksfront-Wahlsieg vom Februar 1936 hatten, wie Gil Robles in den Cortes bekanntgab, 269 politische Morde (neben 1287 anderen Gewalttaten, 160 Brandstiftungen an Kirchen, Bombenattentaten und Überfällen auf oppositionelle Zeitungen und Parteilokale) stattgefunden. Condés, Cuenca und andere besoldete Terroristen der Republik verstanden ihr Handwerk.

Die Familie Calvo Sotelo wurde aus tiefstem Schlaf gerissen. Der 43jährige Abgeordnete durfte sich schnell und notdürftig bekleiden. Nachtzeug oder sonstiges mitzunehmen sei nicht nötig, meinte der Hauptmann, als er Calvo Sotelo aufgefordert hatte, ihn aufs Polizeipräsidium zu begleiten. Die parlamentarische Immunität für Abgeordnete befand sich an diesem 13. Juli 1936 noch voll in Kraft. Condés hatte sich auch seinem Opfer gegenüber ordnungsgemäß ausgewiesen, aber einen Haftbefehl oder ähnliches natürlich nicht vorweisen können. Ein Blick des protestierenden Abgeordneten auf das möglicherweise rettende Telefon entlockte ihm nur ein spöttisches Lächeln. Die Leitung war von seinen Leuten längst durchschnitten. »Vamos«, sagte er trocken, »gehen wir.« Calvo Sotelo verabschiedete sich von seiner verzweifelten jungen Frau: »Ich rufe Dich sofort an, wenn sich der Irrtum aufgeklärt hat«, sagte er betont zuversichtlich und versuchte einen Scherz: »falls diese ›caballeros‹ mich nicht umlegen.«

Sie legten ihn um. Kaum hatten sie den Überfallwagen be-

stiegen – Calvo Sotelo auf einem der rückwärtigen Sitze zwischen zwei »Asaltos« – und waren mit kreischenden Reifen ein paar hundert Meter gefahren, krachten zwei Schüsse. Der hinter Calvo Sotelo sitzende Cuenca hatte ihm den Lauf einer seiner Pistolen ans Genick gesetzt und zweimal abgedrückt. Calvo Sotelo war sofort tot. Was ihm die »Pasionaria« vor knapp vier Wochen in den Cortes zugerufen hatte: »Das war deine letzte Rede«, war Wirklichkeit geworden. Mitglieder der sozialistisch-kommunistischen Jugend, die den republikanischen Stoßtrupp vervollständigten, zerrten den Leichnam aus dem Wagen, als sie am Ost-Friedhof Madrids vorbeikamen. Sie übergaben ihn dem Friedhofswärter mit der Bemerkung, sie hätten ihn unterwegs gefunden und würden die Papiere nachliefern. Der gute Mann nahm die noch warme Leiche ungerührt in Empfang. Das war in diesen Julitagen des Jahres 1936 nichts Ungewöhnliches für ihn.

Waffen fürs Volk

Die Ermordung Calvo Sotelos war geplant und vorbedacht. Das ist erwiesen und in den gründlichen und umfangreichen Ermittlungen[33], die die nationale Regierung nach Beendigung des Bürgerkrieges durchführte, um diesen Mord als auslösendes Moment desselben zu klären, so sorgfältig dokumentiert, daß selbst Hugh Thomas[11] in seiner gründlichen Analyse des umfangreichen Materials zugeben muß, es bestehe »kein Zweifel«, daß Ministerpräsident Casares Quiroga über das Kommandounternehmen dieser Nacht Bescheid wußte und es gebilligt, wenn nicht sogar angeordnet hatte.

Das heißt nicht, daß er den Mord befahl. Er konnte an den Folgen, die dieser hatte, nicht interessiert sein. Das geht

schon daraus hervor, daß er sich den immer ungeduldiger werdenden Forderungen der marxistischen Gewerkschaften, der völlig unter kommunistische Führung geratenen Jugendorganisation und ihrer Presse auf »Bewaffnung des Volkes« eine ganze Woche lang standhaft, ja geradezu rabiat widersetzte und es vorzog, von seinem Posten zurückzutreten, statt mit der Ausgabe von Waffen an die proletarischen Massenorganisationen grünes Licht für ein allgemeines Gemetzel zu geben, wie es tatsächlich stattfand, als Präsident Azaña ihn am Abend des 18. Juli durch den Führer der Partei Republikanische Union, Diego Martínez Barrio, einen Freimaurer 33. Grades, ersetzte. Am frühen Morgen des 19. Juli fuhren die ersten Lastwagen mit Gewehren, Munition und Handgranaten aus den Arsenalen des Heeres durch die Straßen Madrids zu den Gewerkschaftslokalen. Für den Nachmittag dieses in jeder Beziehung heißen Sommer-Sonntags wurden die üblichen Stierkämpfe in Madrid offiziell abgesagt. Die Massen sollten ein anderes blutiges Schauspiel als das gewohnte erleben. Der Spanische Bürgerkrieg, der schaurigste, den die Geschichte Europas seit der bolschewistischen Oktoberrevolution von 1917 verzeichnete, hatte begonnen.

Das ist eine Feststellung. Ein Geschehen hatte begonnen, das nicht nur unendliches Leid über Millionen von Menschen bringen, sondern auch entscheidenden Einfluß auf den weiteren Verlauf der Weltgeschichte haben sollte. *Es* hatte begonnen. *Wer* diesen Krieg begann, ist weniger wichtig und soll hier nicht untersucht werden. Die Schuld lag – wie bei allen Kriegen – nicht allein auf einer Seite. Die Schuldfrage wird fast nie zwecks objektiver Wahrheitsfindung, sondern meist in politischer Absicht gestellt und beantwortet, wobei der jeweilige Sieger die stärkeren Argumente, nämlich die Macht hat, ihnen Geltung zu verschaffen.

Casares Quiroga soll hier nicht entschuldigt werden. Es sei nur festgestellt, daß die Ermordung Calvo Sotelos, das heißt das Schlagen jenes Funkens, an dem sich der Spanische Bürgerkrieg entzündete, nicht seine Absicht sein konnte. Die schändliche Bluttat hatte ihre Vorgeschichte. Ein Leutnant der »Asaltos«, José Castillo, auf dessen Konto u.a. die Erschießung eines führenden Falangisten, des Marquis von Heredia, eines Vetters Don José Antonios, stand, war von dessen Rächern mehrfach mit dem Tode bedroht worden. Am 12. Juli 1936 machten sie ihre Drohung wahr. Er wurde auf einer Straße mitten im Zentrum Madrids über den Haufen geschossen. Die Täter entkamen. Sie hatten eine verhängnisvolle Eskalation der Gewalt in Gang gesetzt. Die »Asaltos« hätten am liebsten sofort ein Blutbad unter den Regimegegnern angerichtet.

Besonnene, unter ihnen der Ministerpräsident selbst, versuchten noch am gleichen Abend, die Leidenschaften zu beruhigen. Aber Casares konnte sich trotzdem der Forderung nicht verschließen, daß etwas Drastisches unternommen, ein Exempel statuiert werden müsse. Ihm wurde vorgeschlagen, sich der wichtigsten Oppositionsführer, des Christdemokraten Gil Robles und des Monarchisten Calvo Sotelo, zu bemächtigen, um mit ihnen – wie mit dem unter fadenscheinigen Gründen bereits in Alicante eingesperrten Falange-Führer Primo de Rivera – ein Pfand für das politische Wohlverhalten ihrer Gefolgschaft zu besitzen. Das war eindeutig ungesetzlich, da beide Politiker – im Gegensatz zu Don José Antonio, der seinen Sitz in den Cortes bei den letzten Wahlen verloren hatte – dem Parlament angehörten und also unter Immunitätsschutz standen. Casares Quiroga gab trotzdem, um Schlimmeres zu verhüten, sein Einverständnis.

Noch in der gleichen Nacht machten sich zwei Greifkommandos der »Asaltos« von ihrer Pontejos-Kaserne in Ma-

drid auf den Weg. Das eine haben wir bei seiner Untat verfolgt. Das andere, das Gil Robles suchen sollte, stieß auf ein leeres Nest. Der katholische Politiker hatte es vorgezogen, zum Wochenende die heiße Hauptstadt mit den lauen Lüften des Atlantik im französischen Modebad Biarritz zu vertauschen. Er kehrte auf die erste Nachricht von den Vorgängen in Madrid nach dort zurück und hielt in den Cortes die Totenrede auf den ermordeten Kollegen, dessen Schicksal auch ihm zugedacht gewesen und dem er nur wie durch ein Wunder entgangen war.

Es war seine und überhaupt die letzte Rede, die hier für lange gehalten wurde. In Zukunft sprachen die Waffen. Gil Robles schleuderte die heftigsten Anklagen gegen die Regierung der Republik. Sie habe das Recht durch Gewalt ersetzt und die Demokratie zur Farce gemacht. Er nannte sie ein Regime von »Blut, Schmutz und Schande«. Gil Robles gehörte der Verschwörung nicht an, aber er dokumentierte mit dieser mutigen Rede ihre Berechtigung. Er gab eine neue Liste der Gewalttätigkeit bekannt. Seit seiner letzten Aufzählung am gleichen Ort vor knapp einem Monat hatten sich im »demokratischen« Spanien zehn Kirchenschändungen und 61 politische Morde zugetragen. Er deutete mit dem Zeigefinger auf die Schuldigen: die Regierung der Republik. Dann fuhr er zurück nach Biarritz und – als der Krieg ausgebrochen war – weiter ins portugiesische Exil. Er ist in der Politik seines Landes nie wieder hervorgetreten.

Die Schreibtischtäter hatte Gil Robles öffentlich angeklagt. Der materiellen Vollzieher des Mordes an Calvo Sotelo wurde man nie habhaft. Condés, Cuenca und alle Mitglieder des Kommandos tauchten in den Wellen der revolutionären Massen unter, die sie selbst aufgepeitscht hatten. Um den Schein des Rechtsstaates zu wahren, wurden wenigstens Haftbefehle gegen sie erlassen. Den Führer des erfolglosen Unternehmens (gegen Gil Robles), Hauptmann Moreno,

und einige seiner »Asaltos« erwischte man sogar – und ließ sie bald wieder laufen. Er und Condés sollen später bei der Verteidigung Madrids im Guadarrama-Gebirge gefallen sein. Der Pistolero Cuenca blieb verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen.
Condés, der schon an dem (von der Republik) blutig niedergeschlagenen Anarchisten-Aufstand von 1934 in Asturien beteiligt gewesen, zu einer langen Freiheitsstrafe verurteilt, amnestiert, freigelassen und von der Regierung zu besonderer Verwendung in Dienst gestellt worden war, gehörte (trotz seines militärähnlichen Ranges) als aktives Mitglied der sozialistisch-kommunistischen Jugendorganisation an, die damals schon die Rolle einer Avantgarde der proletarischen Revolution innerhalb der Republik übernommen hatte. Es gibt keine Beweise dafür, aber die Logik und alle Indizien lassen zu der Schlußfolgerung gelangen, daß er die Ermordung Calvo Sotelos im Auftrag der kommunistischen Zentrale mit dem bewußten Ziel durchführte, auf diese Weise dem Militärputsch, von dem in allen Caféhäusern Madrids gesprochen wurde, zuvorzukommen. An diesem 12. Juli 1936, als Ministerpräsident Casares Quiroga sich von seinen »Asaltos« den Einsatzbefehl für ihr folgenschweres Unternehmen abnötigen ließ, waren die Würfel gefallen, noch ehe die nationalen Verschwörer in Aktion traten oder überhaupt das Datum für ihren Putsch festgesetzt hatten.

Café . . . café

An diesem 12. Juli 1936 gingen in Spanisch-Marokko die Sommer-Manöver zu Ende. Seit dieser winzige Nordzipfel Marokkos (mit 20 000 qkm kaum größer als das deutsche Bundesland Rheinland-Pfalz) 1860 nach einem siegreichen

Krieg zum spanischen Protektorat erklärt worden war, hing Spanien stets mit besonderer Liebe und Zähigkeit an diesem Fleckchen felsiger, unfruchtbarer, wenn auch mineralreicher Erde Afrikas. Das hatte nicht nur historische und militärisch-geopolitische Gründe. Diese letzte Erinnerung an einstige imperiale Größe war mit der Kontrolle über wenigstens ein Ufer der Straße von Gibraltar eine Art Ersatz für den Verlust des die Meerenge beherrschenden Felsens an England. Aber diese Erde war Spanien auch deswegen kostbar, weil hier soviel spanisches Blut geflossen war. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts mußten sich hier Generationen spanischer Soldaten bewähren. Die Elite des Heeres bildete sich in Marokko heran. Es war kein Zufall, daß in kritischen Augenblicken wie dem Asturien-Aufstand von 1934 auch die Republik auf die afrikanischen Einheiten des Heeres – »Regulares« und Fremdenlegion – zurückgriff. Sie standen im Ruf besonderer Härte und Tüchtigkeit. Sie standen 1936 auf nationaler Seite, ja sie waren die Speerspitze der nationalen Erhebung.

Der Abschluß der Heeresmanöver in Marokko wurde am 12. Juli 1936 mit der Feierlichkeit und dem Aufwand begangen, die diesem bedeutendsten Ereignis im Jahresablauf dieser wichtigsten Institution des Protektorats zukam. Im Anschluß an die große Parade fand sich das Offizierkorps zum traditionellen Festessen zusammen. An der Spitze der Tafel saßen der Befehlshaber der Afrika-Armee, General Agustín Gómez Morato, der Kommandant der Ostzone Marokkos, General Quintero Romerales, und der Hochkommissar Arturo Alvarez Buylla. Die Vorgänge auf dem Festland waren auch in diesem entlegenen Winkel deutlich wahrnehmbar. Es herrschte eine knisternde Spannung wie kurz vor dem Ausbruch eines Gewitters, dessen sich zusammenballende Wolke man in der Ferne beobachten konnte.

Die Herren am Kopfende der Tafel waren treue Diener der Republik, von denen keiner sich an einer nationalen Verschwörung beteiligt hätte, selbst wenn er dazu aufgefordert worden wäre. Am unbeliebtesten, ja geradezu verhaßt bei den jüngeren Offizieren war der General Gómez, weil er die von Präsident Azaña erhaltene Weisung, »unzuverlässige« Offiziere auf wichtigen Kommandoposten durch absolut republiktreue zu ersetzen, übereifrig erfüllte. Sein Tischnachbar, General Romerales, wurde weniger ernst genommen. Er galt als der dickste und einfältigste unter allen 200 Generalen der spanischen Armee. Ziel des Spottes am unteren Ende der Tafel war auch Hochkommissar Alvarez, ein Herr gesetzten Alters, der in seiner prall sitzenden Hauptmannsuniform reichlich grotesk wirkte. Er hatte sie zu diesem feierlichen Anlaß aus dem Schrank geholt, nachdem er vor mehr als 20 Jahren in seiner militärischen Laufbahn an der berühmten Majorsecke gescheitert war.
Weiter unten an der Tafel saß der Oberst Juan de Yagüe Blanco (1891–1952), der schneidige Kommandeur der Fremdenlegion und Verbindungsmann der Verschwörer zur Falange, mit der er sich weltanschaulich identifizierte. Er sollte die nationale Erhebung von Marokko aus einleiten, in den Schlachten des Bürgerkriegs eine entscheidende Rolle spielen. Luftfahrtminister der Nationalregierung werden und schließlich zum General befördert, als Hochkommissar nach Marokko zurückkehren. Je weiter es die Tafel herunterging, um so angeregter wurde die Stimmung. Fast all diese braungebrannten, drahtigen Offiziere waren in der Verschwörung. Sie machten unter sich kaum ein Hehl daraus. Ihr Erkennungswort war CAFE. Das waren die Anfangsbuchstaben des Rufes: »Camaradas! ¡Arriba Falange Española!« (Kameraden, hoch die spanische Falange!).
Erst flüsterten sie sich das Wort zu. Aber je höher die Stimmung stieg und je häufiger die Ordonnanzen zwischen den

verschiedenen Gängen die Weingläser nachfüllen, um so lauter erklang es: Café, Café, Café. Hochkommissar Alvarez wunderte sich: Was wollen die jungen Leute eigentlich? Café, Café? Sie waren doch noch nicht einmal bei der Nachspeise. Er sollte bald merken, was sie wollten. Am Abend dieses für die Afrika-Armee denkwürdigen Tages schickten die Generale Gómez und Romerales ein ebenso denkwürdiges Telegramm an das Kriegsministerium in Madrid: »Afrika-Armee alles in Ordnung.«

Francos »Schneller Drache«

An diesem gleichen 12. Juli 1936 landete ein geheimnisvolles Flugzeug in Lissabon. Es hatte einen französischen Namen »Dragon Rapide«, kam aus England und war von einem spanischen Journalisten, Luis Bolín, dem Londoner Korrespondenten der monarchistischen Tageszeitung »ABC«, gechartert worden. Sein Pilot, der Engländer Bebb, veröffentlichte ein paar Monate später im »News Chronicle« (London, 7. 11. 36) einen Bericht über diesen seinen abenteuerlichen Flug. Außer Bolín begleiteten ihn dabei ein ehemaliger englischer Major, Hugh Pollard, und dessen zwei ebenso blonde wie attraktive Töchter. Das Flugzeug war dazu bestimmt, General Franco von den Kanarischen Inseln nach Nordafrika zu bringen, von wo aus dieser die nationale Erhebung in Gang setzen sollte.
Den Auftrag dazu hatte Francos Vertrauter, der Luftwaffenoberst Alfredo Kindelán, über den Besitzer der Zeitung »ABC«, den Marquis Torcuato Luca de Tena y Alvarez Ossorio, gegeben. In England war der katholische Verleger Douglas Jerrold als Mittelsmann eingeschaltet. Und dieser wiederum hatte der Expedition, als sie von Croydon aus startete, den mysteriösen Major Pollard und seine reizvollen

Töchter beigegeben. Zur Tarnung, wie er behauptete. Aber er mußte zugeben[34], daß dieser Major einige »Revolutions-Erfahrung« hatte. Und die britische Regierung bzw. ihr Geheimdienst sollte wirklich keine Ahnung von diesem geheimnisvollen Flug gehabt haben? Konnte es ihr gleichgültig sein, ob Spanien – was beim damaligen Stand der Dinge zumindest als Möglichkeit in Erwägung gezogen werden mußte – unter kommunistische, d.h. Beherrschung des Kreml geriete? Ein solches Spanien hätte wohl kaum die Fortdauer der englischen Besatzung Gibraltars hingenommen. Der Felsen durfte weder unter deutsche – wie wir gesehen haben – noch russische Kontrolle geraten. War Franco der Mann, der Gibraltar für England retten konnte? Er tat es – in innigster Zusammenarbeit mit Englands »Master Spy« Canaris – wie man heute weiß. Aber war er vielleicht von vornherein dafür ausersehen?
In Lissabon führte Bolín Besprechungen mit Revolutionsführer General Sanjurjo. Wir kennen ihr Ergebnis nicht, aber wir wissen, welch geringe Meinung dieser von dem »kleinen Franco«, »Franquito«, wie er ihn nannte, hatte, der in seine Pläne damals nicht (und auf keinen Fall an führender Stelle) eingebaut war. Was tat der nur zur Tarnung mitgenommene Major Pollard inzwischen? Auch darüber ist nichts bekannt. Fest steht nur, daß Sanjurjo acht Tage später nicht mehr unter den Lebenden weilte und daher auch dem »kleinen Franco« bei seiner Aufgabe, das Vaterland (oder Gibraltar für England?) zu retten, nicht mehr im Wege stehen konnte.

17. Juli 1936, 17.00 Uhr

Als der »Dragon Rapide« am 15. Juli in Richtung Las Palmas weiterflog, hatte General Mola in Pamplona bereits Da-

tum und Uhrzeit für die Erhebung festgesetzt: Freitag, 17. Juli, 17.00 Uhr. Zu diesem Zeitpunkt sollte sie in Marokko beginnen, der Mann aber, der sie angeblich von Tetuan aus führen sollte, Francisco Franco, saß seelenruhig auf Teneriffa. Dabei stand das für ihn bestimmte Flugzeug keine 50 km entfernt startbereit in Las Palmas, wo Pilot Bebb alle Mühe hatte, den örtlichen spanischen Behörden zu erklären, was er dort eigentlich wollte, und gewärtigen mußte, daß er zum Weiterflug genötigt oder seine Maschine gar beschlagnahmt wurde.

Inzwischen war nämlich das unmittelbare Bevorstehen des Putsches kein Geheimnis mehr. Am 16. Juli fanden Massenverhaftungen von Falangisten in Barcelona statt. In Cádiz wurde der örtliche Putschführer General Varela festgenommen und eingesperrt. Mola wurde zum Kommandeur der 6. Division in Burgos, dem republiktreuen General Domingo Batet Mestres, befohlen. Er ahnte nichts Gutes und ließ sich von Offizieren begleiten, die Handgranaten abzugsbereit in den Hosentaschen trugen. Aber Batet wollte ihm nur einen »kameradschaftlichen« Rat geben. Er habe erfahren, es sei ein Kommando unterwegs, um ihn, Mola, umzubringen. Er sollte am besten unauffällig verschwinden. Als Mola ihm versicherte, er würde bestimmt auf seinem Posten bleiben und sich und sein Leben schon zu verteidigen wissen, verlangte Batet von ihm eine ehrenwörtliche Erklärung, daß er sich an keinem Putsch beteiligen werde. Er erhielt die klassische Antwort: »Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich mich auf kein Abenteuer einlassen werde.«[35] Er hielt sein Wort. Denn für ihn war die nationale Erhebung kein Abenteuer. Sie wurde es erst, als statt seiner der »Generalissimus« ihre Zügel in die Hand nahm.

Der hatte es einstweilen nicht eilig. Da passierte wiederum etwas höchst Merkwürdiges, das verdächtig nach bestellter Arbeit eines erfahrenen und höchst geschickten Geheim-

dienstes roch. Der Militärgouverneur von Las Palmas, wo der »Dragon Rapide« von Tag zu Tag ungeduldiger auf Franco wartete, der General Amadeo Balmes Alonso (1877–1936), kam bei einem »Unfall« auf dem Schießstand ums Leben. Ein solcher Tod eines Generals war und ist bis heute etwas absolut Einzigartiges. Für Franco war es der Anlaß, sofort das Kriegsministerium in Madrid – 24 Stunden vor der Erhebung – anzurufen und sich vom Unterstaatssekretär die Genehmigung erteilen zu lassen, seinen Standort Teneriffa zu verlassen, um an der Beerdigung des verunglückten Kameraden in Las Palmas teilzunehmen. Er erhielt sie. Franco nahm seine Frau und Tochter und alles, was ein Putschgeneral sonst noch dringend braucht, mit nach Las Palmas.

In der ersten Morgenstunde des 17. Juli verließen sie mit dem regulären Verkehrsboot Teneriffa. Aber noch immer hatte Franco es nicht eilig. In aller Ruhe wohnte er den Begräbnis-Feierlichkeiten bei. Und während der gleichfalls auf die Kanarischen Inseln in eine Art Verbannung geschickte General Luis Orgaz y Yoldi (1881–1946) das Kommando des soeben Beerdigten übernahm (natürlich ohne von Madrid dazu ernannt worden zu sein) und damit die gesamte Inselgruppe ohne Widerstand oder gar Blutvergießen in seine Hand bekam, entwarf Franco ein »revolutionäres Manifest« voller patriotischer Worte, mit dem er persönlich den ihm zugedachten Teil der Führung der nationalen Erhebung in Spanisch-Marokko übernahm. Es wurde noch am gleichen Tag über Rundfunk ausgestrahlt, allerdings nur über die Sender der Kanarischen Inseln und des Protektorates, die sich bereits im Besitz der Rebellen befanden.

Dann bezog er, während seine ersten Kameraden in Marokko in teils heftigen Kämpfen fielen, auf Las Palmas Nachtquartier, um erst am nächsten Morgen den »Dragon Rapide« zu besteigen, der ihn in bequemem Direktflug noch

an diesem 18. Juli nach Tetuan hätte bringen können. Dort war inzwischen viel Blut geflossen. Besonders der Flugplatz von Tetuan, San Ramiel, wurde von republiktreuen Kräften hartnäckig verteidigt. An ihrer Spitze stand der Major Lapuente y Bahamonde, ein Vetter Francos. Erst als dieser sich ergeben hatte (und erschossen worden war), setzte Franco, der seine Reise mit Zwischenlandungen in Agadir und Casablanca solange verzögert hatte, den Weiterflug mit dem »Dragon Rapide« fort. Am 19. Juli traf er endlich in Tetuan ein.

Unvorhergesehener Anfang

Zu diesem Zeitpunkt befand sich die Stadt samt Flugplatz wie auch das gesamte Protektorat fest in der Hand der nationalen Rebellen. Der Aufstand hatte unvorhergesehen und vorzeitig in Melilla im östlichen Zipfel des Protektorates begonnen. Hier herrschte der dicke General Romerales, der noch am Abend zuvor – wie nach dem denkwürdigen CAFE-Bankett – eine seiner beruhigenden Meldungen nach Madrid gegeben hatte. Auf einem Rundgung durch die Stadt war er wie üblich auch in der »Casa del Pueblo« (Volkshaus) gewesen, um dort, volkstümlich wie er nun einmal war, mit den marxistischen Funktionären ein paar kameradschaftliche Worte zu wechseln. Er stellte eine gewisse Nervosität fest. Die Vorgänge auf dem Festland wurden diskutiert – in Madrid war es bei der Beerdigung Calvo Sotelos zu Zusammenstößen gekommen, die vier Menschenleben forderten – und die faschistischen Ruhestörer verwünscht. »No pasarán« (Sie werden nicht durchkommen) rief man dem jovialen General zu. Er war derselben Meinung, klopfte einem der besorgten Funktionäre auf die Schulter und sagte: »Ich sehe, die Massen sind auf der Hut.«

Als er seinen Funkspruch nach Madrid abgesetzt hatte, legte er sich zu Bett und schlief so ruhig wie Franco in Las Palmas.

Daß bei ihm der Aufstand begonnen hatte, erfuhr Romerales am nächsten Tag, Freitag, dem 17. Juli 1936 – aus Madrid. Der ihm die beunruhigende Mitteilung machte, war kein Geringerer als Ministerpräsident Casares Quiroga. Er war über die Partei »Unión Republicana« alarmiert worden, deren örtlicher Funktionär in Melilla seinerseits von einem Verräter unter den zivilen Mitverschwörern der Rebellenoffiziere zuverlässige Informationen über ein unmittelbares Bevorstehen der Revolte erhalten hatte. Die Informationen trafen zu. An diesem Vormittag hatten sich die Rebellen unter Führung der Oberste Seguí Almuzara und Gazapo Valdés im Kartenraum des Kommandos versammelt, um wie bei jeder militärischen Operation detaillierte Befehle und Kennworte entgegenzunehmen, Zweifelsfragen zu klären und die Uhren zu vergleichen. Danach sollten Waffen und scharfe Munition an die beteiligten Einheiten ausgegeben werden. Auch die zivilen Mitverschwörer wurden über das Notwendigste unterrichtet und eingewiesen. Einer von ihnen hielt nicht dicht.

Romerales bekam von Casares Quiroga den Befehl, die Revolte im Keim zu ersticken und die Rädelsführer zu verhaften. Er beauftragte damit einen Leutnant, dessen Truppe durch in der Stadt verfügbare Polizei verstärkt wurde. Sie umstellten das Gebäude, in dem sich die Verschwörer nach dem Mittagessen wieder zusammengefunden hatten. Der bedauernswerte kleine Leutnant war wahrlich nicht zu beneiden, als er jetzt dem Oberst Gazapo gegenübertrat. »Nun, Leutnant, was gibt's?« fragte dieser ihn freundlich und hörte sich gelassen den von Romerales gegebenen Befehl an, den der Leutnant auszuführen sich anschicken wollte. Der Oberst war beinahe kameradschaftlich: Wir rufen

den General mal an. Gesagt, getan. Romerales machte zwar Ausflüchte, blieb aber grundsätzlich bei seinem Befehl. Als nächstes rief der Oberst eine nahe Einheit der Fremdenlegion an und erhielt von dieser das Versprechen, ihm sofort zu Hilfe zu kommen. Was blieb dem armen Leutnant anders übrig, als mit seinen paar Soldaten und Polizisten unverrichteter Dinge wieder abzuziehen? Die Fremdenlegion war dafür bekannt, daß sie kurzen Prozeß zu machen pflegte.
Während Romerales in seinem Dienstraum, den er seit dem beunruhigenden Anruf aus Madrid nicht mehr verlassen hatte, sehnsüchtig auf den ausgeschickten Leutnant und seine Vollzugsmeldung wartete, tat sich die Tür auf, und es erschien nicht dieser, sondern der Oberst Seguí, die Pistole in der Hand: »Ergeben Sie sich!« Romerales leistete keinen Widerstand und wurde abgeführt. Er überlebte diesen Tag nicht. Zusammen mit anderen Offizieren, die sich der Bewegung nicht anschlossen, Funktionären der marxistischen Parteien und Gewerkschaften und anderen, die eine Gegenwehr wenigstens versuchten, wurde er erschossen, nachdem der Belagerungszustand verhängt, die öffentlichen Gebäude besetzt, Nachrichtenmittel und Versorgungseinrichtungen gesichert worden waren. Zu Schießereien kam es nur am »Volkshaus« und in einigen Arbeitervierteln. Das alles ging blitzschnell. Innerhalb von wenigen Stunden war Melilla im Besitz der Rebellen.
Ein glücklicher Zufall ließ den Befehlshaber der Afrika-Armee, General Gómez, in die Hände der Aufständischen fallen. Ministerpräsident Casares Quiroga war mit seinem Versuch, die Revolte in Marokko per Telefon niederzuschlagen, nicht ganz unschuldig daran. Er hatte in Madrid die Vollzugsmeldung des Generals Romerales so ungeduldig erwartet wie dieser in Melilla diejenige seines Leutnants. Als sie nicht kam, hängte er sich selbst ans Telefon. Romerales erreichte er verständlicherweise nicht. Aber auch mit

Gómez, der sich als Befehlshaber der Afrika-Armee eigentlich in der Protektoratshauptstadt Tetuan hätte aufhalten müssen, konnte er zunächst keine Verbindung bekommen. Er stöberte ihn schließlich in Larache, einem Städtchen am äußersten Westende des Protektorats, auf – und zwar im Spielcasino. Gómez hatte seinen Wochenendanfang schon auf Freitag verlegt, um sich im Casino von Larache einer seiner Lieblingsbeschäftigungen hinzugeben. Als er sich endlich am anderen Ende des Drahtes meldete, fuhr ihn der Regierungschef ziemlich ungnädig an: »Was ist in Melilla los, General?« – »In Melilla? Nichts. Warum?« Den klassischen Dialog verdanken wir dem nationalen Zeitgeschichtler Manuel Aznar[36]. Die Aufklärung von allerhöchster Stelle mag noch ungnädiger als die erste Frage ausgefallen sein.

Casares Quiroga machte seinem Musterexemplar von General jedenfalls Beine. Dieser ließ Karten und Einsatz auf dem Spieltisch in Larache liegen und flog mit dem nächst greifbaren Flugzeug über das sich bis zu 2400 Meter erhebende Rif quer durch das Protektorat nach Melilla. Als er tatendurstig das Flugzeug verließ, nahm ihn ein junger Rebellenoffizier, der kurz zuvor den Flugplatz besetzt hatte, in Empfang und in Haft. Damit war der Putsch in ganz Marokko gelungen. Oberst Seguí unterrichtete die mitverschworenen Oberste Sáenz de Buruaga und Yagüe in Tetuan und Ceuta entsprechend. Yagüe seinerseits gab an die Zentrale das für einen Erfolg in Marokko vereinbarte Stichwort durch: »Sin novedad« (Nichts Neues).

Der Brand greift auf Spanien über

Heftige Kämpfe, bei denen zwei aufständische Offiziere fielen, hatte es nur in Larache gegeben, nachdem General

Gómez die Stadt verlassen hatte. Ceuta (das ebenso wie Melilla zum Mutterland gehört und eine spanische Enklave im Protektorat bildet, obwohl König Hassan II. heute auch diese beiden Städte beansprucht) fiel Yagües Fremdenlegionären kampflos in die Hand. Auch in der Hauptstadt Tetuan stießen die Rebellen auf bemerkenswert wenig Widerstand. Bloß um den von Francos Vetter Lapuente y Bahamonde verteidigten Flugplatz mußte hart gekämpft werden. Das übrige vollzog sich nach klassischer Putschmanier, wobei auch wieder das Telefon eine entscheidende Rolle spielte. Sáenz de Buruaga, einer der drei Oberste, die hier den Aufstand anführten (neben Carlos Asensio Cabanillas und Juan Beigbeder Atienza), rief den Hochkommissar Alvarez Buylla an. Er muß sich dabei an das Paradebankett vom vergangenen Sonntag erinnert haben, bei dem Alvarez, in seiner Hauptmannsuniform wie die Wurst in der Pelle sitzend, einen so lächerlichen Eindruck machte, daß er Gegenstand nicht enden wollender Witzeleien der jüngeren (aber ranghöheren) Offiziere wurde. Denn er redete ihn weder mit Exzellenz an (worauf er Anspruch gehabt hätte) noch als Hochkommissar (Alto Comisario), sondern mit seinem militärischen Dienstgrad: »Treten Sie zurück, Hauptmann!« Das war ein dienstlicher Befehl.

Alvarez führte ihn nicht aus, sondern rief zunächst in Madrid beim Ministerpräsidenten an, dessen Telefon an diesem Freitag abend von Marokko aus belagert wurde wie hier die Regierungsgebäude von den Aufständischen. »Halten Sie aus, halten Sie aus!« war die Antwort Casares Quirogas, der versprach, Luft- und Seestreitkräfte zu Hilfe zu schicken. Tatsächlich war der Zerstörer »Churruca« bereits am Vortag vorsorglich von Cartagena nach Algeciras in Marsch gesetzt worden, um sich in unmittelbarer Nähe des mit Recht vermuteten Aufstandszentrums in Nordafrika zu befinden. Er lief am Sonnabend Ceuta an, das Yagüe bereits genom-

men hatte. Sein Kommandant stellte sich den Aufständischen zur Verfügung und brachte am Sonntag 200 »Moros« (marokkanische Soldaten der »Regulares«) nach Cádiz. Es war die erste (und einstweilen letzte) Einheit der Afrika-Armee, die mit eigenen Mitteln von den Rebellen aufs Festland geworfen werden konnte, um in die auch dort inzwischen entbrannten Kämpfe einzugreifen.

Die Alvarez versprochene Hilfe der Marine kam also zu spät (die späteren Beschießungen Ceutas und Melillas von See aus blieben militärisch ebenso wirkungs- und bedeutungslos wie einige von republikanischen Flugzeugen abgeworfene Bomben). Aber sein militärischer Ehrgeiz war, vielleicht gerade durch die verächtliche Anrede als »Hauptmann«, geweckt. Er scharte die wenigen Republiktreuen um sich und forderte sie auf, bis zum letzten auszuhalten. Sein Versprechen, daß Hilfe schon im Anmarsch sei, konnte wenig gegen den Eindruck ausrichten, den die Anwesenden erhielten, wenn sie durch die Fenster des Hochkommissariates blickten: Die 5. »bandera« (selbständige Kampfeinheit mit einer Sollstärke von 600 Mann) der Fremdenlegion ging kriegsmäßig in Stellung. Während Asensio den Rest der Stadt ohne Schwierigkeiten und schließlich auch den Flugplatz in Besitz nahm und Beigbeder mit dem Kalifen (dem Statthalter des Sultans im Protektorat, der keine wirkliche Macht, wohl aber moralischen Einfluß auf den mohammedanischen Bevölkerungsteil – etwa 90% – besaß) erfolgreich verhandelte, sah »Hauptmann« Alvarez die Sinnlosigkeit weiteren Widerstandes ein und übergab sein Amt an Sáenz, wie von diesem von vornherein befohlen.

Am Morgen des 18. Juli war jeder republikanische Widerstand in Marokko erloschen. Casares Quiroga nahm immer noch an, die Revolte sei ausschließlich auf das Protektorat beschränkt, während sie in Wirklichkeit jetzt erst richtig auch auf dem Festland begann. Er widerstand daher auch an

diesem Tag noch dem immer stärker werdenden Druck der extremen Linken, die Arsenale für deren Massenorganisationen zu öffnen, und versuchte durch eine erste amtliche Bekanntgabe der Vorgänge in Marokko die öffentliche Meinung (vergeblich) zu beruhigen. Radio Madrid erklärte, in Marokko habe »ein sinnloser Putsch« stattgefunden, der schnellstens niedergeschlagen würde. »Auf dem spansichen Festland«, hieß es weiter, »hat niemand, absolut niemand daran teilgenommen.« Am gleichen Abend um 19.20 Uhr hörte man es von der gleichen Rundfunkstation schon etwas anders: Die Revolte sei »überall, auch in Sevilla, niedergeschlagen«. Auch das stimmte natürlich nicht, denn an diesem Abend hielt der General Queipo de Llano bereits von Sevilla aus die erste seiner berühmt gewordenen Rundfunkansprachen, wenn er auch in diesem Augenblick von der Stadt noch nicht viel mehr als den Sender und den Flugplatz unter Kontrolle hatte.

Am nächsten Morgen schließlich, dem 19. Juli, mußte der amtliche republikanische Rundfunk (Radio Unión) einen »verbrecherischen Anschlag auf die Republik« zugeben, der jedoch habe vereitelt werden können. Ein Teil der spanischen Truppen in Marokko habe sich erhoben. In Spanien selbst stehe die Truppe loyal zur legitimen Regierung. Diese, so wurde versprochen, werde alles tun, »um mit unbeugsamer Energie eine ebenso schmachvolle wie sinnlose Bewegung zum Scheitern zu bringen«. Die Bekanntmachung schloß: »Die Regierung der Republik beherrscht die Lage und wird in Kürze der Öffentlichkeit die vollständige Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung mitteilen.«

Als diese Verlautbarung ausgestrahlt wurde, hatten sich die nationalen Verschwörer in allen Garnisonen des Landes (mit unterschiedlichem Erfolg) erhoben, kontrollierten bereits weite zusammenhängende Gebiete (wenn auch keine der wichtigen Großstädte), hatten Marokko total und sicher

in ihrer Hand und schickten sich an, von hier aus ganz Spanien von dem blutigen Terror und dem politischen Wirrwarr zu befreien, die das Ende der Republik kennzeichneten. Casares Quiroga war zu diesem Zeitpunkt bereits zurückgetreten, nachdem er noch wenige Stunden zuvor angedroht hatte, er werde jeden erschießen lassen, der Waffen an Unbefugte ausgäbe. Und Franco, der bisher für die Erhebung nicht mehr als eine flammende Proklamation erlassen hatte, harrte seit dem Sonntagmorgen (an dem er die Messe zu besuchen nicht unterlassen hatte) in Tetuan der Dinge, die da kommen sollten.

Die Tragödie der spanischen Marine

Drei Tage später, am Mittwoch, 22. Juli, war der »Caudillo« schon wieder bei einer Messe zu sehen. Er hatte sich von Tetuan, wo es für ihn nicht mehr zu tun gab, als die (spärlichen) Erfolgsmeldungen der auf dem Festland kämpfenden Kameraden abzuwarten, ins nahe Ceuta begeben, um dort der Verladung von ein paar Dutzend Infanteristen auf ein Fischereiboot beizuwohnen, mit dem sie über die Straße von Gibraltar aufs Festland gebracht werden sollten, wie das Yagüe schon mit seinen 200 »Moros« (wörtlich: Mohren) auf dem Zerstörer »Churruca« gelungen war. Aber jetzt stand den Nationalen weder dieser Zerstörer noch irgendein anderes Kriegsschiff mehr zur Verfügung. Denn inzwischen hatte sich die Tragödie der spanischen Kriegsmarine abgespielt.

Sie begann an Bord des Zerstörers »Sánchez Barcáiztegui«, der zusammen mit den Zerstörern »Lepanto« und »Almirante Valdés« am 18. Juli von Cartagena nach Melilla beordert worden war, um die Revolte dort niederzuschlagen. Sie hatten den Auftrag, die Stadt rücksichtlos zu beschießen.

Unterwegs hörten die Offiziere von marokkanischen Sendern Francos Proklamation. Sie beschlossen, sich mit ihren Schiffen der nationalen Erhebung anzuschließen. Der Kommandant der »Sánchez Barcáiztegui« hielt es für richtig, diesen seinen Entschluß der angetretenen Besatzung mit einer knappen Ansprache mitzuteilen. Sie wurde mit eisigem Schweigen aufgenommen. Dann stürzten sich einige und bald alle auf ihn und die anderen Offiziere, die überwältigt und eingesperrt wurden. Ein Soldatenrat übernahm das Kommando und setzte die rote Flagge.

Ähnliches wiederholte sich auch auf den anderen Zerstörern. Die gefangenen Offiziere wurden, soweit sie mit dem Leben davongekommen waren, in den Heimathäfen den republikanischen Behörden übergeben. Am nächsten Tag wurde von der nach Casares Quirogas Rücktritt energischer vorgehenden Regierung praktisch die gesamte spanische Flotte zur Straße von Gibraltar in Marsch gesetzt. Von El Ferrol liefen die Kreuzer »Libertad« und »Cervantes« aus, von Vigo das einzige manövrierfähige Schlachtschiff »Jaime Primero«. Das Oberkommando in Madrid war sich der Kommandanten und ihrer Offiziere nicht ganz sicher. Es richtete daher direkt an die Besatzungen Aufrufe zu »revolutionärer Wachsamkeit«. Das wurde offenbar falsch aufgefaßt, denn auf sämtlichen auf hoher See befindlichen Einheiten meuterten die Matrosen. Sie konnten überall ihre Vorgesetzen überwältigen. Auf dem Schlachtschiff »Jaime Primero« mußten sie erbittert kämpfen, bis keiner der Offiziere mehr am Leben war. Dann fragte der Soldatenrat in Madrid an, was mit den Leichen geschehen solle. Die Antwort kam prompt: »Feierlich über Bord werfen.« Der nationale Kriegshistoriker Lojendio[38] ist der Ansicht, daß 98% der zu dieser Zeit eingesetzten spanischen Marineoffiziere auf diese Weise starben. Die von den Matrosen an Land abgelieferten Gefangenen wurden alle erschossen.

Das waren Hiobsbotschaften für Franco, der sich so jeder Möglichkeit beraubt sah, seine siegreiche und einsatzfreudige Afrika-Armee aufs Festland zu bringen, um dort den entscheidenden Schlag gegen die Republik zu führen. Am Abend des 19. Juli hatte das Kanonenboot »Dato« noch eine letzte kleine Einheit von »Moros« nach Cádiz gebracht. Dann war es aus. An eigenen Flugzeugen für einen eventuellen Lufttransport standen nur drei alte, klapprige Breguet zur Verfügung, deren Ladekapazität und Flugeigenschaften bei der starken Abwehr von Land und See aus vollkommen unzureichend waren. Für drei Fokker der British Airway Ltd., die man für diesen Zweck ganz einfach gekapert hatte, galt das gleiche. Die Straße von Gibraltar war für die Rebellen unüberbrückbar.

Hilfe aus dem Ausland?

War diese Situation schon deprimierend genug, so lasteten noch andere Sorgen auf dem Gemüt des kleinen Generals. Natürlich hatte er in seiner Not daran gedacht, sich Hilfe im Ausland zu besorgen. In Frankreich bestand nach den ersten von dort bekannt gewordenen Reaktionen auf den Putsch wenig Aussicht auf Erfolg eines Hilfegesuches. In Italien oder Deutschland? Oberst Beigbeder, mit dem er die Angelegenheit besprach, hatte doch als ehemaliger Militärattaché in Berlin dort die besten Beziehungen. Der Oberst machte ein saures Gesicht. »Er kannte Deutschland genau«, schreibt Garriga[17], »und hatte keine Sympathien für den Nationalsozialismus.« Also Italien? Es mußte versucht werden. Noch hatte Franco ja mit dem »Dragon Rapide«, der voll aufgetankt auf dem Flugplatz von Tetuan stand, eine schnelle und sichere Verbindung zur Außenwelt, von der er auf der See von der roten Marine vollkommen abgeriegelt

war. Sollte man den »Schnellen Drachen« nach Italien fliegen lassen? Damit würde man sich allerdings dieser allerletzten Direktverbindung nach draußen berauben. Das war um so bedenklicher, als inzwischen auch die Telefonverbindung mit Spanien abgeschnitten worden war. Und wenn hier in Marokko etwas schief ginge? Dann müßte man eben kämpfend untergehen. Furcht kannte Franco nicht.
Er hatte in seinem langen Soldatenleben, gerade hier auf marokkanischer Erde, oft genug vor ähnlichen Situationen gestanden. Sei's drum! Er führte nach guter Soldatenmanier den einmal gefaßten Entschluß sofort durch. Es war Montag, der 20. Juli 1936. Bolín, sein Pressechef, und der englische Pilot Bebb wurden alarmiert. Sie bekamen den Auftrag, sofort zu starten. Erste Station sollte Biarritz sein, wo sich Bolíns ziviler Chef, Zeitungsherausgeber Luca de Tena (ABC), befand. Mit diesem zusammen sofortiger Weiterflug nach Rom. Mussolini sollte helfen. »Mit zwölf Transportmaschinen haben wir den Krieg in wenigen Tagen gewonnen.« Diese Ansicht Francos, die ihm von Bolín übermittelt wurde, teilte Italiens Außenminister Graf Ciano Hitler mit, als er sich im September 1940 mit ihm am Brenner traf[1]. Als der »Dragon Rapide« gestartet und im Dunst über der Straße von Gibraltar verschwunden war, nahm er alle Hoffnungen des verhinderten Befreiers mit.
Zwei Tage waren seitdem in entnervendem Warten vergangen, ohne daß Bolín auch nur das Geringste von sich hätte hören lassen. Wo steckte er überhaupt? Franco hatte das endgültige Reiseziel – Rom, Berlin oder London – dem Ermessen Bolíns je nach der Gunst der Umstände überlassen. Er ahnte nicht, daß das alles nicht so schnell ging und daß Bolín an diesem 22. Juli überhaupt erst von Biarritz nach Rom weiterflog. Dort erwartete ihn ein voller Mißerfolg. Zu Mussolini kamen er und Luca de Tena überhaupt nicht. Sie konnten von Glück sagen, daß Ciano sie zwar höflich, aber

kühl empfing. Wer waren sie denn, und wer war dieser Franco? Sie konnten ja nicht einmal ein ordentliches Beglaubigungsschreiben vorweisen. Alles, was sie in der Hand hielten, war ein von Franco geschriebener und unterzeichneter Zettel mit den Worten:

»Ich ermächtige Herrn Antonio Bolín, in England, Deutschland und Italien über den dringenden Kauf von Flugzeugen und Material für das nicht marxistische spanische Heer zu verhandeln.

Der Oberbefehlshaber
(gez.) Francisco Franco

Ciano ließ sich über die – natürlich optimistisch dargestellte – Lage unterrichten. Er stellte manch interessierte Zwischenfrage.

Daß Franco der Führer der nationalen Erhebung war, nahm er sichtlich erstaunt zur Kenntnis. Er wußte nur, daß das bis zu seinem soeben erfolgten Unfalltod Sanjurjo gewesen war. Mola dagegen war ihm ein Begriff. Natürlich verriet er nichts davon, daß eine Delegation spanischer Monarchisten, die schon im März 1934 von Mussolini Geld und die Zusage von umfangreichen Waffenlieferungen »für den Ernstfall« erhalten hatte, in den nächsten Tagen im Auftrag Molas in Rom eintreffen würde, und daß die ihnen zu gewährende Waffenhilfe bereits so gut wie perfekt war. Aber er legte sich – ebenso natürlich – gegenüber Francos Abgesandten auf nichts fest. Alles blieb bei unverbindlichen gegenseitigen Sympathieversicherungen.

Franco ahnte vielleicht an jenem 22. Juli den Mißerfolg schon, denn er besprach mit Beigbeder einen weiteren Versuch, irgendwie zu dem Dutzend Transportmaschinen zu kommen, von denen in diesem Augenblick das Gelingen oder Scheitern der nationalen Erhebung abhing. Trotz seiner Aversion ließ Beigbeder sich überreden, seine deutschen Beziehungen spielen zu lassen. Er kannte den deut-

schen Militärattaché in Paris, General Kühlenthal, ja er wußte, daß dieser – wie er – ein Gegner des Nationalsozialismus war. Was er nicht wußte, war, daß dieser Kühlenthal für Canaris arbeitete, und daß der deutsche Abwehrchef als geschworener Feind Hitlers in diesem Augenblick noch gegen jede Unterstützung der Rebellen durch Deutschland war, weil ihr Sieg, d.h. ein nationales und dem Reich verbündetes Spanien die Stellung des deutschen Diktators in der europäischen Mächtekonstellation unerhört gestärkt hätte. In völliger Unkenntnis dieser Zusammenhänge wurde an diesem 22. Juli in Francos Auftrag und von Beigbeder unterzeichnet eine »dringende Anforderung« von zehn Transportflugzeugen mit höchster Ladekapazität gerichtet. Die Maschinen sollten von deutschen Piloten nach Marokko geflogen werden. Bezahlung wurde in Aussicht gestellt.
Wenn Kühlenthal ein derart phantastisches Ansinnen überhaupt ernstnahm, so kann man sich bei seiner und seines Chefs in der Bendlerstraße Einstellung leicht vorstellen, wie sein Kommentar dazu bei der Weiterleitung nach Berlin aussah. Es war daher kein Wunder, daß der zuständige Mann im Auswärtigen Amt, Hans Heinrich Dieckhoff (1884–1952), später Botschafter in Washington und seit 1943 in Madrid, das von Kühlenthal auf dem Dienstweg übermittelte Hilfsersuchen an das zuständige Reichswehrministerium mit dem lakonischen Vermerk »Kommt nicht in Frage« weiterleitete. Auch diesen Gang der Dinge konnte Franco am 22. Juli nicht wissen, sondern nur ahnen. Alle Hoffnungen, die er beim Verfassen seiner Proklamation in Las Palmas, beim Besteigen des »Dragon Rapide«, ja noch beim Eintreffen in Tetuan gehabt hatte, alle Träume von Ruhm und Größe waren zerronnen. Er hatte doch bisher alles so klug und wohlüberlegt angefaßt. Er hatte Risiken nach Möglichkeit vermieden und jede Chance, die sich bot, ergriffen. Und nun sollte alles verloren sein?

Franco fühlte das Bedürfnis, zu beten. Wenn ihm die irdischen Mächte die Hilfe versagten, dann mußte er sie bei den himmlischen suchen. Als er, auf dem Rückweg nach Tetuan an einer kleinen Kapelle auf dem Monte Hacho bei Ceuta vorbeikam, rief die Glocke hell und blechern zur Messe. Er betrat das stille Gotteshaus. Schon die Kühle, die ihn im Innern nach der bereits am Morgen als drückend empfundenen schwülen Hitze dieses nordafrikanischen Hochsommertages umfing, empfand er als wohltuend. Er tupfte die Finger in Weihwasser, bekreuzigte sich und machte einen (das Hinknien andeutenden) Knicks. Da war ihm schon leichter ums Herz. Und als er nach der Messe das Kirchlein verließ, trug er den Kopf wieder hoch. Und dieser Kopf konnte auch wieder klar denken.

Er rekapitulierte die für den Nachmittag angesetzten Termine. Da war doch der Besuch eines deutschen Geschäftsmannes angesagt, der ihm am Vortag vorgestellt worden war. Wie hieß er bloß? Ach, diese teuflischen deutschen Namen, wer sollte sie sich bloß merken! Gleichviel, es war ein Deutscher. Und nur die Deutschen konnten jetzt noch helfen. Er hatte ihm einen guten Eindruck gemacht. Auch nicht viel größer als er selbst, dunkel, fast wie ein Spanier aussehend und nicht einer dieser blonden Hünen, die er nicht ausstehen konnte. Mal sehn, was sich mit ihm anfangen ließe. Guten Muts kehrte Franco nach Tetuan zurück. Ob der Himmel seine auf dem Monte Hacho gestellten Bitten erfüllen würde?

Der Deutsche, dessen Namen Franco sich anfangs nicht merken – geschweige denn aussprechen – konnte, hieß Johannes Eberhard Franz Bernhardt. So war er jedenfalls im katholischen Kirchenbuch des ostpreußischen Städtchens Osterode eingetragen, wo er am 1. Januar 1897 als Sohn ei-

ner dort ansässigen Kaufmannsfamilie geboren worden war. Ich lernte ihn Anfang der fünfziger Jahre in Buenos Aires kennen, wo er sich nicht nur geschäftlich, sondern auch sehr aktiv in einem privaten wissenschaftlich-kulturellen Zirkel betätigte, der sich um den Tiroler Archäologen und Anthropologen Prof. Dr. Oswald Menghin gebildet hatte.
Menghin, eine Kapazität auf seinem Gebiet, Inhaber eines Lehrstuhls an der Universität Buenos Aires, Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten, mit denen er, ebenso wie durch die Entdeckung wertvoller Höhlenzeichnungen in Patagonien, weit über den La Plata-Raum hinaus Anerkennung in der Welt der Altertumsforschung fand, war ungemein vielseitig. In Österreich hatte er sich vor dem Zweiten Weltkrieg politisch betätigt, ja sogar eine gewisse Rolle gespielt. Obwohl frommer Katholik und überzeugter Gegner des Nationalsozialismus, stellte er sich 1938 als glühender Deutschnationaler dem sogenannten »Anschluß«-Kabinett als Erziehungsminister zur Verfügung, was ihm 1945 unendliche Schwierigkeiten und vor allem Lehrverbot eintrug, so daß er keine andere Möglichkeit sah, seine wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen, als nach Argentinien auszuwandern. Von der Politik war er nun jedenfalls gründlich geheilt und hat sich nie wieder die Finger daran verbrannt. Statt dessen widmete er sich neben seiner Tätigkeit im Hörsaal um so intensiver der Schriftstellerei. In seinen Tiroler Heimatgeschichten und manch formschönem Gedicht ist so viel Lebensweisheit und hintergründiger Humor enthalten, daß man ihnen eine größere Verbreitung wünschte, als sie vom fernen Río de la Plata aus fanden.
Motor des schöngeistigen Kreises, der sich um ihn gebildet hatte, war Johannes oder Juan Bernhardt, in vertrautem Kreis kurz Don Juan genannt. Er hatte seinen Namen auch offiziell hispanisiert, als Franco ihm nach dem Zweiten Weltkrieg in Anerkennung seiner Verdienste um Spanien

die Staatsbürgerschaft dieses Landes verliehen und ihm die entsprechende Urkunde in feierlicher Zeremonie überreicht hatte. Diese Geste hatte für Juan Bernhardt nicht nur sentimentalen, sondern auch durchaus praktischen Wert. Als Spanier war er – wie Menghin in Argentinien – allen Schikanen wegen seiner politischen Vergangenheit und Betätigung entzogen, hatte er doch im Dritten Reich einen höheren SS-Ehren-Dienstgrad und zahlreiche Auszeichnungen erhalten, die damals als belastend galten und ihm als Deutschem mindestens ein paar Jahre KZ-Haft eingetragen hätten. Bernhardt hat es Franco hoch angerechnet, daß er ihm bei dieser Gelegenheit sinngemäß etwa Folgendes sagte: »Sie sind jetzt Spanier. Und ich weiß, daß Sie es ehrlich meinen, wenn Sie das als eine Ehre und Auszeichnung auffassen. Aber ich weiß auch, daß Sie trotzdem in Ihrem Herzen stets ein Deutscher bleiben werden.« Als Bernhardt mir diese Geschichte bei meinem letzten Besuch bei ihm (im Sommer 1977) erzählte, glänzte es ein wenig feucht in den Augen des mehr als 80jährigen. Ich konnte ihn verstehen. Was Franco ihm gesagt hatte, traf genau die Empfindungen jedes Auslandsdeutschen, der – aus welchen Gründen auch immer – eine fremde Staatsangehörigkeit trägt, sich aber doch unlöslich seinem Volk verbunden fühlt.

Ich gehe auf die Persönlichkeit des »deutschen Don Juan« nicht nur deswegen etwas ausführlicher ein, weil ich ihm, seinen Erzählungen und Aufzeichnungen viele der in diesem Buch niedergelegten Einzelheiten verdanke und ihm (bei aller Verschiedenheit in der Bewertung der spanischen Ereignisse) besondere persönliche Hochachtung und Wertschätzung entgegenbringe, sondern weil ich ihn auch für eine Schlüsselfigur in den deutsch-spanischen Beziehungen der Jahre 1936–1945 halte. Ein nordamerikanischer Journalist – und wieviele Kollegen haben sich schon mit dieser

schillernden Persönlichkeit beschäftigt! – hat Bernhardt »The Man who made Franco« (Der Mann, der Franco machte) genannt. Diesen Titel hat Bernhardt stets als kränkend für Franco und sich selbst energisch zurückgewiesen. Mit Recht, meine ich. Wenn Franco von jemand »gemacht« wurde, dann von Canaris. Bernhardt war kein »Macher«, sondern ein guter Geschäftsmann, ein guter Soldat und vor allem ein guter Deutscher.

Beim Auswärtigen Amt in Berlin hatte Bernhardt eine schlechte Note. Das kann niemand verwundern, der die folgenden Seiten liest und erfährt, wie kräftig »der kleine Parteigenosse aus Tetuan« den Herren Berufsdiplomaten in der Wilhelmstraße auf die Füße trat. Sie mochten ihn nicht leiden. Sie hätten ihn gar zu gerne »abgeschossen«. Sie versuchten es immer wieder – vergeblich. In den über ihn geführten Akten wird versucht, ihn als eine Art Glücksritter von zweifelhaftem Geschäftsgebaren und jedenfalls als mit Vorsicht zu behandelnden Abenteurer darzustellen. Nun, abenteuerlich war Juan Bernhardts Leben schon – in einer abenteuerlichen Zeit und unter abenteuerlichen Umständen. Aber die »Auskünfte«, auf die sich das Auswärtige Amt als Fond seines düsteren Bernhardt-Bildes stützt (von der Auskunftei Bürgel, Hamburg), bezeichnet dieser als »bestellte, in fast allen Punkten falsche Arbeit«.

Die fraglichen Auskünfte beziehen sich vor allem auf eine Zeit, in der es in Deutschland (und nicht nur dort) wahrlich drunter und drüber ging, die Jahre zwischen der großen Inflation (als man zum Einkauf im Laden an der Ecke einen Rucksack voll Geld mitnehmen mußte) und der Weltwirtschaftskrise Ende der zwanziger Jahre, der selbst so angesehene Häuser wie die Darmstädter Bank zum Opfer fielen. Damals ging ein kleines Wirtschaftsimperium, das sich der bei Kriegsende 21jährige in Hamburg aus dem Nichts aufgebaut hatte, in die Brüche. Bernhardt leugnet nicht, daß

seine Firma Ende 1929 die Zahlungen einstellen, die Filialen in Reval und Sao Paulo auflösen, seine beiden Überseeschiffe und sieben seiner 13 Zinshäuser in Hamburg verkaufen mußte. Aber er beglich sämtliche Verpflichtungen gegenüber den Banken und schloß mit sonstigen Gläubigern ein Vergleichsverfahren ab. Zu einem Offenbarungseid oder anderen gerichtlichen Zwangsmaßnahmen kam es nie. Er war noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen.

Aber nun zog es ihn fort von Deutschland, dessen politisches und wirtschaftliches Auf und Ab er bis zur Neige ausgekostet hatte. Aus dem Hörsaal weg – er hatte als 17jähriger sein Abitur in Ratibor (Oberschlesien) mit Auszeichnung bestanden – war Bernhardt als Kriegsfreiwilliger zu einem Feldartillerie-Regiment und mit diesem an die Westfront gekommen. Der mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnete Leutnant hatte als Ordonnanzoffizier und zweiter Adjutant des Regimentskommandeurs das Kriegshandwerk gründlich erlernt. Er blieb auch nach dem Waffenstillstand von 1918 als Angehöriger des Freikorps Bahrenfeld-Hamburg dabei, bis er als Börsenmakler in die Welt der Geschäfte eintrat. Auch als selbständiger Geschäftsmann vergaß er das Soldatenerlebnis des Ersten Weltkrieges nie. Die Erinnerung daran pflegte er im »Nationalverband deutscher Offiziere«, dessen patriotisch-monarchistische Einstellung durchaus der seinen entsprach.

Zur NSDAP kam er erst viel später, als er seine Zelte in Deutschland abgebrochen und in Nordafrika wieder aufgeschlagen hatte. Am 1. April 1933 erhielt er die Mitgliedsnummer 1 572 819. Als Bernhardt Fanco kennenlernte, zählte die Landesgruppe Spanisch-Marokko der NSDAP ganze 31 Mitglieder. Und er war keines ihrer eifrigsten. Dabei war er nicht gezwungen worden, ihr beizutreten, sondern hatte sich aus freiem Willen dazu entschlossen, weil die we-

nigen Monate der Regierung Hitler ihn davon überzeugt hatten, daß dieser, seine Bewegung und damit Deutschland auf dem richtigen Weg waren, und weil er es für seine Pflicht gerade als Deutscher im Ausland hielt, sich offen dazu zu bekennen.

In Tetuan hatte sich Bernhardt im Lauf der Jahre den soliden Ruf eines tüchtigen Kaufmannes erworben und die Firma (H. & O. Wilmer, Succesores de H. Tönnies), die ursprünglich in Larache ansässig war, über das ganze Gebiet des Protektorats mit Filialen in allen größeren Städten ausgedehnt. Da er und seine Frau – die in Argentinien geborene Tochter eines deutschen Konsuls, die ihn bei einem vorübergehendem Aufenthalt in Hamburg kennengelernt hatte – ausgesprochen gesellig und gastfrei waren (und noch heute sind), wurde ihr Haus in Tetuan ein beliebter Treffpunkt von vielen Spaniern mit Rang und Namen. Und das waren nach der Struktur des Protektorats vor allem Militärs.

In dem Gebiet, das so gut wie keine eigene Industrie und eine nur dürftige Landwirtschaft (nur 7 % der Bodenfläche waren kultiviert) hatte, so daß es weitgehend auf Importe und in seinem Haushalt zu 50 % auf Zuschüsse aus dem Mutterland angewiesen war, spielte das Heer naturgemäß wirtschaftlich und gesellschaftlich eine führende Rolle. So kam es, daß Bernhardt viele hier dienende hohe Offiziere, die später im Bürgerkrieg bedeutende Rollen spielen sollten, zu seinem persönlichen Bekanntenkreis zählte, darunter Mola, der vor seiner Versetzung nach Pamplona Befehlshaber der Afrika-Armee gewesen war, den späteren Hochkommissar Sáenz Buruaga, damals Kommandeur der »Regulares«, Yagüe, den schneidigen Chef der Fremdenlegion, u. v. a. m. In diesem Kreis, der ihn auch als ehemaligen Offizier mit seinen Erfahrungen und Erlebnissen im Ersten Weltkrieg schätzte, war Bernhardt unter seinem Spitznamen »Tónie« bekannt und ausgesprochen beliebt. Das war

der Grund dafür, daß Oberst Sáenz, der Chef der »Regulares de Tetuan«, dem am Vortag in Tetuan gelandeten Franco bei einer Besprechung der sich zuspitzenden Lage den Vorschlag gemacht hatte, ihm »Tónie« vorzustellen, um dessen Ansicht und oft bewährten Rat einzuholen.

Schicksalhafte Begegnung

So traten sich am Nachmittag des 21. Juli 1936 die beiden Männer im Gebäude des Hochkommissars zu Tetuan zum erstenmal gegenüber. Alle Versionen, sie hätten sich schon früher gekannt, ja sogar miteinander konspiriert, die heute noch durch die Spanienkrieg-Literatur geistern, sind frei erfunden. Bernhardt hatte sich an die für alle im Ausland lebenden Deutschen gültige Regel gehalten, sich nicht in die Politik des Gastlandes einzumischen, schon gar nicht als Verschwörer, wenn sie ihn natürlich auch nicht gleichgültig lassen konnte. Jetzt stand er vor der de facto-Obrigkeit des Gastlandes und wurde als befreundeter Ausländer über seine Ansicht zur Lage befragt, die man ihm zuvor vom eigenen Standpunkt aus – einem zu optimistischen, wie er meinte – auseinandergesetzt hatte. Franco und Bernhardt fanden Gefallen aneinander, und so kurz diese erste Begegnung auch war, so herzlich und positiv verlief sie. Das ging schon daraus hervor, daß für den nächsten Tag eine neue Unterredung fest anberaumt wurde.

Als Franco am 22. Juli von seinem deprimierenden Ausflug nach Ceuta und dem anschließenden Kirchgang, der ihn wieder getröstet hatte, nach Tetuan zurückkehrte, erwartete ihn eine freudige Nachricht: Orgaz, mit dem er die Verbannung auf den Kanarischen Inseln geteilt hatte, meldete, daß es ihm gelungen sei, in Las Palmas ein deutsches Lufthansa-Flugzeug zu beschlagnahmen, mit dem er noch am glei-

chen Abend nach Tetuan starten werde, um dort am frühen Morgen des 23. Juli einzutreffen. Das war nun freilich nicht bloß eine erfreuliche, sondern eine Bombennachricht. Jetzt würde Franco, der sich bereits wie eine Maus in der Falle vorgekommen war, wieder ein Flugzeug und damit die Verbindung nach draußen haben. Und was für ein Flugzeug! Die Ju 52 – und um eine solche handelte es sich – hatte damals in der Fliegerei einen ähnlichen Weltruf wie später auf dem Gebiet des Automobilbaus der Volkswagen. Sie galt – mit Recht – als das beste, leistungsfähigste und zuverlässigste Flugzeug der Welt und sollte das in dem soeben ausgebrochenen Krieg vieltausendfach beweisen.

Diese Ju 52 konnte ihm nur der Himmel geschickt haben, den er vor wenigen Stunden erst in aussichtsloser Lage um Hilfe angefleht hatte. Hitler war anderer Ansicht. Sechs Jahre später erklärte er beim Abendessen in der »Wolfsschanze«[19]: Wenn man (in Spanien) von einem Eingriff des Himmels sprechen wolle, so sei dieser nicht durch die kürzlich (von Franco) mit dem Marschallstab ausgezeichnete Mutter Gottes (von El Pilar) erfolgt, sondern durch den deutschen General v. Richthofen (letzter Kommandeur der Legion Condor), der seine Flieger »vom Himmel hoch« auf die sogenannten Roten herabgeschickt habe.

Von wem auch immer dieses Himmelsgeschenk kam, so änderte es jedenfalls die Situation der Rebellen in Marokko grundlegend und war der Anlaß, daß in Francos Kopf neue Pläne entstanden, die sich in der anschließenden einstündigen Unterhaltung mit Bernhardt konkretisieren sollten. Sie fand am späten Nachmittag des 22. Juli im Gebäude des Hochkommissariates von Tetuan statt. Ihre Wichtigkeit ging schon daraus hervor, daß Franco Weisung gegeben hatte, ihn nur in besonders wichtigen Fällen zu stören, so daß die beiden in ihrer intensiven Unterhaltung nur ganz selten unterbrochen wurden.

Franco knüpfte an das Gespräch vom Vortag an und schilderte die Situation – wiederum reichlich optimistisch – wobei er mit ein paar schnellen Strichen auf einem Stück Papier eine übersichtliche Lageskizze entwarf. Speziell ging er auf die Möglichkeit ein, die afrikanischen Truppen auf dem Luftweg nach Südspanien zu transportieren. Er wog den Kostenaufwand und die benötigte Zeit realistisch, vielleicht sogar – nach Bernhardts Ansicht – übertrieben vorsichtig ab. Recht hatte er zweifellos mit der Feststellung, daß die Zeit gegen ihn arbeite und daß daher bei allem, was man vielleicht unternehmen könne, höchste Eile geboten sei.
Und dann rückte er mit seinem dringlichsten Anliegen heraus. Er verfüge ab morgen, sagte er, über eine Ju 52, mit der man nach Berlin fliegen und ein eiliges Hilfegesuch überbringen könne. »Sind Sie bereit, diese Mission zu übernehmen?« Die Frage stand als Drohung und Verheißung zugleich im Raum. Welch Ansinnen! Wie sollte Bernhardt, der ein tüchtiger Geschäftsmann, aber politisch ein Nichts war, ein unbekannter kleiner Parteigenosse mit viel zu hoher Mitgliedsnummer und ohne jede Beziehung nach oben, wie sollte er eine derartig heikle Aufgabe, an der schon ganz andere gescheitert waren, bewältigen? Hätte ihm Franco nicht verschwiegen, daß er schon zwei derartige Versuche – ganz offenbar mit negativem Erfolg – unternommen hatte, wer weiß, ob Bernhardt seinen Vorschlag nicht rundweg abgeschlagen hätte, ganz gleich, welche Folgen dies für ihn persönlich gehabt hätte.
So aber durchdachte er zunächst das schwierigste Problem: an Hitler persönlich heranzukommen. Er kannte die Bürokratie des Auswärtigen Amtes und wußte, daß er mit seinem und Francos Anliegen in Berlin schon im ersten Vorzimmer-Sieb hängen bleiben würde. Er wußte auch um den Gegensatz zwischen Auswärtigem Amt und Auslands-Organisation der NSDAP, die für ihn der einzig bekannte und be-

schreitbare Weg nach oben war. Aber er wußte damals noch nicht, daß das offizielle Instrument der Außenpolitik des Dritten Reiches bis in seine Führungsspitze von Widerständlern durchsetzt war, so daß jede einen außenpolitischen Erfolg versprechende Initiative von ihnen, die Hitler »auch auf Kosten einer schweren Niederlage« zu bekämpfen entschlossen waren, torpediert worden wäre. Vielleicht war diese Unkenntnis sein und Francos Glück, wie ja sehr oft ein ungewöhnliches Maß an Mut nichts anderes als das mangelnde Bewußtsein der Gefahr ist.

Was die beiden sich da vornahmen – und je länger und konkreter sie miteinander sprachen, um so näher geriet Bernhardt dem »Ja«, das er zunächst zu Francos Vorschlag auszusprechen nicht gewagt hatte – war nicht nur mutig, sondern geradezu tollkühn. Für Franco gab es gar keine andere Möglichkeit. Er hatte für sein Vorhaben das Flugzeug und jetzt auch offenbar den richtigen Mann. Bernhardt aber riskierte dabei alles – nicht nur sein Leben, sondern auch das seiner Familie. Auf der anderen Seite galt für ihn das »mitgefangen – mitgehangen«. Er saß ja schließlich in der gleichen Mausefalle wie Franco. Und was die Roten mit ihm, dem Deutschen, dem Pg., dem Franco-Freund, anstellen würden, wenn es ihnen – wie es z. Z. den Anschein hatte – gelingen sollte, die nationale Rebellion niederzuschlagen, konnte nicht zweifelhaft sein nach all den Schreckensmeldungen, die in diesen Tagen von Spanien nach hier gedrungen waren.

Aber es waren nicht Überlegungen dieser Art, die bei Bernhardt schließlich den Ausschlag gaben. Gerade die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe reizte ihn. Risiken hatte er – weder als Soldat noch als Geschäftsmann – noch nie gescheut. Hier schien sich ihm eine einzigartige Möglichkeit seines Lebens, diesmal auf dem Gebiet der großen Politik, ja der Weltgeschichte, zu bieten. Es war, als schritte die Göttin

der Geschichte durch diesen kargen Raum im fernen Marokko; man hörte ihren Mantel rauschen. Und da sollte er nicht nach dessen Saum greifen? Er wäre nicht Juan Bernhardt gewesen, wenn er diese Gelegenheit hätte vorbeigehen lassen. Und was er damals nicht zu träumen gewagt hatte, wurde Wirklichkeit: 72 Stunden später stand er, der unbekannte Pg. aus Tetuan, dem Führer des Dritten Reiches Auge in Auge gegenüber.

Aber Bernhardt blieb mit den Füßen auf dem Boden der Realitäten. Die Sache hatte schließlich auch eine finanzielle Seite, wie er als Geschäftsmann sehr genau wußte. Er stellte die Gretchenfrage: Wer soll das bezahlen? Franco wies auf die beträchtlichen Goldreserven Spaniens hin. Aber die waren für ihn in Madrid z. Z. so unerreichbar, wie sie es sehr bald in Moskau für alle Spanier sein würden. Sich in Tetuan Geldmittel durch Zwangsmaßnahmen zu verschaffen, wollte Franco vermeiden, da es kapitalkräftige Spanier hier kaum gab und er sich also vor allem an die Juden (damals rund 13000 gegenüber 44000 Spaniern und 737000 Mohammedanern im ganzen Protektorat) hätte halten müssen.

Da fragte Bernhardt ganz konkret: Wieviel Geld steht hier und heute zur Verfügung? Die Antwort kam etwas kleinlaut: 12 Millionen Peseten auf dem Banco de España in Tetuan. Das waren damals etwa 4 Millionen Reichsmark, eine geradezu lächerliche Summe. Als Bernhardt bald darauf Hitler die gleiche Auskunft geben mußte, schlug dieser die Hände über dem Kopf zusammen: »Aber mit so wenig Geld kann man doch keinen Krieg anfangen!« Bernhardt äußerte sich Franco gegenüber diplomatischer, aber nicht weniger realistisch, indem er nüchtern feststellte, dann müßten eben alle Lieferungen auf Kredit erfolgen, und es käme nur auf das Vertrauen an, das man in Berlin zu dem Kreditnehmer haben würde. Franco erwiderte mit politischen Argumen-

ten. Er wies darauf hin, daß Spaniens Kampf gegen Anarchie und Bolschewismus gewonnen werden müsse und daß Deutschland den gleichen Kampf bisher siegreich geführt habe. Auf diesen Gleichklang der Interessen wolle er auch in seinem handschriftlichen Brief an Hitler hinweisen, den Bernhardt übergeben solle.

Jetzt waren eigentlich nur noch technische Details zu besprechen. Bernhardt bestand darauf, daß ihn der Ortsgruppenleiter der NSDAP in Tetuan, Adolf Langenheim, und ein spanischer Offizier als Vertrauensmann Francos begleiten müßten. Als dieser letztere wurde der Luftwaffeningenieur Hauptmann Francisco Arranz bestimmt, der angeblich mal in einer technischen Mission in Deutschland gewesen sein und dabei die Bekanntschaft Görings gemacht haben sollte, was nicht stimmte. Langenheims Mitreise wurde sofort akzeptiert, wobei es Bernhardt überlassen blieb, diesen nicht sonderlich entschluß- und einsatzfreudigen älteren Herrn zu dem Unternehmen zu überreden, was mit Hilfe der intelligenten und ehrgeizigen Frau Langenheim schließlich gelang.

Den Brief an Hitler wollte Franco sofort schreiben, so daß er am nächsten Morgen zusammen mit einer beizufügenden militärischen Lageskizze zur Verfügung stünde. Die Unterredung war beendet. Franco verabschiedete sich mit einem »abrazo« (Umarmung), wie er in der hispanischen Welt unter »amigos« (Freunden) üblich ist. In dieser Nacht wurde im Haus Bernhardt im Araberviertel von Tetuan wenig geschlafen. Es galt nicht nur die Koffer zu packen. Seine Familie mußte er allein lassen. Don Juan stand im Begriff, in das große Abenteuer seines Lebens einzusteigen.

Die deutsch-spanische Kommission vor ihrem Abflug in Tetuan. Von links nach rechts: Francisco Aranz (spanischer Fliegeroffizier), Johannes Bernhardt (Beauftragter Francos), Alfred Henke (Lufthansa-Flugkapitän), Adolf Langenheim (Ortsgruppenleiter).

Abenteuerlicher Flug nach Berlin

Am nächsten Morgen, Donnerstag, dem 23. Juli 1936, landete pünktlich um 5.30 Uhr die Ju 52, auf den Namen »Max von Müller« getauft und mit dem Kennzeichen D-APOK, auf dem Flughafen von Tetuan. Ihr entstiegen General Orgaz, begleitet von seinem Adjutanten und zwei Offizieren der nationalspanischen Luftwaffe, und Lufthansa-Flugkapitän Alfred Henke, dieser letztere sichtlich mißgestimmt und schlechter Laune. Als Bernhardt ihn in dieser Stimmung kennenlernte und ihm gegenüber erstmals den General Franco erwähnte, unterbrach ihn Henke ziemlich barsch mit der Bemerkung: »Ihr General Franco kann mich mal . . .«

Trotzdem hielt ihn Bernhardt bei näherer Bekanntschaft für einen »Pfundskerl« und dazu einen begnadeten Flieger, der im Spanischen Bürgerkrieg noch erstaunliche Proben seines Könnens ablegen sollte.

Daß er im Augenblick »sauer« war, konnte ihm nach dem, was er in der letzten Woche erlebt hatte, wahrlich niemand übelnehmen. Henke war mit seiner Maschine im Lufthansa-Liniendienst auf den Kanarischen Inseln eingesetzt. Dort hatten die quasi verbannten Generale Franco und Orgaz auf ihn und sein Flugzeug ein Auge geworfen, seit Franco sich nach der Ermordung Calvo Sotelos am 13. Juli mehr oder weniger entschlossen hatte, mit welcher Seite er es bei der nunmehr unvermeidlichen Konflagration halten wollte. Von Bolín und seinem »Dragon Rapide« war nichts zu hören, seitdem er am 12. Juli in Lissabon gelandet war. Vielleicht machte ihm dieser Sanjurjo, bei dem sich Bolín als dem Revolutionsführer und künftigen Staatschef – völlig unnötigerweise, wie Franco meinte – melden wollte, einen Strich durch die Rechnung. Dann bliebe er ohne Flugzeug auf Teneriffa sitzen und würde den Anschluß an die nationale Erhebung verpassen, deren Ehren Sanjurjo, Mola und andere allein einheimsen würden.

Das mußte verhindert werden. Ein ziviler Mitverschwörer, der Arzt Dr. Guerrero, hatte Beziehungen zum Lufthansa-Vertreter in Las Palmas, Otto Bertram. Er wurde beauftragt, mit diesem über die Bereitstellung einer Maschine für einen »dringenden Sonderflug« zu verhandeln. Bertram zeigte sich verständlicherweise ablehnend. Er konnte sich schon denken, wozu das Flugzeug gebraucht werden sollte. Alle Welt sprach von dem bevorstehenden Putsch. Und wenn es zutrifft, wie R. Hidalgo Salazar[9] behauptet, daß Bertram Mitarbeiter von Canaris war, was nicht ganz unwahrscheinlich ist, da die Lufthansa in gewissen Aufgabenbereichen in das Informationsnetz der deutschen Abwehr

eingebaut war, dann mußte Bertram – wie Canaris – jede Hilfe für die Rebellen verweigern, ja zu verhindern suchen.

Aber auch ohne diese besondere Verbindung hätte Bertram für das Ansinnen der Verschwörer keine Begeisterung aufbringen können. Deutschland unterhielt zur Republik Spanien normale diplomatische Beziehungen. Jede Hilfe für die Rebellen, ja schon der Kontakt mit diesen hätte von Madrid mit Recht als zumindest unfreundlicher Akt ausgelegt werden müssen. Auch die offiziellen Repräsentanten des Reiches auf den Kanarischen Inseln, der stellvertretende Konsul in Las Palmas, Harald Flick, Vertreter der Schiffahrtslinie Woermann (an Stelle des auf Urlaub befindlichen Konsuls Sauermann), und der deutsche Honorarkonsul in Santa Cruz de Tenerife, Jacob Ahlers, mußten diesen Standpunkt einnehmen.

Der negative Erfolg von Guerreros Mission wurde von Franco und Orgaz nicht so tragisch genommen, da am gleichen Tag endlich Bolín mit seinem »Dragon Rapide« eintraf. Francos Transportproblem war damit zunächst gelöst. Trotzdem wäre es nicht schlecht gewesen, wenn man noch ein weiteres Flugzeug in der Hinterhand gehabt hätte. Auf gütlichem Weg war das offenbar nicht möglich. Eine andere Möglichkeit bot sich am 18. Juli, als der Aufstand in Marokko bereits geglückt war und Franco sich – ohne jede Überstürzung – anschickte, dorthin zu fliegen. Der »Dragon Rapide«, den er dazu benutzen würde, befand sich startbereit auf dem Flughafen Gando. Den gleichen Flughafen sollte an diesem Tag Flugkapitän Henke mit seiner D-APOK anfliegen, als ihn in der Luft ein Funkspruch des neuen Militärbefehlshabers, General Orgaz, erreichte, der unmittelbar nach der Beerdigung seines Vorgängers die Gewalt übernommen hatte. Henke wurde von dem geglückten Putsch in Marokko und den Veränderungen auf den Ka-

narischen Inseln unterrichtet. Der Belagerungszustand sei verhängt worden. Unter Berufung auf diesen erhielt Henke den Befehl, nicht in Gando, sondern in Villa Cisneros zu landen. Er tat es widerwillig und die putschenden Militärs verwünschend, die nicht einmal den Flugplan der Lufthansa respektierten.

Erst als der »Dragon Rapide« mit Franco abgeflogen war und sich am nächsten Tag Lufthansa-Vertreter Bertram eingeschaltet hatte, erhielt Henke die Erlaubnis, mit seiner D-APOK nach dem Militärflugplatz von Las Palmas weiterzufliegen, wo er am 20. Juli um 11.37 Uhr landete. Es wimmelte von schwer bewaffneten Soldaten. Hier herrschte offenbar wirklich Kriegszustand. Die Ju 52 wurde unter militärische Bewachung gestellt, und ein Offizier eröffnete dem immer saurer werdenden Henke, daß die Verfügungsgewalt über sein Flugzeug an das revolutionäre Militär übergegangen sei, von dem allein er in Zukunft Befehle entgegenzunehmen und auszuführen habe.

»Das wollen wir doch mal sehn«, knurrte Henke auf deutsch, was zum Glück niemand verstand, so daß man ihn unbehelligt zu Bertram ließ. Der war inzwischen zusammen mit dem stellvertretenden Konsul Flick zu Orgaz zitiert worden, der ihnen höflich und korrekt, aber doch energisch eröffnete, das Lufthansa-Flugzeug sei beschlagnahmt und habe als erstes in seinem Auftrag einen kurzen Flug im Inselbereich durchzuführen. Bertram und Flick protestierten, gleichfalls energisch, aber weniger korrekt und höflich. Das sei ein Akt der Gewalt (womit sie fraglos recht hatten), der seine Folgen haben werde. Das Reich werde sich eine derartige Herausforderung nicht gefallen lassen (und auch damit prophezeiten sie nicht zuviel). Sie würden sich der Gewalt beugen, aber sie bestünden auf einen schriftlichen Beschlagnahmebescheid. Noch am gleichen Nachmittag mußte Henke unter militärischer Bewachung mit seiner Ma-

schine starten und von 18.30 bis 19.30 Uhr Flugblätter der Rebellen über dem Innern der Insel Las Palmas abwerfen. Am nächsten Tag erhielt Bertram den erbetenen schriftlichen Beschlagnahmebescheid, gegen den er ebenfalls schriftlich und wiederum in schärfster Form protestierte, obwohl er den mündlich von ihm angeblich gebrauchten Ausdruck »Piraterie« dabei mit diplomatischem Taktgefühl vermied. Trotzdem ließ ihn General Orgaz tags darauf, am 22. Juli, zusammen mit Henke und der gesamten Besatzung der D-APOK kurzerhand verhaften. Er teilte das dem deutschen Konsulat zugleich mit seiner Absicht mit, noch am gleichen Abend mit der beschlagnahmten Lufthansamaschine auf Befehl des neuen Oberkommandierenden in Marokko, General Franco, nach Tetuan zu fliegen. Die Hinterlegung der symbolischen Summe von 90000 Peseten (30000 Reichsmark) als »Sicherheit« für das gekaperte Flugzeug (mehr konnte Orgaz bei den bekannten Finanzverhältnissen der Rebellen nicht locker machen) änderte nichts an der Tatsache, daß die Rebellen in einen offenen Konflikt mit dem Reich geraten waren.

Wilhelmstraße protestiert

Die von Bertram prophezeiten Folgen traten ein. Ehe Orgaz am Abend des 22. Juli nach Tetuan abflog – von seinem Adjutanten und zwei schwer bewaffneten spanischen Luftwaffenoffizieren begleitet, die die »verhaftete« Flugzeugbesatzung bei der Ausübung ihrer fliegerischen Obliegenheiten zu überwachen hatten – war Bertram aus der Haft entlassen worden und hatte nichts Eiligeres zu tun, als die deutschen Konsuln in Teneriffa und Las Palmas zu alarmieren. Sie sollten sich mit ihrem Kollegen in Tanger in Verbindung setzen, um einen geharnischten Protest nach Berlin zu richten. Das

war von dem unter internationaler Kontrolle stehenden Tanger aus leichter möglich als von Plätzen, die sich in der Hand der Rebellen befanden.

So geschah es. Wegener, stellvertretender deutscher Konsul in Tetuan (auch der hier amtierende Konsul Dr. Brosch befand sich in diesem entscheidenden Augenblick auf Sommerurlaub), konnte sich von Tanger aus mit Berlin in Verbindung setzen, das Auswärtige Amt über die unerhörten Vorkommnisse auf den Kanarischen Inseln in Kenntnis setzen und seine Weisungen für einen sofortigen energischen Protest bei Franco entgegennehmen. Auch Wegener kam in dieser Nacht vom 22. zum 23. Juli wenig zum Schlafen. Er war zweifellos kein Star unter den Beamten des deutschen auswärtigen Dienstes und von Konsul Dr. Brosch bisher vorwiegend mit untergeordneten Kanzleiarbeiten beschäftigt worden. Jetzt plötzlich sollte er – wie gleichzeitig Bernhardt an anderer Stelle und auf höherer Ebene – aktiv in die Weltpolitik eingreifen.

Das Telegramm, mit dem er Berlin Vollzugsmeldung erstattet, ist in den Geheimakten des Auswärtigen Amtes aufbewahrt. Es verrät etwas von dem Stolz des kleinen Konsulatsbeamten, wenn er berichtet, daß er dem General Franco »unseren schriftlichen Protest« überreicht habe. Das war nicht nur Hitlers oder Neuraths, sondern auch sein Protest. Er übergab ihn Franco, als dieser gerade sein Hilfegesuch, das Bernhardt noch am gleichen Tag zwecks Aushändigung an Hitler nach Berlin mitnehmen sollte, formuliert und absendefertig gemacht hatte. So kam es, daß er die in diesem Brief gebrauchte Begründung seiner Bitte in ganz ähnlicher Form auch Wegener gegenüber zur Rechtfertigung der Flugzeugbeschlagnahme anführte: »Sie war notwendig, um der Errichtung einer sowjetischen Diktatur in Spanien zuvorzukommen.«

In der Wilhelmstraße verfing diese Entschuldigung nicht.

Dort war man so fuchsteufelswild, wie der an diesem Morgen – sozusagen unter vorgehaltener Pistole – in Tetuan gelandete Henke. Die Stimmung gegenüber Franco im Auswärtigen Amt wurde auch dadurch nicht besser, daß schon bald darauf ein Protest der republikanischen Regierung in Madrid, übermittelt vom deutschen Geschäftsträger, Botschaftsrat Dr. Karl Schwendemann (später Leiter der Spanien-Abteilung im Auswärtigen Amt), gegen die kanarischen Vorgänge eintraf, die mit der Bereitstellung eines deutschen Flugzeuges für die Rebellen als Einmischung in innerspanische Angelegenheiten, ja als feindseliger Akt ausgelegt wurden. Es fiel dem Auswärtigen Amt, das – dank Wegener – bis in alle Einzelheiten über den Hergang der Ereignisse unterrichtet war, nicht schwer, diesen Protest zurückzuweisen.
Aber es wäre gewiß fair gewesen, wenn Franco den Mann, den er jetzt in das aufgescheuchte Wespennest Berlin schickte, über den ihm von Wegener offiziell übermittelten Protest des Reiches unterrichtet hätte. Schließlich war es ja die D-APOK, mit der Bernhardt wenige Stunden später nach Deutschland fliegen sollte, die den ganzen diplomatischen Wirbel verursacht hatte. Anderseits gehörte das Verschweigen dieses Umstandes, dessen Kenntnis Bernhardt in seinem Entschluß leicht hätte wankend machen können, zu der von Franco befolgten politischen Taktik, mit der er das angestrebte Ziel erreichte, im Gegensatz zu Mola und Queipo de Llano, deren gleichzeitige Versuche in gleicher Richtung fehlschlugen, wie wir sehen werden.

Es muß aber bei aller Geschicklichkeit und Klugheit Francos hervorgehoben werden, daß den Schlüssel zum Erfolg des Unternehmens »Feuerzauber«, wie die ganze Hilfsaktion für Franco später offiziell genannt wurde, Bernhardt beisteuerte, indem er den Weg über die Partei (und nicht

über das Auswärtige Amt, den Mola und Queipo de Llano in Unkenntnis der Berliner Verhältnisse beschritten) von vornherein als den einzig möglichen erkannte und auf seiner Einhaltung bestand.
In diesem Sinne hatte er auch verlangt, daß Langenheim ihm beigegeben würde. Nach außen hin war es umgekehrt: er, der schlichte Parteigenosse, wurde dem ihm in der Parteihierarchie vorgesetzten Ortsgruppenleiter Langenheim beigegeben. Und dieser Anschein wurde auch zumindest solange aufrechterhalten, als eine solche Tarnung nötig und dem Erfolg dienlich war. So wurden denn auch Brief und Lageplan, zu deren Entgegennahme sich Bernhardt und Langenheim am Nachmittag des 23. Juli bei Franco einfanden, nicht Bernhardt, sondern Langenheim übergeben, der Franco bei dieser Gelegenheit überhaupt erst vorgestellt werden mußte. Und Langenheim war es auch, der den Brief schließlich Hitler überreichte, womit er seinen Auftrag erfüllt und sich seine ganze Beteiligung am Unternehmen »Feuerzauber« erschöpft hatte.

Francos Hilfegesuch an Hitler

Hauptmann Arranz hatte inzwischen dem trotz allen guten Zuredens durch Bernhardt immer noch widerspenstigen Henke einen ebenfalls schriftlichen Einsatzbefehl Francos mit genauen Daten, Zeiten und Ortsangaben übergeben. Bernhardt glaubt, daß sich dieses historische Dokument später in Spanien angefunden habe und heute noch vorhanden sein müsse, obwohl ich es bei meinen Nachforschungen in keinem einschlägigen Archiv aufstöbern konnte. Der Franco-Brief an Hitler muß dagegen – wahrscheinlich von diesem selbst – vernichtet worden sein. Das wäre nur logisch, da das ganze Unternehmen »Feuerzauber« unter

höchstem Geheimhaltungsgrad lief und Hitler, schon gegenüber seinem eigenen Auswärtigen Amt, das er wie Bernhardt aus gutem Grund übergangen hatte, kein Interesse daran haben konnte, daß dieses »corpus delicti« irgend jemand in die Hände fiele oder auch nur zu Gesicht gelangte. Es existiert auch keine Abschrift oder sinngemäße Wiedergabe desselben in irgendwelchen Akten.
Diese Lücke in der zeitgeschichtlichen Dokumentation hat Juan Bernhardt geschlossen, indem er mir eine »nach sorgfältigem Nachdenken« von ihm aus dem Gedächtnis angefertigte Rekonstruktion des Briefes zur Verfügung stellte. Sie wird an dieser Stelle erstmals veröffentlicht, und zwar in der von Bernhardt verfaßten Originalform in spanischer Sprache und in meiner deutschen Übersetzung:

Excelencia,
nuestro movimiento nacional y militar tiene como objeto la lucha contra la democracia corrupta en nuestro país y contra las fuerzas destructivas del comunismo, organizadas bajo el mando de Rusia.
Me permito dirigirme a V.E. con esta carta, que le será entregada por dos señores alemanes, que comparten con nosotros los trágicos acontecimientos actuales.
Todos los buenos Españoles se han decidido firmemente de empezar esta gran lucha, para el bien de España y de Europa.
Existen severas dificultades de transportar rápidamente a la Península las bien comprobadas fuerzas militares de Marruecos, por falta de lealtad en la Marina de Guerra Española.
En mi calidad de Jefe Superior de estas fuerzas ruego a V.E. de facilitarme los medios de transporte aéreo:
10 aviones de transporte de la mayor capacidad posible, además pido:

20 piezas antiaéreas de 20 m/m
6 aviones de caza »Heinkel«
la cantidad máxima de ametralladoras y de fusiles con sus municiones en abundancia.
Además bombas aéreas de varios tipos, hasta 500 kgs.
Excelencia,
España ha cumplido en toda su historia con sus compromisos. Con Alemania se siente más unida que nunca en estas horas de su cruzada en la lucha contra el comunismo.

Francisco Franco Bahamonde

Jefe Supremo de las Fuerzas
Militares en Marruecos Español

Euer Exzellenz:
Das Ziel unserer nationalen militärischen Bewegung ist der Kampf gegen die korrupte Demokratie in unserem Land und gegen die zerstörenden Kräfte des Kommunismus, die unter dem Befehl Rußlands organisiert sind. Ich gestatte mir, mich an E.E. mit diesem Brief zu wenden, den Ihnen zwei deutsche Herren übergeben werden, die die gegenwärtigen tragischen Ereignisse mit uns gemeinsam erleben.
Alle guten Spanier haben sich fest entschlossen, diesen großen Kampf zum Besten Spaniens und Europas aufzunehmen.
Es bestehen wegen der mangelnden Treue der spanischen Kriegsmarine ernsthafte Schwierigkeiten, die bewährten militärischen Einheiten Marokkos schnell auf die Halbinsel zu bringen.
In meiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber dieser Streitkräfte bitte ich E.E., mir die Mittel zum Lufttransport zur Verfügung zu stellen:
10 Transportflugzeuge mit größtmöglicher Kapazität.
Ferner erbitte ich:

20 Flugabwehrgeschütze von 20 mm
6 Jagdflugzeuge Heinkel
Maschinengewehre und Gewehre in größtmöglicher Menge sowie reichlich dazugehörige Munition.
Ferner Fliegerbomben verschiedenen Typs bis zu 500 kg.
Exzellenz:
Spanien hat in seiner gesamten Geschichte seine Verpflichtungen eingehalten. Es fühlt sich in diesen Stunden seines Kreuzzuges im Kampf gegen den Kommunismus Deutschland enger verbunden denn je.

Soweit der sachliche Teil des Briefes, der den beiden Deutschen zwecks vorheriger Kenntnisnahme offen übergeben worden war. Bernhardt, den sein phänomenales Gedächtnis bis heute nicht im Stich gelassen hat, wie ich während unserer mehrstündigen Unterhaltung im Sommer 1977 feststellen konnte, prägte sich seinen Inhalt, ja Wortlaut schon aus Sicherheitsgründen sehr genau ein. Er fertigte 1976 (in Anbetracht seines sich nähernden 80. Geburtstages) eine Niederschrift an, bei der er den formellen Schlußabsatz nur sinngemäß wiedergab. Er war – wie der ganze Brief – kurz und militärisch gehalten und drückte Francos große Hoffnung auf Erfüllung seiner Bitte aus. Der Brief war auf einem doppelten Bogen im Quartformat ohne Stempel, Siegel oder eingedruckten Kopf mit der Hand geschrieben und auf der dritten Seite unterzeichnet: Francisco Franco Bahamonde, darunter: Oberbefehlshaber der Streitkräfte in Spanisch-Marokko (Jefe Supremo de las Fuerzas Militares en Marruecos Español).

Der Weg, auf dem dieser Brief in die Hände Hitlers gelangte, war abenteuerlich wie das ganze damit eingeleitete Unternehmen. Noch am Nachmittag des 23. Juli, als die D-APOK in Richtung Sevilla startete, lag brütende Hitze über dem kleinen, primitiven Flugplatz von Tetuan. Nicht nur diese ließ Flugkapitän Henke seine Obliegenheiten mit verbissenem Gesicht und offenbar widerwillig verrichten, obwohl es Bernhardt gelungen war, zu ihm ein beinahe kameradschaftliches Verhältnis herzustellen. Er wollte ihn für die große gemeinsame Aufgabe gewinnen, ja begeistern, schon um zu vermeiden, daß der spanische Fliegerhauptmann Arranz befehlsgemäß notfalls von der Waffe Gebrauch machte, die er – wie Bernhardt wußte – schußbereit in der Hosentasche trug.

Bisher war der Versuch Bernhardt offenbar nicht gelungen. Die Maschine hob ohne Schwierigkeiten vom Boden ab. Wie oft würden sie und die anderen ihr sehr bald aus Deutschland folgenden Jus das in den nächsten Tagen und Wochen noch tun! Und das nicht nur mit drei, sondern mit der zehn- und mehrfachen Zahl von Passagieren. Kaum hatte Henke den Steuerknüppel in der Hand, war er wie ausgetauscht – nur noch Flieger, den die Schwierigkeiten der gestellten Aufgabe in Anspruch nahm. Sevilla war als erstes Ziel angegeben. Aber in dem von der Außenwelt abgeschnittenen Tetuan wußte man ja nicht einmal, wie und wo er dort landen sollte. Hatte Queipo de Llano inzwischen ganz Sevilla fest in der Hand oder war sein Machtbereich immer noch mehr oder weniger auf den Flugplatz Tablada beschränkt? Mit welcher Abwehr war in und über der Straße von Gibraltar zu rechnen? Wie weit waren die rund 150 km zwischen der Meerenge und Sevilla feindbesetzt? Fragen, die ihm in Tetuan niemand hatte beantworten kön-

nen und die er jetzt selbst zu klären versuchen mußte. Er ging sofort nach dem Start in Kurven auf Höhe, so daß er die Meerenge gut beobachten und Flakfeuer von dort eventuell patrouillierenden roten Schiffen vermeiden konnte. Dann versuchte er, Funkverbindung mit Tablada herzustellen, was gelang. Henkes finsteres Gesicht hellte sich zum ersten Mal auf. Er hatte Landeerlaubnis erhalten, allerdings unter der Weisung, keinesfalls außerhalb des eng begrenzten Flugplatzraumes auf Landehöhe zu gehen. Queipo de Llano schien hier also noch nicht viel weitergekommen zu sein.

Die Landung ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich. Die auch hier herrschende Hochsommerhitze erzeugte so starke Aufwinde, daß die kaum beladene Maschine nicht rechtzeitig genug herunter kam. Henke riß sie wieder hoch und setzte ein zweites Mal, diesmal mit vollem Erfolg zur Landung an. Auf dem Flugplatz wartete der örtliche Vertreter der Lufthansa, Christoph Fiessler. Er geriet durch diese Mission in einen nicht einfachen Gewissenskonflikt. Einmal hatte er die Interessen seiner Gesellschaft zu vertreten, die durch die Kaperung der D-APOK zweifellos gröblich verletzt worden waren, zum anderen stand er als Ortsgruppenleiter der NSDAP in Sevilla und aufrichtiger Parteigänger, ja Freund des Generals Queipo de Llano ganz auf der Seite der Rebellen und natürlich besonders der Parteigenossen, die in deren Auftrag nach Berlin fliegen sollten.

So mußte er sich die getrennten Erklärungen Henkes und Bernhardts gewissermaßen mit zwei Seelen in seiner Brust anhören. Henke spuckte natürlich wieder Gift und Galle, kaum daß er wieder Boden unter den Füßen hatte. Fiessler beruhigte ihn mit der Zusage, daß er seine berechtigten Beschwerden weiterleiten werde. Er tat es auch, aber loyalerweise erst, als er damit rechnen durfte, daß Bernhardts Mission in Berlin gelungen oder gescheitert war. Erst am 27. Juli

schickte er, wie Salazar[9] berichtet, den deutschen Journalisten Hans Ruser mit der von ihm verfaßten Beschwerde nach Lissabon, um sie über den dortigen diplomatischen Vertreter des Reiches, Karl M. Graf Du Moulin-Eckart, nach Berlin weiterzuleiten.

Obwohl er anderseits der Mission Bernhardt in jeder Weise behilflich war und ihr alle überhaupt nur mögliche Unterstützung gab, scheint er von ihren Erfolgschancen keine übertrieben optimistische Meinung gehabt zu haben. Vielleicht war das darauf zurückzuführen, daß als Delegations- und Wortführer Langenheim auftrat, wie das aus bekanntem Grund in Tetuan vereinbart worden war. Und wenn es diesem schon nicht gelang, Fiessler zu überzeugen, wie sollte er es erst Hitler gegenüber fertigbringen! Jedenfalls ließ er sich, kaum daß Bernhardt und Langenheim weitergeflogen waren, von Queipo de Llano bewegen, ein ähnliches Unternehmen zu starten. Das war um so einfacher, als sich auch der deutsche Konsul in Sevilla, Draeger, auf Sommerurlaub befand und durch den vielseitigen Fiessler vertreten wurde (der außerdem auch noch die Importfirma »Bakumar« in Sevilla repräsentierte). So übermittelte denn Fiessler dem Grafen Du Moulin in Lissabon als Lufthansa-Vertreter am 27. Juli die Beschwerde Henkes und gleichzeitig als Konsulats-Vertreter ein Gesuch des Generals Queipo de Llano an die Reichsregierung um Lieferung von »zehn großen und zehn kleinen Flugzeugen«.

Du Moulin reichte beides nach Berlin weiter, wie aus seiner ebenfalls in den Geheimakten des Auswärtigen Amtes[1] aufbewahrten Note vom 28. 7. 36 hervorgeht. Queipo war, wie man sieht, in seinen Forderungen schon weniger bescheiden als Franco. Aber, so hatte er hinzugefügt, er würde sich »schlimmstenfalls« auch mit je drei der erbetenen Flugzeugtypen begnügen. Sie sollten, um jedes Risiko für das Reich zu vermeiden, als Postflugzeuge der Lufthansa getarnt, so

schnell wie möglich nach Sevilla in Marsch gesetzt werden. Hier würde das Militär sie – natürlich nur zum Schein – beschlagnahmen und selbstverständlich bezahlen. Nun, das Auswärtige Amt wußte zu diesem Zeitpunkt bereits, was es mit einer solchen Flugzeug-Beschlagnahme durch spanische Rebellen auf sich hatte. Es würdigte den Bettelbrief aus Sevilla nicht einmal einer Antwort, wie sie einer dritten Initiative dieser Art, von Mola aus Burgos, zuteil wurde.
Mola hatte sein Gesuch über den Marquis von Portago gleichfalls an Du Moulin in Lissabon gerichtet und es mit dem Hinweis unterstützt, daß er soeben in England 4 Fokker und 2 De Havilland habe kaufen können (was den Tatsachen entsprach). Du Moulins Begründung für die Ablehnung war vom Standpunkt des Auswärtigen Amtes berechtigt: »Wir unterhalten offizielle Beziehungen zur Regierung in Madrid und können daher, solange diese an der Macht ist, nicht mit der (damals in Burgos bereits provisorisch gebildeten) Militärregierung in Verbindung treten.«

Zwischenfall in Sevilla

Wäre dieses ganze stümperhafte Hick-Hack um das gleiche Anliegen, das er Hitler persönlich vortragen sollte, Bernhardt an diesem 23. Juli schon bekannt gewesen, hätte er vielleicht schon damals den Mut verloren und sein Unternehmen in Sevilla bereits beendet. So aber ließ er sich durch nichts irremachen. Auf der Fahrt von Tablada nach Sevilla stellte er fest, daß Queipos Situation noch alles andere als konsolidiert war. Im Rathaus, wo der General sie empfing, war – wie das geschulte Ohr des Weltkriegssoldaten Bernhardt wahrnahm – Gefechtslärm in etwa 300 Meter Entfernung zu hören. Queipo gab ganz offen zu, daß sich noch ganze Stadtteile fest in der Hand der Roten befänden und

daß er über nicht mehr als etwa 500 einsatzfähige Soldaten verfügte. Trotzdem hatte er sich schon ganz in die Rolle eines »Vizekönigs von Andalusien« eingelebt, die er den ganzen Krieg über spielen sollte. Mit der Beredsamkeit seiner schon überall bekannten täglichen Rundfunkreden äußerte er sich über die allgemeine Lage und die Zukunftsaussichten in optimistischster Weise. Abschließend erklärte er seine völlige Übereinstimmung mit Franco, ja erkannte ihn als Oberkommandierenden an, während er gegenüber Mola gewisse Bedenken in bezug auf dessen Fähigkeiten geltend machte. Er wußte ja, von wem die deutschen Herren nach Berlin geschickt worden waren und zu wem sie zwecks Berichterstattung von dort zurückkehren würden.

Henke hatte inzwischen mit seiner Besatzung die Maschine überprüft, mit Kraftstoff versorgt und die Karten studiert, um die nächste Etappe nach Marseille zu bewältigen. Eine unerwartete Schwierigkeit ergab sich dadurch, daß das in ausreichender Menge in Sevilla vorhandene Benzin für den Gebrauch der Ju 52 unbedingt mit Tetra-Blei-Äthyl versetzt werden mußte, um das Heißlaufen der Motoren zu verhindern. Dieses war aber nur in völlig unzureichender Menge aufzutreiben. Das war um so bedenklicher, als diese Etappe Sevilla–Jaén–Albacete–Valencia–Marseille über weites, vollkommen vom Feind beherrschtes Gebiet führte, in dem eine Notlandung das Scheitern der gesamten Mission, wenn nicht Schlimmeres bedeutet hätte. Trotzdem wurde – wie vorgesehen – um 2.00 Uhr früh am 24. Juli gestartet. Die Maschine kam offenbar nur schwierig vom Boden und hielt sich lange in niedriger Höhe. Eine gewisse Nervosität breitete sich in der Kabine aus. Obwohl diese – im Gegensatz zu den später eingesetzten Flugzeugen des gleichen Typs – recht komfortabel eingerichtet war, kam niemand zum Schlafen. Henke war wieder ganz in seinem Element und antwortete auf besorgte Fragen, er fliege so

niedrig, um nicht gesehen zu werden. Als aber Córdoba erreicht wurde, legte er die Maschine auf die Seite und flog schnurstracks zurück nach Sevilla. Jetzt gab er unumwunden zu, daß einer der beiden Motoren nicht einwandfrei arbeitete und dazu das Funkgerät defekt sei.
Die Stimmung war so dunkel wie die Nacht ringsum. Sevilla gelangte in Sicht. Aber plötzlich verloschen die Lichter. Man befürchtete, wie sich später herausstellte, einen nächtlichen Luftangriff und hatte den Strom zentral abgeschaltet. Auch Tablada war weder per Sicht noch durch das nicht funktionierende Funkgerät auszumachen. Es war ein Wunder, daß Henke den Flugplatz trotzdem fand. Er mußte ihn mehrmals überfliegen, obwohl die nicht unbegründete Befürchtung bestand, unter Feuer genommen zu werden. Aber offensichtlich hatten die da unten noch mehr Angst als die in der Luft und waren in volle Deckung gegangen. So war auch Henkes Versuch, mit einer starken Taschenlampe durch das Fenster Morsezeichen abzugeben, um sich zu identifizieren, vergeblich. Er landete ohne Genehmigung und ohne jede Unterstützung vom Boden aus im Stockdunkeln. Alle atmeten auf, die im Flugzeug und die auf dem Flugplatz.
Arranz und Bernhardt kam die gleiche Idee: War das vielleicht passiver Widerstand des Piloten, der sich jetzt rächen wollte? Arranz hatte seine Hauptmannsuniform in den Koffer gepackt und mit einem schlichten Monteuranzug vertauscht. Seine geladene und entsicherte Pistole trug er aber genauso schußbereit in der Tasche wie zuvor. Er überließ es dem diplomatischen Bernhardt, mit seinem Landsmann zu sprechen, um herauszubekommen, ob der es ehrlich meine oder nicht. Bernhardt sprach ganz offen mit Henke, um ihn notfalls auf die Folgen eines Täuschungsmanövers hinzuweisen. Aber so geradeheraus dieser seinen Unmut geäußert hatte, so überzeugend legte er jetzt klar, daß es sich um ernste Defekte handelte, die er so schnell wie möglich zu be-

heben versuchen werde. Er, die Besatzung und das örtliche Personal der Lufthansa arbeiteten wie die Teufel. Es begann zu dämmern. Gegen 6 Uhr war die Maschine startklar.
Den nächsten Schreck gab es auf der Höhe von Albacete. Henke flog über rotspanisches Gebiet ca. 5000 m hoch, um möglichst jeden Kontakt mit feindlichen Flugzeugen zu vermeiden. Plötzlich tauchte doch ein solches auf. Es setzte sich hinter die Lufthansamaschine, die ja mit deutschem Hoheitszeichen flog, und drehte, als es diese erkannt hatte, friedlich ab. Wenn die geahnt hätten, welch lohnendes Objekt sie im Fadenkreuz ihrer Bordwaffen hatten! Diese eine deutsche Maschine sollte Hunderte von anderen, ja die ganze Legion Condor nach sich ziehen, mit deren Hilfe die Nationalen schließlich den Krieg gewinnen würden. Es drängt sich die phantastische Vorstellung auf, daß in diesem Augenblick der Ausgang des Spanischen Bürgerkrieges vielleicht weniger von den verzweifelten Bemühungen auf beiden Seiten, ihn zu gewinnen, von den hektischen Beratungen in den Kabinetten der europäischen Hauptstädte, von den diplomatischen Noten und Telegrammen, die hin und her gingen, von den Intrigen, die hinter den Kulissen gesponnen wurden und den vielfältigen Interessen, die dabei auf dem Spiel standen, als davon abhing, ob der rote Bordschütze den Finger am Abzug seiner Waffe durchkrümmte oder nicht.

Wettlauf um Waffen

Bei Valencia gelangte die D-APOK endlich über das offene Mittelmeer. Henke ging auf normale Flughöhe und vermied es, Inseln oder größere Schiffe zu überfliegen. Manchmal ging er bis auf wenige Meter über dem Meer hinunter und hatte – auch darin ganz Flieger – seinen Spaß daran, wenn

die brave Ju ein paar Wellenspritzer abbekam. Gegen 13 Uhr landete er ohne irgendeine Schwierigkeit auf dem Flughafen von Marseille. Die D-APOK wurde wie jede andere Lufthansa-Maschine von den französischen Flughafen- und Zollbehörden schnell und korrekt abgefertigt. Während die Mechaniker bei der Maschine blieben, ging Henke mit seinen drei Passagieren ins Flughafengebäude, um sich von den Anstrengungen und Aufregungen der ersten Etappe zu erholen. Er war wie ausgewechselt. Nichts mehr von der störrischen Verbissenheit, die er seit seinem Eintreffen in Tetuan gezeigt hatte, nichts von der stoischen Bierruhe, mit der er die kritischen Augenblicke des Fluges gemeistert hatte. Er war jetzt wieder ganz der selbstbewußte Lufthansa-Flugkapitän. »Nun meine Herren«, sagte er, »Sie werden zugeben müssen, daß hier die Macht Ihres Generals endet und ich wieder Herr meiner Maschine bin.« Das bestritt ihm niemand. Aber Bernhardt verstand es, ihn bei seiner Berufsehre zu packen. Jetzt hänge alles von ihm und seiner bekannten Tüchtigkeit ab, die Maschine samt ihren Insassen gut und sicher nach Berlin und diese damit zu dem erhofften Erfolg zu bringen. Und als Bernhardt dann auch noch ein Bündel Francs-Scheine aus der Tasche zog, die Franco ihm vorsorglich aus seinem kümmerlichen »Staatsschatz« mitgegeben hatte, um Benzin, Flughafengebühren und sonstige Spesen einschließlich des jetzt fälligen Essens »à la carte« im Flughafenrestaurant zu bezahlen, war das Eis gebrochen.

Auch Arranz fummelte in der Hosentasche herum. Er suchte nicht nach Geld, sondern nach dem Sicherungsflügel seiner Pistole, den er vorsichtig und unauffällig wieder vorschob. Ehe man zum Weiterflug aufbrach, bemerkte Bernhardt an einem nicht allzu weit entfernten Tisch eine spanisch sprechende Gruppe. Es waren Antonio Goicoechea und seine Begleiter, die General Mola in gleicher Mission wie Franco die Gruppe Bernhardt nach Rom geschickt hat-

te. Eine Art Wettlauf zwischen den rivalisierenden Generalen in Burgos und Tetuan, zwischen Berlin und Rom, den Endpunkten der drei Monate später mit dem »Stahlpakt« zu schmiedenden »Achse«, hatte begonnen.
Jetzt wurde es Ernst. Auf dem Weiterflug nach Stuttgart zog sich Bernhardt von jeder Unterhaltung mit seinen (ohnehin sichtlich ermüdeten) Begleitern zurück und konzentrierte sich ganz auf die ihm unmittelbar bevorstehenden Aufgaben. Er stellte alle Empfindungen, die jeden Auslandsdeutschen überkommen, wenn er nach langen Jahren der Abwesenheit in die alte Heimat zurückkehrt, in den Hintergrund und beschäftigte sich allein mit den Fragen, die es jetzt zu lösen galt: an Hitler herankommen, sich nirgends abweisen lassen, dem Führer die anstehenden Probleme so einfach und überzeugend wie möglich darlegen.
Seit Sevilla, wo Langenheim als offizieller Wortführer die Gespräche mit Queipo de Llano nur gehemmt und verwirrt hatte, war ihm klar, daß es auf ihn, auf ihn ganz allein ankommen würde. Denn auch mit Arranz, an dem das Wertvollste seine schußbereite und jetzt nicht mehr benötigte Pistole war, konnte er nicht rechnen, da dieser trotz seines angeblichen Deutschland-Aufenthaltes und seiner Bekanntschaft mit Göring kaum ein einziges Wort Deutsch (von den allergewöhnlichsten abgesehen) verstand, wie sich auf diesem langen Flug herausgestellt hatte.
Immer wieder rekapitulierte Bernhardt, was er Hitler sagen wollte. Er machte sich einen ganz klaren Aufbau seiner Darlegungen und Beweisführungen. Er konnte seine kleine Ansprache schließlich beinahe auswendig. Nur kein langes Geschwafel. Der Mann, dem er – und davon war er fest überzeugt – binnen kurzem gegenüberstehen würde, führte ein großes Reich in einer politisch bewegten Zeit. Dem durfte er nicht mit Lappalien und Weitschweifigkeiten kommen. Da mußte alles Kleinkarierte vermieden werden.

Tausend Einzelheiten der Vorbereitung waren zu bedenken. Der Anfang bei der Auslandsorganisation mußte gut überlegt werden. In Stuttgart, wo eine kurze technische Zwischenlandung gemacht wurde, ließ er Langenheim, der zu dem Leiter der juristisch-politischen Abteilung, Dr. Wolfgang Kraneck, persönliche Beziehungen hatte, während Bernhardt dort nur als der Verfasser gelegentlicher wirtschaftlicher Berichte aus dem nicht sonderlich interessanten marokkanischen Raum bekannt war, in Berlin anrufen, um ihre bevorstehende Ankunft anzukündigen. Das erwies sich als äußerst vorteilhaft. Es war inzwischen Freitagabend geworden. Ein letztes Wochenende vor Beginn des für Deutschland einzigartigen Ereignisses der Olympischen Spiele hatte begonnen. Alles packte an diesem Abend schon die Wochenendkoffer, um der selbst in der guten »Berliner Luft« als lästig empfundenen Hochsommerhitze der Großstadt zu entfliehen.

Tatsächlich war keiner der Großen des Dritten Reiches mehr in Berlin greifbar, weder Hitler noch Göring, Hess, Neurath oder Goebbels. Da galt es, wenigstens die Kleinen am Schlafittchen zu bekommen. Das gelang. Kraneck war und blieb in der Dienststelle der A.O. Er veranlaßte sogar, um die völlige Geheimhaltung der Mission zu wahren, daß die D-APOK von Tempelhof nach Gatow umdirigiert wurde. Dort brauchte man keine Journalisten, Canaris-Agenten und Spitzel des Auswärtigen Amtes zu befürchten. In der letzten Nachtstunde des 24. Juli landete man auf dem kleinen entlegenen Berliner Flugplatz. Todmüde fuhr man in die unauffällige Pension in der Bleibtreustraße, unweit des Kurfürstendammes. Es galt, in tiefem Schlaf Kräfte für den nächsten Tag und alle folgenden zu sammeln.

Ausgeschlafen und gut gefrühstückt, verabschiedete man sich von Arranz, der bei den nun beginnenden Verhandlungen keine Funktion mehr hatte. Er war nicht böse, daß er so Gelegenheit bekam, sich in der bereits vom Olympia-Fieber gepackten Metropole mit ihren unzähligen Attraktionen ein wenig umzusehen. Bernhardt und Langenheim führte ihr erster Weg zur Zentrale der AO im Tiergarten, der an diesem Morgen erfrischende Kühle ausströmte und die beiden »Afrikaner« tief durchatmen ließ.

Die Auslandsorganisation unter Gauleiter Ernst Wilhelm Bohle war eine relativ junge Gliederung der NSDAP. Hitler hatte sie im Mai 1931, auf Rat seines damaligen Sekretärs und späteren Stellvertreters (ab 1933) Rudolf Hess (selbst Auslandsdeutscher, am 26. 4. 1894 in Alexandria geboren) ins Leben gerufen, um die im Ausland lebenden Deutschen, die sich damals massenweise der Partei anzuschließen begannen, organisatorisch zusammenzufassen und von einer eigenen Dienststelle betreuen zu lassen, die z. T. mit hervorragenden Fachleuten mit Auslandserfahrung besetzt, ganz auf ihre Mentalität und besondere Lage eingestellt war. Er schuf sich damit ein Instrument, das ihn, den Führer einer Oppositionspartei, mit Informationen versorgte und instandsetzte, indirekt auf die Außenpolitik der Regierung Einfluß zu nehmen. Das Auswärtige Amt hatte über das Netz seiner Vertretungen im Ausland nur eine sehr vage Kontrolle über die in den jeweiligen Ländern lebenden Deutschen, die ihrerseits als dort schon lange, oft seit Generationen Ansässige über ganz andere Landeskenntnisse und Verbindungen verfügten als das aus Berlin entsandte diplomatische Personal.

Diese Beziehungen und Einflußmöglichkeiten konnte sich Hitler über die AO nutzbar machen. Ihr Wert sollte sich ge-

rade im Fall Spanien eklatant erweisen. Das Beispiel dieser Auslandsorganisation der NSDAP machte übrigens Schule. Heute verzichtet keine der drei deutschen Bundestagsparteien auf eine ähnliche Organisation. SPD, CDU/CSU und FDP besitzen mit ihren (nach Friedrich Ebert, Konrad Adenauer, Hanns Seidel und Friedrich Naumann benannten) »Stiftungen« im Ausland über einen Apparat, der – wenn auch ganz anders und keinesfalls autoritär gegliedert – den gleichen Zwecken der Information und indirekten Einflußnahme auf kulturellem, wirtschaftlich-sozialem und politischem Gebiet dient.

Nach der Machtübernahme von 1933 ergab sich naturgemäß eine starke, gelegentlich sogar explosive Dualität, ja Rivalität zwischen AO und Auswärtigem Amt. Es kam laufend zu Kompetenzstreitigkeiten und Reibereien, die um so schärfer wurden, als sich ja der Beamtenapparat des AA praktisch kaum verändert ins Dritte Reich hinübergerettet hatte, da Hitler auf seine »gelernten« Diplomaten sowenig verzichten wollte wie auf das Offizierskorps der Reichswehr. Das nationalsozialistisch geführte Reich blieb – aus welchen Gründen auch immer – in zwei so wichtigen Bereichen wie der Verteidigung und der Außenpolitik auf eine gesellschaftlich und politisch nahezu geschlossene Gruppe von Menschen angewiesen, die ihm ablehnend bis feindlich gegenüberstanden.

Der so entstehende Konflikt zwischen Reichswehr und SA wurde am 30. Juni 1934 (Röhmputsch) zugunsten der ersteren entschieden. Derjenige zwischen AA und AO schwelte weiter. Die Bernhardt-Mission machte ihn akut. Es war gewiß kein Zufall, daß nur wenige Monate später (am 30. 1. 1937) AO-Chef Bohle als Staatssekretär ins Auswärtige Amt eingebaut wurde, um die offensichtlich gewordenen Gegensätze auszugleichen und die beiden Instrumente der Außenpolitik des Dritten Reiches aufeinander abzustim-

men und ihre Arbeit gegeneinander in eine solche miteinander zu verwandeln. Die Resultate der künftigen deutschen Außenpolitik, insbesondere in bezug auf Spanien, bewiesen allerdings, daß dieser Versuch mißlang.

Bei Rudolf Hess

In der Berliner AO-Zentrale, wo Bernhardt und Langenheim bereits erwartet wurden, ging man daher mit äußerster Vorsicht vor. Die beiden wurden ermahnt, über ihren Auftrag mit niemand anderem als Gauleiter Bohle selbst zu sprechen. Dieser empfing sie sofort mit ausgesprochener Freundlichkeit, aber doch aller gebotenen Vorsicht. Er war sich offenbar darüber klar, daß es sich um eine äußerst wichtige, aber zugleich delikate Angelegenheit handelte, die mit größtem Fingerspitzengefühl angefaßt werden mußte. Er sah auch sofort ein, daß hier nur Hitler selbst entscheiden konnte, und daß er, Bohle, es war, der den Weg zu ihm öffnen mußte, und zwar über Rudolf Hess, zu dem er ein besonderes Vertrauensverhältnis besaß. Ein Bruder des Stellvertreters des Führers war neben Bohle der zweite Mann in der Führung der AO.

Auch Hess befand sich an diesem Sonnabend nicht in der Reichshauptstadt, sondern auf dem Besitz seines Vaters, »Reinholdsgrün« in Thüringen, Bohle gelang es, sich mit Hess telefonisch in Verbindung zu setzen, und nach mehreren Anrufen und Rückrufen eröffnete er den beiden Parteigenossen aus Tetuan, der Stellvertreter des Führers wünsche sie sofort zu sehen, er stelle ihnen sein persönliches Dienstflugzeug zur Verfügung, sie sollten sich unverzüglich auf den Flugplatz Gatow begeben und von dort nach Thüringen fliegen. Einen Schritt war man also schon weiter, und zwar einen ganz erheblichen.

Auf ihrer kurzen Reise ließ Gauleiter Bohle die beiden Franco-Delegierten durch drei Herren seiner Dienststelle begleiten: Dr. Wolfgang Kraneck, Leiter der juristisch-politischen Abteilung, Robert Fischer, dessen Stellvertreter, und Friedhelm Burbach, Sachbearbeiter für Spanien und später deutscher Konsul in Bilbao. Hess ließ sich keinerlei Ärger über das gestörte Wochenende anmerken, sondern war auf dem einfachen, ländlich eingerichteten Familiensitz ganz liebenswürdiger Hausherr. Er zeigte das gleiche wache Interesse wie Bohle, als Bernhardt nun schon zum zweiten Mal seinen sorgfältig zurechtgelegten Vortrag hielt. Langenheim war froh, daß ihm diese Aufgabe abgenommen war und begnügte sich mit seiner stummen Rolle. Später trafen sich alle, auch die AO-Herren, die an der Unterredung nicht teilgenommen hatten, bei einem ebenfalls einfachen, ländlichen Imbiß, bei dem natürlich viel über Politik, auch im Zusammenhang mit Spanien gesprochen wurde, aber mit keinem Wort über das Hilfegesuch Francos, das ganz offenbar als Staatsgeheimnis erster Ordnung behandelt wurde.

Die große Überraschung war, daß Hess, der inzwischen mehrfach telefoniert hatte, schließlich mit der Eröffnung herausrückte, Bernhardt und Langenheim würden noch heute vom Führer empfangen. Dieser befand sich in Bayreuth bei den alljährlichen Festspielen, die er sich nie entgehen ließ. Die Aufführung der Oper »Walküre« (viereinhalb Stunden Dauer) hatte bereits begonnen, und es war nicht ganz einfach gewesen, auch nur den Chefadjutanten Hitlers, SA-Obergruppenführer Wilhelm Brückner ans Telefon zu bekommen. Er wies das Ansinnen, eine Verbindung mit seinem Chef herzustellen, zunächst glatt zurück. Hitler aus einer »Walküre«-Aufführung herauszuholen, war schon fast Sakrileg, Hess bestand darauf. Er wisse schon, warum. Und das Unglaubliche geschah. Hitler wußte, daß ihn sein Stellvertreter unter diesen Umständen nicht mit Lappalien belä-

stigen würde. Er hörte sich die stichwortartigen Erklärungen, die Hess ihm gab, mit wachsendem Interesse, ja geradezu fasziniert an. Und nach einigen sachlichen Fragen sagte er kurz entschlossen: »Sollen sofort herkommen!«
Dann ging er in seine Loge zurück. Er hatte es nicht übermäßig eilig. Siegmunds Liebeslied »Winterstürme wichen dem Wonnemond« am Ende des ersten Aktes hatte er noch mit anhören können, ehe Brückner ihn ans Telefon rief. Jetzt war Wotan vielleicht schon bei seinem langen, für viele zu langen und selbst für Kenner und Wagner-Verehrer wie Hitler schwer verständlichen Monolog. In Hitlers Kopf arbeitete es. Nun, man würde sehen, was die Leute aus Tetuan zu sagen hatten. Brückner bekam mit den Weisungen für den Empfang der überraschenden Gäste unerwartete (und unerwünschte) Arbeit.

Bei Adolf Hitler

Der dritte Akt mit der eindrucksvollen Schlußszene des Feuerzaubers am Walkürenfelsen hatte noch nicht begonnen, da waren die Abgesandten Francos – wiederum per Dienstflugzeug – bereits in Bayreuth eingetroffen und untergebracht. Um 22.00 Uhr sollten sie sich im Haus Wahnfried zur Verfügung halten. Brückner war pünktlich zur Stelle und geleitete sie in ein Nebenhaus der historischen Wagner-Villa, das Hitler während der Festspiele als Residenz diente. Es wimmelte überall von festlich gekleideten und ebenso gestimmten Menschen, die noch ganz unter dem Eindruck der eben beendeten Vorstellung standen, die Damen in großer Toilette und kostbarem Schmuck, die Herren in Frack oder Uniformen aller Art. Die Prominenten aus Partei und Staat verloren sich in dieser glanzvollen Menge. Bernhardt glaubte, im Vorübergehen Goebbels und Rib-

bentrop erkannt zu haben. Hier schlug, das spürte er, das Herz des Dritten Reiches. Und er, der unbekannte Parteigenosse aus Tetuan, war dabei und würde jetzt gleich dem Mann gegenüberstehen, der ihm – wie jedermann – von Bildern und Wochenschauen längst vertraut war, dem aber einmal ins Auge zu sehen, die Hand zu drücken, er niemals zu träumen gewagt haben würde. Zur Audienz bei Hitler waren nur Bernhardt, Langenheim und Kraneck bestimmt. Brückner geleitete sie durch die Vorhalle eine breite Treppe empor ins Obergeschoß, wo sich Hitlers Arbeitszimmer befand. Die Tür tat sich auf. Sie standen dem Führer des Dritten Reiches gegenüber.

Hitler befand sich allein in dem Raum. Er trug seine einfache Parteiuniform, das goldene Parteiabzeichen, das Verwundetenabzeichen und das Eiserne Kreuz I. Klasse auf der linken Brust. Er kam seinen Gästen entgegen und begrüßte sie nach der Vorstellung, die Kraneck besorgte, mit Handschlag. Bernhardt fühlte sich von seinem warmen, festen Händedruck und von dem durchdringenden, keineswegs unfreundlichen Blick seiner blauen Augen beeindruckt. Langenheim und Bernhardt wurden gebeten, ihm gegenüber Platz zu nehmen, während Kraneck ein etwas weiter entfernter Stuhl zugewiesen wurde. Es wohnte kein Adjutant, Sekretär oder gar Fotograf der Unterredung bei. Von den vier Personen, die an diesem 25. Juli 1936 in Hitlers Arbeitszimmer in Bayreuth drei Stunden lang zusammen waren, lebt heute nur noch Bernhardt. Er ist sich der Verantwortung bewußt, die er als einziger lebender Zeuge dieser für den Ausgang des Spanischen Bürgerkrieges entscheidenden Unterredung trägt, und hat daher ihren Inhalt schriftlich niedergelegt. Seine Aufzeichnungen sind dieser Darstellung zugrunde gelegt.

Man wird Hitlers Einstellung zu Francos Hilfegesuch und seine noch in der gleichen Nacht gefaßte und verwirklichte Entscheidung besser verstehen, wenn man sich die Situation des Reiches dreieinhalb Jahre nach Hitlers Machtergreifung vergegenwärtigt. Er war ein typischer Vertreter der Generation, die den Ersten Weltkrieg und seine Folgen kämpfend und hungernd, gedemütigt und frustriert erlebt hatte. Seine innenpolitischen Erfolge in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren waren vor allem darauf zurückzuführen, daß er von allem Anfang an die »Zerreißung des Versailler Diktates« an die Spitze seiner Forderungen stellte und damit fraglos den Willen einer großen Mehrheit des deutschen Volkes vertrat. Bei der ersten Arbeitssitzung des Deutschen Reichstages nach der nationalsozialistischen Machtübernahme am 23. März 1933, an der die sozialdemokratische Opposition noch teilnahm, erklärte sich der damalige Parteivorsitzende der SPD, Otto Wels (1873–1939), der später den Mut hatte, als einziger Parteiführer das von Hitler verlangte Ermächtigungsgesetz abzulehnen, ausdrücklich mit einer anderen Forderung des Reichskanzlers, derjenigen auf Annullierung des Versailler Vertrages, mit den Worten einverstanden: »Aus einem Gewaltfrieden kommt kein Segen.« Hitler besaß damit die Vollmacht aller auf demokratischem Weg in die Volksvertretung gelangten Parteien mit Ausnahme der Kommunisten, sein mit aller Deutlichkeit dargelegtes außenpolitisches Programm durchzuführen. Er tat es mit einer Entschlossenheit und Eile, die niemand erwartet hatte.

Zunächst sicherte er sich durch eine Reihe konkreter Beweise für seine verbal immer wieder beteuerte Absicht, sein erklärtes Ziel, die Zerreißung des Versailler Diktates, auf friedlichem Weg zu erreichen. Im Juli 1933 schloß er das

Reichskonkordat mit dem Vatikan, im Januar 1934 einen zehnjährigen Nichtangriffspakt mit Polen und im Juni 1935 den Flottenvertrag mit England, in dem er die deutsche Tonnage auf 35 % der englischen freiwillig beschränkte. Hand in Hand damit gingen ebenso konkrete Maßnahmen zur Erreichung seines proklamierten außenpolitischen Zieles: Im Oktober 1933 trat er aus dem Völkerbund aus, der eindeutig zu einem Instrument der Sieger zur dauernden Unterdrückung des Besiegten geworden war, im März 1935 führte er die allgemeine Wehrpflicht wieder ein, und im März 1936 besetzte er das entmilitarisierte Rheinland (mit zwei Bataillonen, bedeutend weniger als im gleichen Jahr noch mit der Legion Condor in Spanien stehen würden!). Jede dieser Aktionen löste internationale Krisen aus, in denen jedoch keine der alliierten Mächte (vom impotenten Völkerbund ganz zu schweigen) wirklich energisch handelte, so daß Hitler von Mal zu Mal sicherer wurde.

Was ihm dagegen ernsthafte Sorge bereitete, war die »neue Einkreisung«, die sich immer deutlicher abzeichnete, seit Paris und Moskau schon 1934 über einen gegenseitigen Beistandspakt verhandelten, der am 2. 5. 1935 zustande kam, automatischen Charakter trug und als »Bündnisgegner« ausdrücklich Deutschland nannte. Noch im gleichen Monat folgte ein ähnlicher Pakt zwischen der Sowjetunion und der CSR, womit sich der Arm dieser Zange bis unmittelbar an die verletzlichste Stelle des Reiches vorschob. Mit der »neuen Einkreisung« wurde an ein weiteres Trauma gerührt, das Deutschland mitschleppte, seit nach Bismarcks Entlassung (1890) und der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland dieses zunächst eine Militärkonvention (1892) und schließlich den Zweibund mit Frankreich (1894) geschlossen hatte.

Bahnte sich jetzt wieder eine für Deutschland ähnlich bedrohliche Konstellation an? Das neue französisch-russische

Bündnis würde an den Ost- und Westgrenzen des Reiches 300 Divisionen mit 4 Millionen Mann bereitstehen lassen. Bei der Kammerdebatte über die Ratifizierung des Abkommens am 27. 2. 1936 hatte der damalige Abgeordnete der französischen Rechten, Edouard Henriot, seine Stimme erhoben, um vor der drohenden Bolschewisierung seines Landes zu warnen. Er hatte von der Einmischung der Komintern in die inneren Angelegenheiten Frankreichs gesprochen, die statt aller gegenteiligen Versicherungen Stalins gerade in letzter Zeit immer stärker geworden sei. Die Kommunisten verziehen ihm das nie. Als er in seiner späteren Eigenschaft als Staatssekretär Pétains für Presse und Information im Juni 1944 seinen deutschen Kollegen Goebbels in Berlin besuchte (ich lernte ihn bei dieser Gelegenheit als ebenso guten Franzosen wie Europäer und überzeugten Gegner des Kommunismus kennen), entführte der Maquis seine Frau und Kinder, um ihn selbst drei Wochen später in seinem eigenen Ministerium zu ermorden. Hitler warnte vor der gleichen, von Henriot klar erkannten Gefahr. Einen Tag nach der Ratifizierung des Paktes veröffentlichte der »Paris Midi« (28. 2. 36) ein Interview Bertrand de Jouvenels mit Hitler, in dem dieser erklärte: »Sie lassen sich in das diplomatische Spiel einer Macht hineinziehen, die nichts anderes will als die großen europäischen Völker in ein Durcheinander zu bringen, aus dem diese Macht allein den Vorteil zieht.« Und abschließend: »Der Bolschewismus hat bei uns keine Aussicht, durchzudringen, aber es gibt andere große Völker, die weniger immun gegen den bolschewistischen Bazillus sind als wir.«

Welche Völker er damit meinte, konnte nicht zweifelhaft sein, nachdem soeben die Februar-Wahlen von 1936 in Spanien den Volksfrontparteien einen eindeutigen Sieg gebracht hatten und sich in Frankreich eine ähnliche Entwicklung andeutete, die sich bei den Wahlen vom 26. April und

2. Mai 1936 bestätigte, als die Kommunisten die Zahl ihrer Abgeordneten sprunghaft von 10 auf 72 erhöhten und Léon Blum (1872–1950) sein erstes Volksfrontkabinett präsentierte. Das bedeutete, daß Hitler jetzt im Westen Volksfrontregimen gegenüberstand, die die europäische Landmasse zwischen dem Kanal und Gibraltar beherrschten, und von denen bisher zumindest eines der Sowjetunion in einem automatischen Beistandspakt verbunden war, während ihn von Osten her die Rote Armee bedrohte, die der (erst ein Jahr später von Stalin »liquidierte«) Marschall Tuchatschewskij (1893–1937) in einem Präventivkrieg gegen Deutschland einzusetzen ganz offen gefordert hatte, und die – als erste Reaktion Moskaus auf den Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges – durch Herabsetzung des Einberufungsalters von 21 auf 19 Jahre ihr Mannschaftspotential (einschließlich Reserven) um 50 % auf 17,5 Millionen Mann erhöht hatte.
Wenn man weiter bedenkt, daß die deutsche Wiederaufrüstung erst recht zaghaft begonnen hatte und sozusagen noch in den Kinderschuhen steckte, weil zunächst wichtigere Aufgaben in Angriff zu nehmen waren wie der Bau von Autobahnen und die Durchführung anderer Lieblingsprojekte Hitlers auf dem öffentlichen Sektor, um den 1933 übernommenen und 1936 trotz aller Bemühungen noch keineswegs verschwundenen Berg von ehemals mehr als 6 Millionen Arbeitslosen abzubauen, so kann man die damalige Lage wohl mit einigem Recht als »cauchemar« bezeichnen, der den (seit 1934) allein Verantwortlichen in mancher Nacht geplagt haben mag.

Vor diesem Hintergrund wird die elektrisierende Wirkung verständlich, die an diesem Nachmittag der Telefonanruf während der »Walküre«-Vorstellung auf Hitler ausgeübt hatte, als Hess ihm das Eintreffen der geheimnisvollen

Emissäre aus Nordafrika mitteilte, die im Auftrag eines ihm, Hess, völlig und Hitler nur sehr vage bekannten Putschgenerals namens Franco das Reich um seine Hilfe baten, um eine Bolschewisierung Spaniens zu verhindern. Vor diesem Hintergrund muß auch die ganze Unterredung auf dem Bayreuther Festspielhügel gesehen werden.

Es war alles ganz anders

Sie verlief völlig anders, als sie in der gesamten Zeitgeschichtsdarstellung bisher geschildert worden ist. Das erklärt sich durch den höchsten Geheimhaltungsgrad, mit dem sie versehen wurde. Hitler nahm Bernhardt persönlich das Ehrenwort ab, niemand irgend etwas über den Inhalt des Gesprächs, ja auch nur über die Tatsache seines Stattfindens zu verraten. Und Bernhardt hielt es, bis die dreißigjährige historische Verjährungsfrist verstrichen war und er 1976 mit seinen Aufzeichnungen begann. Auch in den alliierten Geheimdokumenten fand sich nicht das Geringste darüber, als diese – gleichfalls nach 30 Jahren – freigegeben wurden. Dieser Umstand ist zugleich die beste Bestätigung dafür, daß Canaris – im Gegensatz zu fast allen bisher vorhandenen Darstellungen – an der Unterredung des 25. Juli sowenig teilnahm wie an den Besprechungen des nächsten Tages in größerem Kreis. Wäre Englands »Master Spy« dabeigewesen, hätte man in den Geheimpapieren der Alliierten ganz gewiß Hinweise von ihm, wenn nicht gar eine detaillierte Schilderung gefunden. Geheime Marine-Dokumente benennen klar den Verbindungsmann Raeders, den Kapitän z. See Coupette.

Da Hitler und Hess aber auch – in voller Übereinstimmung mit dem von Bernhardt von vornherein eingeschlagenen Weg – das Auswärtige Amt vollkommen ausgeschaltet hat-

ten, war eine weitere Sickerquelle verstopft, ganz abgesehen davon, daß in den amtlichen Akten der Wilhelmstraße natürlich keine Unterlage über das Bayreuther Gespräch vorhanden sein konnte. Die so entstandene Informationslücke ließ der Spekulation der Spanienkriegschronisten, ja ihrer – zum Teil durchaus böswilligen – Phantasie breiten Raum. Fast alle, selbst der um Korrektheit und Objektivität bemühte Hugh Thomas[11], der sich bedauerlicherweise sogar im Datum des Hitler-Bernhardt-Gesprächs irrt (er läßt es am 26. Juli 1936 statt am 25. stattfinden), vermuten oder behaupten – so Farago – die Teilnahme von Canaris.
Am ehrlichsten ist noch Hidalgo Salazar[9], der ganz offen (und völlig richtig) zugibt: »Über dieses Gespräch weiß man nichts Genaues.« Garriga[17] dagegen schreibt: »Alles scheint darauf hinzuweisen, daß auch der Admiral Canaris teilnahm.« Er läßt sogar den völlig überflüssigen Hauptmann Arranz an dem Gespräch teilnehmen, obwohl es für ihn sehr leicht gewesen wäre, sich vom Gegenteil zu überzeugen, war er doch seit Oktober 1937 Presse- und Informationschef der Nationalregierung in Burgos und während des Weltkrieges Presseattaché an der spanischen Botschaft in Berlin. Auch sonst behauptet er das ungereimteste Zeug über die in Bayreuth vorgebrachten Gründe für das deutsche Eingreifen in Spanien, wobei immer wieder – nicht nur von ihm – die Möglichkeit der Erprobung deutscher Waffen auf spanischem Boden und (wie infamerweise selbst von sogenannten »nationalen« spanischen Autoren wie Garriga hinzugefügt wird) mit spanischem Blut erwähnt wird, während davon in Wirklichkeit mit keinem Wort gesprochen wurde.
Ebensowenig wurden die spanischen Mineralvorkommen erwähnt, obwohl deren Sicherung für die deutsche Aufrüstung und Versorgung während des Krieges später eine Aufgabe von höchster Wichtigkeit wurde, der sich gerade Bernhardt mit unerhörter Energie widmete, wie wir in ei-

nem späteren Kapitel sehen werden. Die von dem englischen Captain Liddel Hart[40] angestellte strategische Überlegung schließlich, Hitler habe durch die Errichtung eines faschistischen Regimes in Spanien Englands Seeverbindungen abschneiden wollen, ist allein vom britisch imperialen Standpunkt dieses hervorragenden Militärschriftstellers – einem durchaus verständlichen – diktiert und widerlegt sich allein dadurch, daß Hitler (nachzulesen in »Mein Kampf«[4]) damals (und unglücklicherweise noch viel später) England für einen potentiellen Bundesgenossen hielt, als dessen Paladin er sich sogar öffentlich anbot. Auch von Hitler selbst liegen Äußerungen darüber vor, was er sich bei seinem Entschluß vom 25. Juli 1936 gedacht habe. Die wahrscheinlich zutreffendste und bestfundierte findet sich bei Picker[19]. Sie wurde am 19. 2. 1942 nachts in der »Wolfsschanze« (und nicht, wie Thomas angibt, schon 1941) gemacht. Hitler sagte damals: »Wenn nicht Gefahr bestanden hätte, daß der Bolschewismus auf Europa übergreift, hätte ich der Revolution in Spanien keinen Einhalt getan.«

Welche Revolution?

Dieser kurze Satz charakterisierte den ganzen Verlauf der Unterredung, wie ihn Bernhardt in seinen Aufzeichnungen dargestellt hat. Er ist aber noch in anderer Beziehung bemerkenswert und kennzeichnend. Denn Hitler bezieht sich mit der »Revolution in Spanien« ja nicht auf diejenige, die Franco zu machen vorgab und die zu unterstützen Hitler sich anschickte, sondern auf die Umwälzung, die die Republik, gut getarnt unter einer »mit großer Mehrheit gewählten demokratischen Regierung« (wie fast vier Jahrzehnte später unter Salvador Allende in Chile), durchzuführen fest entschlossen war und bereits im Begriff stand. Wenn Prof. Dr.

Alfred Kantorowicz (Angehöriger des Bataillons »Thälmann« und Offizier im Stab der XIII. Internationalen Brigade des berüchtigten Kommunisten »General Gómez«, der in Wirklichkeit Wilhelm Zaisser hieß und bis 1953 Mitglied des ZK und des Politbüros der SED in Ostberlin war) ausgerechnet in einem christlichen Sonntagsblatt Westdeutschlands[41] die Regierung der Republik Spanien im Juli 1936 mit dem (sachlich richtigen) Argument verteidigt, in ihr habe sich kein Kommunist befunden, »mag die Legende von der Abwehr der kommunistischen Gefahr in der Bundesrepublik auch noch so beharrlich wurzeln«, so ist das marxistische Dialektik reinsten Stils. Kantorowicz weiß so gut wie jeder Teilnehmer am Spanischen Bürgerkrieg, daß alle »bürgerlichen« Regierungen »links der Mitte« seit den Februarwahlen 1936 von der Parlamentsmehrheit der Volksfront abhingen und von dieser, die damals längst unter kommunistische Beherrschung geraten war (wie auch die Gewerkschaften und proletarischen Kampforganisationen) nur deswegen geduldet wurden, um hinter ihnen als »demokratischem« Aushängeschild die Weltrevolution in Spanien um so schneller und wirksamer vorantreiben zu können.
Die »Revolution« – das wußte Hilter 1942, aber bedauerlicherweise 1936 noch nicht – wurde auf der anderen, nicht auf der Seite gemacht, die zu unterstützten er sich in dieser Nacht entschloß. Und er schickte uns deutsche Legionäre – gewiß in gutem Glauben – vielleicht nicht auf die verkehrte Seite, aber auch nicht auf die richtige. Darüber scheint sich Hitler 1942 klargeworden zu sein, denn er fügte dem von Picker zitierten Satz die Worte hinzu: »die Pfaffen wären ausgerottet worden« (wenn er nicht eingegriffen hätte). Dazu mußte er allerdings erst die Erfahrungen von Hendaye mit dem »hinterhältigen Jesuiten« Serrano Súñer und dem »marokkanischen Teppichhändler« Franco machen.
Er hatte sie noch nicht, als Francos Delegierte ihm gegen-

über saßen. Langenheim drehte den immer noch in offenem Umschlag befindlichen Franco-Brief in den Händen, den er seit mehr als 48 Stunden wie seinen Augapfel hütete. Jetzt war er endlich an seinem Ziel. Der Adressat saß ihm unmittelbar gegenüber. Aber die Aufregung des Augenblickes, die ungewohnte Umgebung, die überwältigenden Eindrükke, die auf ihn einstürmten, müssen ihn gehindert haben, den wichtigsten, ja einzigen Auftrag, dessentwegen er mitgenommen worden war, auszuführen. Bernhardt mußte ihn dazu so unauffällig wie möglich auffordern, nachdem Hitler die Unterhaltung mit der Bemerkung eröffnet hatte, er sei durch Hess über den Zweck der Mission unterrichtet worden. Jetzt endlich übergab Langenheim den Brief. Hitler entnahm ihn dem Umschlag, entfaltete ihn, stellte fest, daß er in spanischer, also einer ihm unverständlichen Sprache geschrieben war, reichte ihn Langenheim zurück und bat ihn um eine möglichst genaue Übersetzung. Er begann zögernd und offensichtlich nervös, fühlte sich überfordert und gab den Brief wortlos an Bernhardt weiter, der die Übersetzung nicht nur mühelos besorgte, sondern von nun an von Hitler als alleiniger Gesprächspartner behandelt wurde.

Sachliche Lagebeurteilung

Schon während der Übersetzung wurde er mehrfach unterbrochen. Hitler wollte sich vergewissern, ob er den einen oder anderen Ausdruck richtig interpretiere, oder durch eine Bemerkung zeigen, daß er über die Lage in Spanien im Bilde sei. Das war er nach Bernhardts Meinung tatsächlich in erstaunlichem Umfang. Trotzdem drückte er bald darauf auf einen Klingelknopf und ließ sich, als Brückner erschien, von diesem ein gut vorbereitetes Dossier mit den vorhandenen Lageberichten aus deutschen und ausländischen Quel-

len bringen, wobei er seinem Adjutanten ferner die Weisung erteilte, ihm jede neu eintreffende Meldung aus Spanien sofort vorzulegen. Den Inhalt des Franco-Briefes hatte er ohne irgendeine erkenntliche Regung zur Kenntnis genommen. Sein Gesicht drückte weder besonderes Interesse noch Erstaunen, weder Ablehnung noch Freude aus. Die von Hugh Thomas[11] angestellte Vermutung, es habe seiner Eitelkeit geschmeichelt, »von Franco so höflich um Hilfe gebeten zu werden«, was bedeutete, daß er zum ersten Mal »von einem fremden Land so behandelt wurde, als sei er unersetzlich«, ist aus der Luft gegriffen. Hitler stellte nüchtern fest: Franco kann also seine Truppen nicht nach Spanien bringen und braucht dazu unsere Hilfe. Um nichts anderes handelte es sich tatsächlich.

Lebhaftes Interesse löste dagegen die von Franco handgezeichnete Lageskizze aus. Er beugte sich darüber und betrachtete sie eingehend, während ihm Bernhardt die notwendigen Erläuterungen dazu gab. Obwohl Bernhardt mit voller Absicht (um nicht von vornherein unglaubwürdig zu werden) jeden übertriebenen Zweckoptimismus vermieden und den Ernst der Lage nicht verhehlt hatte, ließ Hitler durch verschiedene Zwischenbemerkungen deutlich erkennen, daß er an Francos Lagebeurteilung Zweifel hege und daß er über bessere Informationen verfüge. Er hatte damit sicher nicht unrecht, waren doch Francos Informationsmöglichkeiten im von der Außenwelt abgeschnittenen Tetuan denkbar beschränkt, so daß er den Mangel an genauen Daten bis zu einem gewissen Grad durch fromme Wünsche ersetzt hatte. Wieder resümierte Hitler mit äußerster Sachlichkeit: Franco besitzt eine effektive Kontrolle nur über das Protektorat Spanisch-Marokko. Die Lage in Spanien selbst ist unübersichtlich und vor allem in den Großstädten für ihn alles andere als vorteilhaft.

Bernhardt hielt es nunmehr für richtig, auf Momente einzu-

gehen, die aus keiner militärischen Lageskizze und keiner ebensolchen Beurteilung hervorgehen konnten. Er sprach von dem tiefen Riß, der durch das ganze spanische Volk, ja praktisch durch jede spanische Familie gehe. Er schilderte den Charakter des spanischen Volkes, mit dem er so lange zusammen gelebt hatte, und dem er aufrichtige Sympathie, ja Freundschaft entgegenbrachte. Er ließ auch die Fähigkeit des Spaniers, hemmungslos zu hassen, nicht unerwähnt, um so die Grausamkeiten – auf beiden Seiten – zu erklären, die sich tatsächlich ereignet hatten und weiter ereignen würden, und die für viele Deutsche einfach unverständlich waren.
Wieder zeigte Hitler durch vielfache Fragen und Zwischenbemerkungen, daß der in seinen politischen Überlegungen früher so abseitige Raum der iberischen Halbinsel für ihn – wahrscheinlich dank Canaris – durchaus keine »terra incognita« mehr war. Bernhardt stellte mit wachsendem Staunen fest, daß Hitler, der monologisierend im Zimmer auf – und abzugehen begann, die spanische Geschichte der letzten hundert Jahre bis in kleinste Einzelheiten und subtilste Zusammenhänge kannte, daß er die Königsfamilie und die Rolle der Kirche zutreffend beurteilte, die wiederholten Wechsel zwischen Monarchie, Diktatur und Demokratie-Versuchen richtig deutete, das Gegeneinander regionaler Interessen und innerhalb der Gewerkschaftsbewegung und vor allem die völlige Unfähigkeit der gegenwärtigen republikanisch-demokratischen Regierung genauestens kannte.

Wer ist Franco?

Das Gespräch gelangte damit an einen seiner wichtigsten Punkte: Franco. Wer war das? Was stellte er dar als Mensch, als Soldat, als Politiker? Hitler hatte von ihm nur eine sehr nebelhafte Vorstellung. Der Name sagte ihm so gut wie

nichts, weniger jedenfalls als diejenigen Primo de Riveras, Sanjurjos und Molas, über deren Rolle und Bedeutung er ziemlich zutreffend unterrichtet war. Auch in dieser Beziehung war der Einfluß seines Abwehrchefs deutlich spürbar, der die Genannten ja alle persönlich kannte, während er Franco bisher, wie wir wissen, nie begegnet war. Bernhardt bekam jetzt Gelegenheit, ein eindrucksvolles Bild des Mannes zu zeichnen, dem er den für ihn einzigartigen Auftrag verdankte, und dem er in herzlicher Freundschaft bis an dessen Lebensende zugetan blieb, wenn er auch vielleicht manche Facette seines Charakters jetzt anders beurteilt als damals.

Er schilderte ihn vor allem – durchaus zutreffend – als einzigartig tapferen Soldaten mit all seinen Erfolgen und Auszeichnungen im Rif-Krieg, dem seine jetzt zu so wichtiger Aufgabe bereitstehende Afrika-Armee in tiefer Verehrung und bedingsungsloser Treue anhing. Er vergaß auch nicht, die energische Niederschlagung des Asturien-Aufstandes vom Oktober 1934 zu erwähnen, bei der Franco an der Seite des Generals Manuel Goded Llopis (1882–1936) eine führende Rolle spielte und – im Auftrag der legalen republikanischen Regierung – an der Spitze seiner »Moros« und Fremdenlegionäre mit harter Hand Ruhe und Ordnung in kürzester Frist wiederherstellte. Er bemerkte am Rande, was auf Hitler nicht ohne Eindruck blieb, daß Franco auch heute wieder die gleiche Truppe mit gleicher Schlagkraft und Einsatzfreudigkeit zur Verfügung stehe. Hitler schien jetzt bereits soweit zu sein, die Gewährung des Hilfegesuches ernstlich zu erwägen.

Bernhardt, den es seinerseits beeindruckt hatte, mit welch warmer Sympathie Hitler vom spanischen Volk sprach, benutzte den Augenblick, um das Gebot höchster Eile zu unterstreichen. Im Norden würden z. Z. von Mola keine Fortschritte mehr erzielt und im Süden werde die Situation so-

wohl für Queipo de Llano in Andalusien als auch für Franco in Marokko von Tag zu Tag heikler. Wie zur Unterstreichung des Gesagten brachte Brückner soeben eingetroffene Meldungen vom Kriegsschauplatz, die besagten, daß Madrid von der befreundeten Volksfrontregierung in Paris massive Militärhilfe nicht nur zugesagt bekommen, sondern tatsächlich erhalten hatte, und daß sowjetische Schiffe mit Rüstungsmaterial aller Art ihre Schwarzmeerhäfen in Richtung Spanien verlassen hätten.

Damit kamen das Mittelmeer und die Straße von Gibraltar ins Gespräch. Wieder kam es zu einer Art Hitler-Monolog über die strategische Bedeutung des von England besetzten Felsens. Überlegungen, die vier Jahre später bei der Planung des Unternehmens »Felix« wiederkehren sollten. Hitler schloß diesen Teil seiner Ausführungen mit den Worten: »Die Straße von Gibraltar darf nicht kommunistisch werden!« Er unterstrich sie mit einer aus seinen Volksreden bekannten energischen Handbewegung. Sein Entschluß schien gefaßt. Bernhardt hatte seine Mission besser und schneller erfüllt als er und irgend jemand zu hoffen gewagt hätte, einschließlich des Mannes, der im abgeriegelten Tetuan auf sein Todesurteil oder seine Beförderung zum Retter Spaniens wartete.

Was jetzt noch zu besprechen blieb, waren Fragen von zweitrangiger Bedeutung, nachdem Hitler sich grundsätzlich für die Hilfeleistung an Spanien entschieden hatte, wobei er mit besonderem Nachdruck betonte, daß es in einer derart verzweifelten Lage vor allem darauf ankomme, die benötigten Flugzeuge und Waffen so schnell wie irgend möglich nach Spanien und Marokko zu bringen: jetzt zähle jede Stunde doppelt.

Er kam auch, freilich nur am Rande und anscheinend nur, um auch diese Seite des Problems nicht unerwähnt zu lassen, auf die Bezahlung zu sprechen. Bernhardt hatte als guter Kaufmann der Behandlung dieses Punktes mit einigem Zagen entgegengesehen, da er die lächerlich geringen Mittel kannte, die Franco damals zur Verfügung standen. Er zitterte bei dem Gedanken, daß an dieser Frage doch noch alles scheitern könnte. Und als dann Hitler wie nebenbei fragte, wie, wann und ob Franco überhaupt die Lieferungen zu bezahlen gedenke, glaubte Bernhardt wiederum, nur mit rückhaltloser Offenheit zum Ziel zu gelangen. Er konnte, er durfte diesem Mann nichts vormachen, ihn über die wirkliche Situation täuschen. Franco werde alles auf Heller und Pfennig bezahlen, versicherte er (und behielt damit sogar recht), aber erst später, denn im Augenblick verfüge er über nicht mehr als 12 Millionen Peseten. Wieviel ist denn das? wollte Hitler wissen. »Etwa vier Millionen Reichsmark.« Hitlers Reaktion war überraschend. Zum ersten Mal in dieser Unterhaltung sah Bernhardt in Hitlers Gesicht sich Schreck, ja Entsetzen spiegeln. Er sagte und preßte dabei die Hände an die Schläfen, als schmerzten sie ihn: »Aber mit so wenig Geld kann man doch keinen Krieg anfangen.« Ein Kaufmann, das wurde Bernhardt klar, war Hitler nicht. Er machte sich Sorgen um die Lage des Gläubigers, nicht um die eigene. Er ließ sich geduldig erklären, daß Franco im letzten Augenblick handeln mußte, daß er seinen Einsatz nicht von der Disponibilität von Finanzmitteln abhängig machen konnte, daß bei einer günstigen Entwicklung der Operationen zusätzliche Geldquellen, beispielsweise im reichen Andalusien, einem der ersten operativen Ziele, zu erschließen seien, daß es heute schon Kapitalisten wie Juan March gäbe, die ihre Millionen gern zur Verfügung stellen

würden, um ihren Besitz vor dem Zugriff der Roten zu retten, und daß Spanien als Land à la longue höchst kreditwürdig, ja ein sehr lohnendes Investitionsgebiet sei.
Hitler winkte mit einer lässigen Handbewegung ab, obwohl Bernhardt sich jetzt ganz in seinem Element befand. Das interessierte ihn alles viel weniger als die Frage, wie Franco seine Soldaten bezahlen und versorgen wolle. Antwort: mit eben diesen 12 Millionen Peseten. Gut, dann solle er diese ja schön beisammenhalten und ausschließlich für seine Soldaten verwenden. Die kämpfende Truppe müsse unbedingt stets pünktlich bezahlt, bestens verpflegt und in jeder Beziehung hervorragend betreut werden. Damit hatte er also, zumindest im Augenblick, auf jede Bezahlung der in Aussicht genommenen Lieferungen verzichtet. Jedenfalls hatte er diese oder auch nur die Formulierung der Bedingungen und Fristen nicht zu einer »conditio sine qua non« gemacht. Wie um seine Großzügigkeit zu erklären, sagte Hitler nicht ohne ein gewisses Pathos: »Deutschland kann auf diese Art seine Dankbarkeit für die Neutralität Spaniens im Weltkrieg 1914–18 und seine stets vornehme Haltung gegenüber Deutschland zum Ausdruck bringen.« Das war gewiß ehrlich gemeint, wenn auch natürlich mit Richtstrahler nach Spanien gesprochen, wo es, von Mund zu Mund verbreitet, seine Wirkung nicht verfehlte.

Göring und Blomberg treten auf

Inzwischen war es Mitternacht geworden. Rund zwei Stunden waren in intensivem Gespräch vergangen. Ein Entschluß von ungeheurer Tragweite war gefaßt worden. Jetzt hieß es handeln, und zwar blitzartig. Göring und Blomberg, die sich beide in Bayreuth befanden, waren schon eiligst herbeizitiert worden, während Raeder einen Vertreter

schicken würde. Es war nicht Canaris, sondern Kapitän z. S. Coupette, Leiter der Schiffahrtsabteilung im Oberkommando der Kriegsmarine. Hermann Göring (1893–1946, damals Generalfeldmarschall, Luftfahrtminister und Oberbefehlshaber der Luftwaffe) erschien als erster, in seiner legeren Fliegeruniform trotz seiner enormen Leibesfülle sympathisch wirkend und Optimismus ausstrahlend. Werner Frhr. v. Blomberg (1878–1946, damals Generalfeldmarschall und Reichskriegsminister) wirkte mit seinem (selbst bei dieser Hitze) hochgeschlossenen, steifen Uniformkragen strenger und wesentlich älter. Coupette traf erst später ein, als die Detailverhandlungen bereits in vollem Gange waren. Die Kriegsmarine würde bei dem Unternehmen »Feuerzauber«, wie es in Anlehnung an den letzten Akt der »Walküre« schon in dieser Nacht genannt wurde, im wesentlichen nur bei der Bereitstellung und Sicherung des erforderlichen Transportraumes mitwirken.

Die Evakuierung der in Spanien ansässigen Deutschen war eine gesondert eingeleitete und bereits voll laufende Aktion. Am Vortag, dem 24. Juli 1936, waren, dem Beispiel anderer Großmächte folgend, die Panzerschiffe »Admiral Scheer« und »Deutschland« in Richtung Spanien ausgelaufen, um von der Revolution bedrohte deutsche Staatsangehörige zu evakuieren und die Präsenz des Reiches zum Schutz seiner Bürger auch im Ausland mit einer Demonstration militärischer Stärke eindrucksvoll zu unterstreichen. Am 27. Juli folgten mit gleichem Auftrag der Kreuzer »Köln« und die 2. Torpedobootsflottille.

Hitler resümierte vor seinen beiden Ministern in knappen militärischen Worten das soeben mit Bernhardt Besprochene, gab einen kurzen Überblick über die militärische und politische Lage und Tag seinen Entschluß kund, Francos Bitte nicht nur zu erfüllen, sondern eine massive Hilfeleistung sofort in Gang zu setzen. Er unterstrich mit besonde-

rem Nachdruck zweierlei: das Gebot höchster Eile und die Notwendigkeit absoluter Geheimhaltung. Die Reaktion der beiden Minister auf diese Eröffnung war – nach Bernhardts Angaben – verschieden und ganz anders, als in allen bisher verfügbaren Quellen dargestellt. Göring hat mit seinen Aussagen vor dem Nürnberger Tribunal[42] beträchtlich zum Entstehen dieses falschen Bildes beigetragen, möglicherweise in dem Bemühen, Hitler in bezug auf das Eingreifen in den Spanischen Bürgerkrieg noch postmortal zu entlasten und die Verantwortung auf seine eigenen breiten Schultern zu laden. Über den Anfang des Unternehmens »Feuerzauber« befragt, erklärte er, Hitler habe zunächst »gezaudert«, aber er, Göring, habe ihm »energisch zugeraten«, die von Franco erbetene Hilfe »unter allen Umständen zu gewähren«.

Nun, Bernhardt versichert, daß es genau umgekehrt war. Einmal war Hitlers Entschluß, wie wir gesehen haben, bereits gefaßt, als die beiden Minister zu den Besprechungen hinzugezogen wurden, zum andern war es gerade Göring, der – im Gegensatz zu Blomberg – allerlei Bedenken geltend machte, und zwar in einer Form, die erkennen ließ, daß er von Hitlers Entschluß keineswegs begeistert war. Das ist nicht erstaunlich. Göring kannte die kritische Situation, in der sich das Reich nach der Ratifizierung des französisch-sowjetischen Paktes und der Zurückweisung eines von Hitler vorgeschlagenen 25jährigen Nichtangriffspaktes durch Frankreich befand, genauso gut wie Hitler. Aber er war es, der die Verantwortung für die jetzt notwendig gewordene beschleunigte Aufrüstung trug. Er hatte nicht nur die Luftwaffe aus dem Boden zu stampfen, sondern auch als Beauftragter für den Vierjahresplan (als welcher er wenig später, am 18. 10. 36 offiziell ernannt wurde) die Voraussetzungen für eine gigantische und zeitlich kürzest befristete Aufrüstung zu schaffen.

Und jetzt kam ihm dieser spanisch-marokkanische Putsch-

general dazwischen, den er mit Flugzeugen, Geschützen und wer weiß was sonst noch alles versorgen sollte. Daß er das für glatten Unsinn hielt, konnte und durfte er Hitler natürlich nicht sagen. So beschränkte er sich auf die Feststellung, daß die Luftwaffe, *seine* Luftwaffe, wie er zu sagen pflegte, die Hauptlast dieser Hilfsaktion zu tragen haben würde, daß ihre Mittel, wie der Führer sehr wohl wisse, beschränkt seien, daß sie sich noch im ersten Aufbaustadium befinde und daß er auch sonst mancherlei Schwierigkeiten und Risiken bei diesem gewagten und vielleicht doch noch genau zu überlegenden Unternehmen sähe. Daß er damals schon an die Möglichkeit gedacht habe, deutsches Kriegsmaterial in Spanien auszuprobieren, wie man aus seiner gleichen Aussage in Nürnberg entnehmen kann, ist unwahrscheinlich. Da war ja noch gar nichts auszuprobieren. Die gute alte Ju 52 – und um diese handelte es sich ja vor allem – war schon tausendfach erprobt. Und wenn er den Gedanken wirklich hatte, dann sprach er ihn jedenfalls nicht aus.

Blomberg hatte sich, ohne Widerstand – freilich auch ohne Begeisterung – zu zeigen, mit Hitlers Entschluß kurz und militärisch einverstanden erklärt. Göring aber schien diesen Brocken nicht schlucken zu wollen. Da mußte nachgeholfen werden. Hitler tat das mit einem Einfall, der Bernhardts Bewunderung erregte. Er ließ sich auf keine Diskussion der von Göring vorgebrachten Bedenken ein, sondern begann, ein überzeugendes Bild von der militärischen Operation zu entwerfen, die zwischen Marokko und Spanien über die Meerenge von Gibraltar hinweg abrollen sollte. Ein ganzes Heer mit seiner gesamten Ausrüstung müsse – erstmalig in der Weltgeschichte – auf dem Luftweg zum Kriegsschauplatz transportiert werden. Das habe es noch nie und nirgends gegeben. Hier harre auf dem Gebiet der Kriegführung mit den technischen Mitteln unserer Zeit eine Aufgabe, die eines militärischen Genies wie Alexander oder Napoleon

würdig wäre. Und diese Aufgabe könne kein anderer meistern als sein alter, treuer Kampfgefährte, von dem er wisse, daß er sich auf ihn – wie schon in so vielen kritischen Augenblicken – absolut verlassen könne.
Während Hitler noch sprach, sah Bernhardt bereits, daß er gewonnen hatte. Das Eis war geschmolzen, der anfängliche Widerstand gebrochen. Die Idee, die erste Luftbrücke der Welt zu organisieren, faszinierte Göring derart, daß er, ohne auch nur mit einem Wort auf seine zuvor geäußerten Einwände zurückzukommen, sofort ins Detail ging. Und als Hitler ihn nun zum Alleinbeauftragten der gesamten Aktion bestimmte (und ihm damit implicite erstmalig auch Teile des Heeres und der Kriegsmarine unterstellte), da schlug ein strahlender Göring in die ihm entgegengestreckte Hand ein. Das Unternehmen »Feuerzauber«, aus dem die Legion Condor mit ihrem Einsatz von insgesamt mehr als 20000 deutschen Soldaten entstehen sollte, rollte an.

Glückliche Reise!

Es war eine wunderbare laue Sommernacht, als der Parteigenosse Bernhardt aus Tetuan gegen 1.30 Uhr morgens auf dem Bayreuther Festspielhügel stand.Noch ganz benommen von den soeben glücklich beendeten Gesprächen, ließ er die Bilder dieser letzten Stunden noch einmal durch sein Gedächtnis ziehen. Hitlers merkwürdig gutturale, aber nicht unangenehme Stimme klang ihm noch in den Ohren. Er erinnerte sich einzelner Bewegungen und Gesten, die er nie vergessen würde. Und er erlebte vor allem die letzten Minuten dieser Begegnung noch einmal, als Hitler ihn nach der allgemeinen Verabschiedung an der Ausgangstür des Raumes zurückgehalten hatte, um ihm sein Ehrenwort über die absolute Geheimhaltung der Besprechung abzunehmen.

Hitler umfaßte dabei Bernhardts Rechte mit seinen beiden Händen und nannte ihn »lieber Parteigenosse Bernhardt«. Er beauftragte ihn: »Überbringen Sie General Franco meine besten Wünsche für die Niederwerfung des Kommunismus.« Und er verabschiedete sich mit einem letzten Händeschütteln und den Worten: »Und nun reisen Sie mit Glück!«

Langsam und nachdenklich schritt Bernhardt seinem Hotel zu. In wenigen Stunden schon sollte er am Morgen dieses 26. Juli zu weiteren Detailbesprechungen bei Göring sein. Aber er ließ sich Zeit. Er mußte das Erlebte verarbeiten. Er hatte an einem einzigen Tag nicht nur den Führer des Dritten Reiches, sondern auch seine wichtigsten Mitarbeiter gesehen und persönlich kennengelernt. Er war im Theater der Geschichte gewissermaßen aus dem Parkett auf die Bühne gesprungen. Oder war er dorthin katapultiert worden? Und einmal zwischen den Hauptdarstellern, die er bisher wie jeder Durchschnittszuschauer in ihren glänzenden Kostümen, mit ihren wohlgesetzten Worten und Bewegungen angestaunt hatte, war auch ihm völlig unvermutet eine Rolle zugeteilt worden, eine kleine, bescheidene – gewiß, aber eine Rolle. Nun würde alles darauf ankommen, dabei nicht zu versagen, aus ihr etwas zu machen. Bisher, gestand er sich, hatte er es nicht schlecht gemacht. Er faßte das Erreichte zusammen:

Der von Franco gewünschte Weg zu Hitler war nur über die Partei möglich. Das hatte er erkannt, durchgesetzt und erreicht.

Die von Franco erbetenen 10 Transportflugzeuge waren von Hitler nicht nur auf Anhieb zugesagt worden, sondern er hatte ihre Zahl von sich aus auf das Doppelte erhöht. Die Lieferung hatte höchsten Dringlichkeitsgrad erhalten. In wenigen Tagen schon würden die ersten Maschinen an Ort und Stelle sein.

Franco war auf Initiative und ausdrücklichen Befehl Hitlers als alleiniger Empfänger dieser und jeder eventuell weiteren Hilfe bestimmt worden. Das hatte weniger persönliche Gründe, die Bernhardt sich mit der positiven Darstellung seines Auftraggebers als Verdienst hätte anrechnen können, als militärische: Klotzen, nicht Kleckern. Nach Guderians berühmtem Grundsatz sollte die deutsche Hilfe an einem entscheidenden Brennpunkt konzentriert eingesetzt und nicht verzettelt werden.

Bezahlung wurde einstweilen nicht verlangt. Es war eine Transaktion auf Kredit oder – wenn Franco scheiterte – à fond perdu.

Bernhardt war durch die bevorzugte, ja vertraute Behandlung, die Hitler ihm zuteil werden ließ, praktisch bereits zum Verbindungsmann zwischen diesem und Franco gemacht, eine Stellung, die es noch zu formalisieren, zu festigen und auszubauen galt.

Das war viel, sehr viel, viel mehr jedenfalls als irgend jemand erwartet, ja zu träumen gewagt hatte, nachdem alle vorhergehenden oder gleichzeitigen Versuche in gleicher Richtung schiefgegangen waren. Bernhardt durfte zufrieden, ja konnte stolz darauf sein. Er entwarf im Kopf bereits ein Telegramm, das er Franco vielleicht noch heute schicken wollte. Es durfte natürlich – schon aus Geheimhaltungsgründen – nichts Konkretes sagen. Es würde ganz einfach lauten: »Todo va bien« – alles läuft gut. Das war »understatement«. Alles lief nicht gut, sondern phantastisch. Die Überraschung wollte er sich für sein persönliches Wiedersehen mit Franco aufheben.

Pünktlich um 9 Uhr, wie befohlen, war Bernhardt bei Göring in dessen Bayreuther Residenz. Langenheim, der bald eigene Wege gehen sollte, zeigte kein Interesse, ihn zu begleiten, sondern zog es vor, auszuschlafen und spazieren zu gehen. Göring empfing Bernhardt mit dem Hinweis, daß die

Maschinerie des Unternehmens »Feuerzauber« von ihm bereits im Lauf der Nacht durch Erteilen der wichtigsten Befehle in Gang gesetzt worden sei. Er hätte seine ihm vom Führer erteilten Vollmachten als Alleinverantwortlicher der ganzen Aktion weitgehend an seinen Staatssekretär General der Flieger Erhard Milch delegiert.

Das war eine ungemein glückliche Lösung, da Milch, ehe ihn Göring 1933 an seine Seite ins Reichsluftfahrtministerium berief, Chef der Deutschen Lufthansa gewesen war und nun die Geschäfte des Ministeriums führte, in dem die Belange sowohl der zivilen als auch der militärischen Luftfahrt wahrgenommen wurden. Und gerade das Unternehmen »Feuerzauber« war eines, in dem sich diese Bereiche überschnitten. Die für Franco bestimmten Ju 52 mußten ja zum großen Teil aus dem normalen Lufthansa-Betrieb herausgezogen werden. Das gleiche galt für die Besatzungen, die zunächst 10 der zugesagten Maschinen im Direktflug nach Tetuan bringen sollten, um dort möglichst sofort zur Verfügung zu stehen. Beides, Maschinen und Mannschaften, kamen aus dem zivilen Bereich, waren aber für einen Einsatz bestimmt, den man nicht anders als militärisch bezeichnen konnte, auch wenn ihnen zunächst streng verboten war, an irgendwelchen Kampfhandlungen teilzunehmen.

Nun, Milch hatte in dieser Verquickung von ziviler und militärischer Fliegerei eine gewisse Praxis, war doch unter den Klauseln des Versailler Vertrages Deutschland eine Luftwaffe verboten, aber trotzdem unter Milchs Obhut der sogenannte »Deutsche Luftsport-Verband« entstanden, der, als Hitler sich entschloß, auch diese Versailler Fessel öffentlich abzuwerfen, nur Uniform und Bezeichnung zu ändern brauchte, damit daraus die Luftwaffe würde. Ähnliche Tarnmanöver werden wir auch bei der Entstehung der Legion Condor beobachten können.

Ein für Bernhardt wesentlicher Punkt war, daß Göring den

am Vortag von Hitler stillschweigend konzedierten Kredit-Charakter der Transaktion ausdrücklich bestätigte. Das Reich machte seine sofortigen Lieferungen an Franco nicht von ihrer ebensolchen Bezahlung abhängig. Im Gegenteil wurden nicht einmal Zahlungsfristen und Kreditzinsen festgelegt. Aber – und hier konnte Bernhardt einhaken – Göring beauftragte ihn, von allem Anfang an im Namen der deutschen Regierung über alle Lieferungen und Leistungen für Franco eine strenge Kontrolle und genauestens Buch zu führen. Das wäre, meinte Bernhardt, am besten durch ein kaufmännisch getarntes Privatunternehmen möglich, das als gemischt deutsch-spanische Gesellschaft aufgezogen werden sollte. Göring fand die Idee blendend, erklärte sich sofort einverstanden und erteilte Bernhardt Vollmacht, das so zu machen, wie er es für richtig hielte. Schon wenige Tage später wurde im Handelsregister von Tetuan eine Firma eingetragen, die unter dem Namen »HISMA« in die Geschichte des Spanischen Bürgerkrieges eingehen sollte. Ihr alleiniger Bevollmächtigter hieß Johannes Bernhardt.

»Alles läuft gut«

»Todo va bien.« Das Telegramm dieses Wortlautes schickte Bernhardt, nach Berlin zurückgekehrt, noch am gleichen Abend an Franco ab. Die Zeit drängte. Schon am nächsten Tag, Montag, dem 27. Juli, sollte der Rückflug angetreten werden. Was gab es noch alles zu erledigen! Bernhardt kam in der Hast dieser Stunden nicht einmal dazu, in den Geschäften der Reichshauptstadt mit ihren verlockenden Auslagen ein paar Mitbringsel für Frau und Kinder zu besorgen. Im Reichsluftfahrtministerium an der Leipziger Straße Berlins ging es zu wie in einem Bienenhaus. Milch war dabei, unter dem General Wilberg einen »Sonderstab W« aufzu-

stellen, der bereits an diesem Montag seine erste Arbeitssitzung abhielt. Er hatte die Aufgabe, sofort bereitzustellen: 20 Ju 52, 6 He 51, 20 Flak 2 cm, 1 provisorische Kurzwellenstation, 1 KW-Station, 1 LW-Station, MG-Munition, Bomben, Sanitätsmaterial, Gasschutzgerät, Flugzeug- und Motor-Ersatzteile, Funkersatz usw. Für die Verschiffung des Materials war Fregattenkapitän Pistorius verantwortlich.
Als erstes der an Franco zu liefernden Flugzeuge wurde Henkels D-APOK in Marsch gesetzt, die General Orgaz auf den Kanarischen Inseln beschlagnahmt hatte. Das war die eleganteste Lösung für das entstandene diplomatische Problem. Alle Proteste von Lufthansa und Auswärtigem Amt waren auf einmal gegenstandslos geworden. Das Streitobjekt hatte sich in eine Art Geschenk und der widerspenstige Lufthansakapitän Henke in den ersten begeisterten »Freiwilligen« verwandelt, der sich Franco und seiner Sache zur Verfügung stellte. Er war schon in Stuttgart eifrig dabei, seine Maschine für den großen Flug nach Tetuan herzurichten. Denn diesmal sollte es ohne Zwischenlandung von Stuttgart direkt nach Marokko gehen, ein fliegerisches Unternehmen, das für die damalige Zeit nicht ganz alltäglich war und schon einige besondere Vorbereitungen erforderte. Zusatztanks mußten eingebaut werden, ja es wurden sogar in der früher so behaglichen fast eleganten Kabine noch zahlreiche Benzinkanister untergebracht, deren Inhalt notfalls mit einer Handpumpe zur Auffüllung der Haupttanks verwendet werden konnte. Sie trugen fraglos zur größeren Sicherheit, nicht aber zur Luftverbesserung bei.
Henke ging ganz in seiner neuen Aufgabe auf. Das Ungemach der vergangenen Wochen war vergessen, als sich die Reisegesellschaft – Bernhardt, Langenheim und Arranz – noch an diesem Montag in Stuttgart zusammenfand. Bernhardt war auf dem Flug von Berlin von zwei Offizieren des militärischen Geheimdienstes begleitet worden, die so die

knappe Zeit nützten, um ihn in seine neuen Aufgaben als Geheimnisträger erster Ordnung einzuweisen. Decknamen und Chiffriersystem – man wählte das sogenannte »Doppel-Kastel-System« – wurden festgelegt. Alles mußte auswendig gelernt werden, um keine verräterischen Beweisstücke zu schaffen. Die Maschine setzte schon zur Landung in Stuttgart an, als Bernhardt zum Abschluß dieses Geheimdienst-Schnellkurses vereidigt wurde.

In Stuttgart konnte kein ausgedehntes Wiedersehen mit Henke gefeiert werden, wozu nach dem glücklichen Ausgang der Mission wahrlich Anlaß bestanden hätte, denn am nächsten Morgen, Dienstag, den 28. Juli, sollte es schon um 3 Uhr weiter in Richtung Tetuan gehen. Ehe Bernhardt sich zu kurzer Nachtruhe ins Flughafenhotel zurückzog, telegrafierte er an Franco: »Llegaremos día 28« – Eintreffen 28. Über die Schweiz, die Côte d'Azur und das Mittelmeer wurde bei schönstem Wetter und bester Stimmung schon kurz nach Mittag die nordafrikanische Küste erreicht. Funkverbindung mit dem Flugplatz Tetuan kam zustande. Eine Ehrenrunde über der Stadt, dann landete die D-APOK inmitten einer Menge begeisterter Offiziere und Regierungsfunktionäre. Obwohl in diesem Augenblick noch niemand in Tetuan etwas Konkretes über den Ausgang der Mission wissen konnte, hatte sich das an Franco telegrafierte »Todo va bien« offenbar herumgesprochen. Die Deutschen, die da mit so froher Botschaft »vom Himmel hoch« kamen, hatten alle Mühe, zu verhindern, daß sie auf den Schultern vom Flugplatz getragen wurden.

Wenige Stunden später stand Bernhardt im Hochkommissariat von Tetuan Franco zur Berichterstattung gegenüber. Als er seinen ausführlichen Rapport mit allen erstaunlichen, ja überwältigenden Einzelheiten beendet hatte, erhob sich Franco, trat auf den Deutschen zu, ergriff mit beiden Händen – wie Hitler in Bayreuth – dessen Rechte und sagte mit

Tränen in den Augen: »Gracias, esto nunca lo olvidaré!« – Danke, das werde ich nie vergessen!

Die Luftbrücke steht

Als diese Worte gesprochen wurden, saß Henke bereits wieder in der Kanzel seiner Ju, die er nach der Landung sofort aufgetankt und startklar gemacht hatte. Als sie von neuem anrollte, saßen hinter ihm in der Kabine nicht drei, sondern 41 Fluggäste. Sie saßen weniger, als daß sie hockten, standen, sich gegeneinanderpreßten. Es waren »Moros« mit ihren Waffen und ihrer gesamten Ausrüstung. Sie sollten noch vor Dunkelheit über die Meerenge geflogen werden, wie Henke das von nun an drei-, viermal am Tag tat. Die Flugvorschriften der Lufthansa sahen für die Ju 52 eine Höchstbelastung mit 20 Passagieren vor. Das galt für Friedenszeiten. Hier aber war man im Krieg. Und Henke war der erste deutsche »Freiwillige«, der daran teilnahm. Was er bei seinem Einsatz tat, hatte niemand von ihm verlangt. Das hätte auch niemand erzwingen können wie seine Dienstleistung als von Orgaz Verhafteter. Das war nur möglich, weil er als Freiwilliger sich mit der ganzen Begeisterung, die für das Deutschland jener Tage kennzeichnend war, einer Sache hingab, die er für gut und richtig hielt. Das war der Geist, der später die ganze Legion Condor beseelte und ihre großen Erfolge ermöglichte.

Nach der ersten Euphorie dieses 28. Juli folgten in Tetuan ein paar kritische Tage. Gewiß, die erste deutsche Hilfe war da. Die ganze Bevölkerung verfolgte Henkes tägliche Flüge, bei denen ihm, seiner Besatzung und der Maschine alles abverlangt wurde. Aber die paar hundert »Moros«, die über die Meerenge zu schaffen gelang, konnten die Lage vielleicht erleichtern, aber doch keinen schlagartigen Wandel

herbeiführen. Die Verantwortlichen, vor allem General Kindelán, der einen immer stärkeren Einfluß auf Franco gewann, fragten immer ungeduldiger: Wann kommen denn nun die versprochenen anderen Flugzeuge? So bald wie möglich, war das einzige, was ihnen Bernhardt antworten konnte.

Henke und seine Maschine, so begann Kindelán zu überlegen, hatten sie ja auch schon vor dem ominösen und angeblich so erfolgreichen Berlin-Flug gehabt, nicht als freiwillige Hilfe, nun ja, sondern unter Gebrauch von Waffengewalt. Vielleicht war das optimistische Telegramm aus Berlin, waren die detaillierten Erklärungen Bernhardts nur ein Täuschungsmanöver? Hatte man sich wirklich an die richtige Adresse gewendet? War den Deutschen zu trauen? Kindeláns Sympathien gehörten England, dem er sich schon als überzeugter Monarchist stärker verbunden fühlte als dem ganz und gar republikanischen Deutschland mit diesem ehemaligen Gefreiten an der Spitze. Kindelán dachte nicht nur, er äußerte sich auch so. Nicht bloß in vertrautem Kreis. Es wurde Mittwoch, Donnerstag, Freitag. Noch immer flog Henke unermüdlich, ohne daß von den versprochenen und sehnsüchtig erwarteten Verstärkungen aus Deutschland irgend etwas zu hören oder zu sehen war.

An diesem Freitag, dem 31. Juli, beschloß Kindelán, Bernhardt auf den Zahn zu fühlen. Er bat ihn zu einem privaten und völlig zwanglosen Gespräch, das sie, um jede Formalität zu vermeiden, auf einem Spaziergang am Strand von Tetuan führten. Kindelán war – und darin spiegelte er nur die allgemeine Stimmung wider – mißgelaunt. Er wiederholte die

Die marokkanischen Freiwilligen für Franco werden in deutschen Junkers-Maschinen von Afrika nach dem spanischen Festland gebracht.

stereotype Frage: Wann kommen die versprochenen Flugzeuge? Bernhardt konnte nur die ebenso stereotype Antwort wiederholen: 9 weitere Ju 52 sollen in Gruppen von zwei bis drei Maschinen im Direktflug folgen, so bald sie einsatzbereit sind, die restlichen 10 müßten bereits auf dem Wasserweg verladen sein. Er erwarte täglich, ja stündlich genauere Informationen. Er wisse, daß drüben alles perfekt eingeleitet und organisiert sei. Man dürfe jetzt nicht ungeduldig werden, so heikel die Situation auch sei. Er war versucht, das auch in Spanien übliche Witzwort hinzuzufügen: Unmögliches erledigen wir sofort, Wunder dauern etwas länger. Er hatte das Unmögliche erledigt, das erwartete Wunder ließ nun schon drei Tage auf sich warten. Wenn Kindelán ihm schon so offen sein Mißtrauen bekundete, müßte nicht auch Franco bald wankend werden? Er unterdrückte die gewiß treffende Bemerkung.

Starkes Motorengeräusch wurde vernehmbar. Eine Kette von drei Flugzeugen in militärischer Formation wurde über dem Meer sichtbar. Das konnten doch nicht die erwarteten deutschen Jus sein? Kindelán hatte alles andere als diese Vermutung. Die Flugzeuge näherten sich schnell. Sie nahmen Kurs direkt auf die Stadt. Der an republikanische Luftangriffe gewöhnte Chef der – praktisch nicht vorhandenen – nationalen Luftstreitkräfte sah sich nach einer – weit und breit nicht vorhandenen – Deckung um. Jetzt ging die Kette noch tiefer. Abwehr war ja nicht zu befürchten. Klarer Fall: gezielter Bombenabwurf im Tiefflug. Doch da hatte Bernhardt die deutschen Hoheitszeichen schon erkannt. Er packte den General am Arm: »Son los nuestros« schrie er ihm ins Ohr: Das sind unsere! Im Tiefstflug brausten die Jus über sie hinweg. Dann zogen sie wieder hoch, exakt ausgerichtet, um in tadelloser Formation einige Runden über der Stadt zu drehen, ein Schauspiel, das jedes Fliegerherz, auch dasjenige Kindeláns, höherschlagen lassen mußte. Im Lauf-

schritt waren sie beim Wagen, im Nu auf dem Flugplatz, als die deutsche Staffel zur Landung ansetzte.
Hunderte, die das gleiche unerwartete Schauspiel beobachtet hatten, waren ihrem Beispiel gefolgt. Wieder wimmelte – wie am 28. Juli – der Flugplatz von hektisch erregten Menschen. Schnurgerade ausgerichtet hielten die Maschinen die Motoren an. Händeklatschen und lauter Jubel begrüßten die Mannschaften, als sie herauskletterten. Er wurde stürmisch, als sie sich als erstes Wasser und Bürsten reichen ließen, um die deutschen Hoheitszeichen zu entfernen und ihre spanischen Kameraden baten, statt dessen die nationalen spanischen Farben auf die Flugzeuge zu malen.
Im Abstand von wenigen Tagen trafen die nächsten Transportgruppen ein. Ein Traum war Wirklichkeit geworden: Die erste Luftbrücke der Welt. Der General Francisco Franco y Bahamonde sollte auf ihr zum Siege schreiten.

Dritter Teil

DIE ERSTEN FREIWILLIGEN

Zwei Olympiaden

Hunderte von Tänzerinnen in weit wallenden, zart-gelben Tüllgewändern schwebten im gleißenden Licht der Scheinwerferbündel über das satte Grün des von einer leuchtend roten Kiesbahn eingerahmten Rasenrunds. Nach den Klängen von Webers »Aufforderung zum Tanz« flossen sie durcheinander, fanden sich zu choreographischen Figuren zusammen, um schließlich gemeinsam mit anderen Gruppen die ineinander verschlungenen fünf olympischen Ringe zu bilden. Als die Musik verstummte und die Scheinwerfer sich gegen den Himmel richteten, um über dem Berliner Olympia-Stadion eine riesige Strahlenkuppel zu bilden, rauschte ein Beifall auf, wie ihn das Deutschland der wohl organisierten Massenveranstaltungen vielleicht noch nie vernommen hatte. Der erste Tag der XI. Olympischen Spiele in Berlin war zu Ende gegangen. Es war Sonnabend, der 1. August 1936.

Am Morgen war noch die Stafette mit dem olympischen Feuer nach Berlin unterwegs gewesen. Ein junger deutscher Sportler hatte die in Olympia entzündete heilige Flamme als Schlußmann zunächst zum Berliner Lustgarten und dann über die mit vier Reihen von Fahnenmasten und Girlanden geschmückte Prachtstraße »Unter den Linden« die Ostwestachse entlang in das von Werner March im neoklassizistischen Stil erbaute Olympia-Stadion im Grunewald getragen, wo Adolf Hitler in Begleitung des Präsidenten des Internationalen Olympischen Komitees, Baillet-Latour, und

anderer Offizieller bereits Platz genommen hatte, als um 16.10 Uhr die olympische Fahne zusammen mit denen der 49 teilnehmenden Nationen gehißt wurde. Hitler trat ans Mikrophon und erklärte die »XI. Olympiade neuer Zeitrechnung« als eröffnet. Die beim Staatszeremoniell in aller Welt unvermeidlichen Kanonen schossen Salut. Kaum war ihr Lärm verhallt, stiegen Schwärme von Brieftauben auf, um die Botschaft dieses friedlichen Wettkampfes der Völker in alle Welt zu tragen – Kontrapunkt der geschickten Regie dieser bestorganisierten Olympischen Spiele der Neuzeit.

So dicht wie das Donnern der Kanonen und das Flügelrauschen friedlicher Tauben bei diesem unvergeßlichen olympischen Eröffnungsakt in Berlin aufeinander folgten, so dicht waren Krieg und Frieden an jenem Tag in Europa beisammen. Während die aus aller Welt in Berlin zusammengeströmten Hunderttausende von einer Atmosphäre des gegenseitigen Verstehenwollens, der Bereitschaft zum friedlichen Zusammenleben, ja der ehrlichen Völkerfreundschaft umhüllt wurden, wie sie die Welt seit 1918 nicht mehr erlebt hatte, entluden sich im Südwestwinkel Europas angestaute Fluten des Hasses und der Gewalttätigkeit. Als die Mannschaften von 49 Nationen an der Ehrentribüne des Berliner Olympiastadions mit zum Gruß erhobenem rechten Arm vorbeidefilierten – nur Japan und England schlossen sich von dieser Demonstration aus – wohnten im vom Bürgerkrieg durchtobten Spanien fanatische Massen mit geballter Faust der öffentlichen Folterung und Exekution politischer Gegner bei. Nur zwei Staaten nahmen an den XI. Olympischen Spielen nicht teil: Die Sowjetunion und Spanien.
Die Komintern (kommunistische Internationale) hatte auf ihrem Weltkongreß von 1935 beschlossen, als Konkurrenz und Protest gegen die Olympischen Spiele, deren Austragung auf internationalen Beschluß dem »faschistischen«

Deutschland übertragen worden war, eine sogenannte »Arbeiter-Olympiade« zu veranstalten. Sie sollte 14 Tage vor der Berliner Veranstaltung, am 19. Juli 1936, in Barcelona stattfinden. Sportlich war von dem Unternehmen nicht allzu viel zu erwarten, schon gar nicht im Sinn des Barons Pierre de Coubertin (1863–1937), der die Olympischen Spiele 1896 (in Athen) ins Leben zurückgerufen hatte, und der noch kurz vor seinem Tod den glanzvollen (und seitdem nie wieder erreichten) Höhepunkt der von ihm geschaffenen Bewegung des Völkerfriedens durch sportlichen Wettkampf in Berlin erleben durfte, wenn er ihm auch nicht persönlich beiwohnen konnte. Die »Arbeiter-Olympiade« in Barcelona diente nicht dem Coubertinschen Ideal, sondern dem Gegenteil. Sie hatte politisch-propagandistische Zwecke und wurde in diesem Sinn von Willi Münzenberg aufgezogen, der sich damals schon mit seiner Propaganda-Abteilung der Komintern (Westeuropa-Sektion) in Paris eingerichtet hatte.

Aus allen Himmelsrichtungen waren die kommunistischen Aktivisten in diesen Juli-Tagen 1936 nach Barcelona gekommen. Natürlich befanden sich auch einige Sportler unter ihnen, denn irgend etwas mußte auf dieser »Gegen-Olympiade« ja auch auf dem Gebiet der Leibesübungen geboten werden. Aber ihre Masse bestand nicht aus sportlichen Wettkämpfern, schon gar nicht friedlichen, sondern aus proletarischen Klassenkämpfern. Besonders zahlreich waren unter ihnen die Genossen aus Deutschland, die dort – wie Münzenberg – seit 1933 kein rechtes Betätigungsfeld mehr hatten. Und als dann die »Arbeiter-Olympiade« nicht stattfinden konnte, weil sie – welch merkwürdiger Zufall! – mit dem Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges zusammenfiel, da war es einer der führenden KP-Funktionäre aus Deutschland, der bayrische Kommunist Hans Beimler (1895–1936), ehemaliger Abgeordneter des Deutschen

Reichstags (bis 1933), der die wehrfähigen Genossen unter den roten »Sportlern« und ebensolchen »Schlachtenbummlern« zu einer militärischen Einheit zusammenfaßte. Er stellte die sogenannte »Thälmann«-Hundertschaft auf, die zur Keimzelle der berüchtigten Internationalen Brigaden wurde, ohne die die Spanische Republik sehr wahrscheinlich schon im ersten Ansturm der nationalen Rebellen zusammengebrochen wäre.

Das Kräfteverhältnis

Vergessen wir nicht, daß die Republik bei Beginn der Kampfhandlungen den Rebellen militärisch hoffnungslos unterlegen war. Gewiß, sie hatte die Marine fast ganz in ihrer Hand, nachdem die Matrosen gemeutert und ihre Offiziere über Bord geworfen hatten. Aber das nützte ihr wenig, denn unter der Führung der Soldatenräte verlor die spanische Kriegsmarine jeden operativen Wert, so daß sie während des ganzen Bürgerkrieges praktisch nicht mehr in Erscheinung trat. Auch die Luftwaffe war mit wesentlichen Teilen regierungstreu geblieben und nach Auffrischung ihres Materials durch französische und sowjetische Flugzeuge ein wertvolles und sehr oft ausschlaggebendes Kriegsinstrument.

Aber das Heer, das die Hauptlast des Kampfes zu tragen hatte, stand mindestens zu zwei Dritteln auf nationaler Seite. Von den im Juli 1936 unter Waffen stehenden etwa 60 000 Mann verfügte die Regierung nur über rund 20 000. Ähnlich war das Verhältnis bei der Zivilgarde. Von ihren ca. 30 000 Mann gingen mehr als 20 000 zu den Rebellen über. Die republiktreuen »Asaltos«, von denen nur wenige auf nationaler Seite kämpften, waren keine militärische Truppe im eigentlichen Sinn und an Zahl unbedeutend. Den Aus-

schlag gab das Offizierskorps des Heeres. Es bildete den Rahmen, der mit freiwilligen und gezogenen (oder gepreßten) Soldaten leicht wieder aufgefüllt werden konnte. Und von den rund 14000 Offizieren des spanischen Heeres (die genaue Zahl betrug 10698, aber es kamen noch mehr als 3000 dazu, die Azañas »Säuberung« zum Opfer gefallen waren) blieben der Republik nur 200, darunter 13 Generale, während die Nationalen allein aus ihren Generalen bequem eine ganze Kompanie hätten aufstellen können.
Diese wenigen republikanischen Generale, an ihrer Spitze José Miaja Menant (1878–1958) als Kriegsminister und Oberbefehlshaber, standen weniger aus politischer Überzeugung auf seiten der Republik als aus Beharrungsvermögen, einer unpolitischen Auffassung ihres Soldatenberufes oder ganz einfach Opportunismus. Natürlich gab es auch überzeugt marxistische Offiziere wie den Hauptmann (späteren Oberst) Francisco Galán Rodríguez, der als eingetragenes Mitglied der kommunistischen Partei an der Spitze der Arbeitermilizen bei der Verteidigung Madrids eine Rolle spielte. Aber sie waren Ausnahmen. Die Masse war mehr oder weniger republikanisch wie ja auch mancher Offizier auf der anderen Seite (man denke nur an Queipo de Llano oder Francos eigenen Bruder Ramón).
Ein wirklich überzeugter Republikaner war der Oberst Julio Mangada (1877–1946), von dem Hugh Thomas[11] eine ergötzliche Anekdote aus jenen ersten Kriegstagen berichtet. 1932, im ersten kritischen Jahr der jungen Republik fand aus irgendeinem Anlaß (der findet sich immer) ein festliches Kameradschaftsessen des Heeres statt, bei dem der damalige Generalinspekteur General Goded seinen Trinkspruch mit dem Ruf »Viva España!« (Es lebe Spanien) beendete. Alle stimmten in den Ruf ein. Nur einer antwortete mit »Viva la República!« (Es lebe die Republik). Das war Mangada. Es blieb dem republikanischen Kriegsminister (Aza-

ña) gar nichts anderes übrig, als den unbotmäßigen Gesinnungsgenossen verhaften und sogar einsperren zu lassen. Der gleiche Azaña mußte ihn jetzt, da Mangada eine wichtige Rolle bei der Rettung Madrids vor dem nationalen Angriff gespielt hatte und von seinen siegestrunkenen Soldaten zum General »gewählt« worden war, tatsächlich zu diesem Dienstgrad befördern, was er ebenso widerwillig tat, wie er ihn damals einsperrte.

General Tripper

Der Sieg Mangadas, dem er seine Beförderung verdankte, war relativ. Er sollte mit seiner Kolonne von Madrid aus durch das Guadarrama-Gebirge in westlicher Richtung auf das in nationaler Hand befindliche (wenn auch tatsächlich nur ganz schwach besetzte) Avila vorstoßen. Er kam jedoch nur bis zu dem Dörflein Santa Teresa, wo er aus damals nicht klar erkennbarem Grund umkehrte. Auf nationaler Seite kam über diese wunderbare Rettung von Santa Teresa alsbald eine fromme Legende auf: Die Heilige (eine Königin von Kastilien aus dem 13. Jahrhundert, die, von ihrem königlichen Gemahl verlassen, ins Kloster gegangen war, um dort hinfort ein mild- und wundertätiges Leben zu führen) sei dem Oberst Mangada erschienen und habe ihm wahrheitswidrig (was eine Heilige nicht tun sollte) anvertraut, das nach ihr benannte Dorf und erst recht das weiter zurückliegende Avila seien mit nationalen Truppen vollgestopft, die ihm eine blutige Niederlage bereiten würden. Mangada soll sich den wohlgemeinten Rat der Heiligen zu Herzen und von dem vorgesehenen Angriff Abstand genommen haben.

Die wunderbare Rettung Santa Teresas hatte, wie sich später herausstellte, andere, ganz und gar unheilige Gründe.

Mangada hatte bei seinem Train (es war an alles gedacht) auch ein Feld-Bordell, dessen vom Kriegsministerium besoldete Insassinnen die Truppe derartig mit bösartigen Geschlechtskrankheiten verseucht hatten, daß deren Kampfstärke wie Butter an der Sonne zusammenschmolz. Als er die Damen nach Hause schicken wollte, weigerten diese sich, so daß er einige von ihnen erschießen ließ. Es ergab sich eine so ernste Krise, daß er beschloß, seine bisher siegreiche, nicht vom Feind, sondern vom »General Tripper« besiegte Truppe nach Madrid zurückzuführen, was diese ihm mit einer jubelnden Kundgebung an der Puerta del Sol in Madrid und seiner Wahl zum General dankte.
Die Geschichte zeigt (neben anderem) die Schwierigkeiten, denen sich die wenigen Berufsoffiziere auf republikanischer Seite gegenüber sahen. Ihrer Führung wurden ziemlich wilde Horden anvertraut, die zwar viel revolutionären Schwung, aber wenig Disziplin und meist keinerlei militärische Ausbildung besaßen. Diese Unterlegenheit auf republikanischer Seite gegenüber der nationalen (mit ihren vorzüglichen Einheiten von Berufssoldaten, insbesondere der Afrika-Armee) sollten die Internationalen Brigaden ausgleichen, die aus der Thälmann-Hundertschaft Hans Beimlers hervorgingen. Es gab schließlich deren sieben (zu je drei oder vier Bataillonen), die z. T. unter äußerst fähigen Kommandeuren (großenteils an der Moskauer Frunse-Militärakademie ausgebildet, wie der berühmte »General Gómez«, der aus Deutschland geflohene Wilhelm Zaisser, der spätere SSD-Chef des Ulbricht-Regimes), zum Rückgrat der republikanischen Verteidigung wurden.

Die ersten Freiwilligen: deutsche Kommunisten

Als Beimler seine Thälmann-Hundertschaft aufstellte, gab es auf nationaler Seite noch keinen einzigen deutschen

Freiwilligen, nicht einmal den Flugkapitän Henke, der damals noch »Gefangener« der Rebellen war. Wenn also die Kommunisten noch heute von einer »deutschen Einmischung« in den Spanischen Bürgerkrieg sprechen und diese – wie manch andere – Geschichtslüge mit apodiktischer Gewißheit verkünden, so dürfen sie sich getrost an der eigenen Nase zupfen: der erste deutsche Freiwilligen-Verband im Spanischen Bürgerkrieg stand und kämpfte auf roter Seite, lange bevor an eine Legion Condor oder auch nur ihre ersten Anfänge überhaupt zu denken war.

Aus der Thälmann-Hundertschaft wurde, als die »Arbeiter-Olympiade« über die Rekrutierungsbüros in Paris durch echte Freiwillige verstärkt wurde, das Thälmann-Bataillon, der Kern der im Oktober und November 1936 aufgestellten XI. und XII. Internationalen Brigaden. Seinen Namen behielt es. Ernst »Teddy« Thälmann (1886–1944) war ein Hamburger Hafenarbeiter, der schon 1919 von der SPD zur KPD übergetreten war und in deren Kampforganisation, dem »Roten Frontkämpferbund«, mit seinen beachtlichen Fäusten so kräftig dreinzuschlagen verstand, daß er schon 1924 zum Chef dieser Schläger-Organisation ernannt und im gleichen Jahr in den Deutschen Reichstag gewählt wurde. Daß er, der 1925 auch die Führung der KPD übernahm, bei den Wahlen von 1932 nicht Reichspräsident wurde (an Stelle von Hindenburg), lag nur daran, daß selbst die antifaschistischen Massen auf diesem Posten doch wohl den greisen Marschall für geeigneter als ihren »Teddy« hielten. Von den rund 5 Millionen Stimmen, die damals den Kommunisten in Deutschland sicher waren, bekam Thälmann bei der Reichspräsidentenwahl nur 3,71 Millionen. Er starb 1944 im KZ Buchenwald.

Das Thälmann-Bataillon bekam einen richtigen militärischen Kommandeur. Es war auch ein Deutscher, der ehemalige Reichswehr-Hauptmann Arnold Edler Vieth von

Golssenau, bekannter unter seinem bürgerlichen Pseudonym Ludwig Renn. Er hatte seiner Herkunft nach mit der marxistischen Führerschaft seiner Generation (wie Ulbricht, Wehner und Genossen) nur die sächsische Landsmannschaft gemein. 1889 als Sohn eines königlich sächsischen Prinzenerziehers in Dresden geboren, besuchte er die Fahnenjunkerschule, war Offizier im Ersten Weltkrieg und in der Reichswehr, aus der er als Hauptmann seinen Abschied nahm, um seine inzwischen entdeckte schriftstellerische Ader allein noch schlagen zu lassen. Ihr erstes Produkt, mit dem er berühmt wurde, war der pazifistische Roman »Krieg«. Aber in der Sowjetunion, der er sein Buch »Rußlandfahrten« (1932) widmete, ließ er sich davon überzeugen, daß man den Krieg schlechthin nicht so einfach verdammen dürfe, daß es auch gute, gerechte, ja notwendige Kriege gäbe, immer vorausgesetzt, daß es antikapitalistische, proletarische und vor allem von der Sowjetunion und ihrer Internationale geführte Kriege sind.

Als ein solcher in Spanien vorbereitet wurde, durfte der edle Arnold nicht fehlen. Er überlebte diesen wie schon den Ersten Weltkrieg und später den Zweiten (im mexikanischen Exil, wo er die Emigranten-Organisation »Freies Deutschland« leitete), so daß er 1947 sein vorletztes Buch (»Adel im Untergang«) schreiben und dem »ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaat« als Vorsitzender der Ostberliner Sektion des Deutschen Schriftstellerverbandes bis an sein Lebensende nützlich sein konnte. Kurz bevor dieses eintrat, widmete er sein allerletztes Buch dem spanischen Bürgerkrieg (s. Literaturverzeichnis).

Ihm wurde in der Führung des Bataillons als politischer Kommissar Hans Beimler beigegeben. Als dieser im Dezember 1936 bei der Verteidigung Madrids gefallen war, wurde sein Nachfolger Franz Dahlem (geb. 1892), der schon 1928 Mitglied des Reichstags und des ZK der KPD war.

Auch er überlebte den Spanischen Bürger- und den Zweiten Weltkrieg (diesen als Gestapo-Häftling) und nutzte seine spanischen Erfahrungen (durch eine Spezialausbildung in Moskau ergänzt), um als Kaderchef und Mitglied von ZK und Politbüro der SED die illegale Spionage und Sabotage der Kommunisten und ihrer Tarnorganisationen in der Bundesrepublik Deutschland zu organisieren und zu leiten. Die damals von Dahlem mit Geschick und Sachverstand gelegte Saat geht heute mit den Zellen der RAF (Rote Armee Fraktion) in Westdeutschland unerwartet reichlich auf.
Kommandeur der XI. Internationalen Brigade war der »General Hoffmann«, ein bayrischer Fliesenleger, der in Wirklichkeit Richard Staimer hieß und Schwiegersohn des ersten Staatspräsidenten der »DDR«, Wilhelm Pieck (1876–1960), war. Staimer hatte schon 1931 eine gründliche militärische und weltrevolutionäre Ausbildung in Moskau erhalten. Als er sich in diesem Sinn auch nach dem Spanischen Bürgerkrieg in der Schweiz zu betätigen versuchte, sperrten ihn die Eidgenossen, die in dieser Beziehung keinen Spaß verstehen, ein. In der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands baute er seit 1946 die Volkspolizei auf, deren Kommandeur er 1950 in Leipzig wurde. Er brachte es bis zum Verkehrsminister, seine Frau Lore geb. Pieck zur Gesandtin in Belgrad.

Lang geplanter roter Aufstand

Es waren gewiß nicht die schlechtesten ihrer Leute, die die Komintern in diesem heißen Sommer 1936 nach Spanien delegiert hatte. Aus Italien kamen Palmiro Togliatti und Luigi Longo, aus Ungarn der gefürchtete Ernö Gerö (alias Singer), aus Frankreich Maurice Thorez und de Gaulles späterer Kulturminister André Malraux, aus Jugoslawien der

spätere »Marschall« Tito nebst 20 seiner Partisanen-Generale, um von Schlachtenbummlern wie Ernest Hemingway und Willy Brandt nicht zu sprechen, die nicht mit der Waffe, sondern nur mit der Feder auf roter Seite kämpften. Was sie wollten, hat uns Manuel Aznar[36] mit dem Zitat der Sozialistin Margarita Nelken verraten: »Wir wollen eine Revolution, aber uns kann die russische nicht als Modell dienen, denn wir brauchen hoch lodernde Flammen, die in der ganzen Welt zu sehen sind, und Ströme von Blut, die die Meere rot färben.« Und der Chef der gleichen sozialistischen Partei, Largo Caballero, erklärte gleichfalls lange vor Ausbruch des Bürgerkrieges (am 24. 5. 36 in Cádiz): »Wir werden die Diktatur des Proletariats errichten . . . zur Unterdrückung der kapitalistischen und bourgeoisen Klassen.« Deutlicher konnte das später Herbeigeführte nicht vorhergesagt werden.

Auf diesem Hintergrund werden die Geheimdokumente über die von langer Hand vorbereitete und sorgfältig geplante kommunistische Machtergreifung in Spanien während dieses Sommers 1936 verständlich, die den vorrückenden nationalen Truppen an vier verschiedenen Stellen in die Hände fielen. Danach sollte mit genauem Datum (zwischen 11. Mai und 29. Juni) ein nationaler Putsch provoziert werden, um nach dessen Niederschlagung mit Hilfe der bewaffneten Massenorganisationen in Madrid einen sozialistisch-kommunistischen Sowjet zu bilden. Die Veröffentlichung dieser Dokumente erfolgte erstmalig unmittelbar nach ihrer Auffindung im »Diario de Navarra« vom 7. 8. 36. Die Roten erklärten sie natürlich als Fälschung. Aber selbst ein mit dem Herzen so auf der Seite der Republik stehender Chronist wie Hugh Thomas[11] muß zugeben: »Ich bin zu der Schlußfolgerung gelangt, daß diese Dokumente . . . keine Fälschung sind.« Freilich meint er entschuldigend, das seien weniger Pläne als Träume gewesen. Nun, manchmal werden

auch Träume wahr, selbst Alpträume . . . Ich glaube jedenfalls, daß bei Kenntnis dieser Zusammenhänge kein Zweifel mehr daran bestehen kann, wer dem Hauptmann Condés den Befehl gab, Calvo Sotelo zu ermorden und damit den Bürgerkrieg auszulösen. Wie die kommunistische Machtergreifung gedacht war, zeigt der Ablauf der Ereignisse während der allerersten Tage des Krieges in den beiden wichtigsten Städten Spaniens. Es begann in Barcelona, das aus Anlaß der »Arbeiter-Olympiade« mit kommunistischen Funktionären aus aller Herren Länder überschwemmt war. Hier sollte die Erhebung von General Goded geleitet werden, der jedoch – wie Franco nach Teneriffa – von Azaña auf die Balearen in eine Art Verbannung geschickt worden war. Er konnte die Insel Mallorca schnell und ohne größere Schwierigkeiten in seine Gewalt bringen, um sich danach schnellstens per Flugzeug auf seinen Posten als Revolutionsführer in Barcelona und ganz Katalonien zu begeben. Aber ehe es so weit war, mußten seine Mitverschworenen in Barcelona handeln.

Pulverfaß Katalonien

Katalonien hatte damals – wie auch heute wieder – eine Art regionale Selbstregierung, die sogenannte »Generalität«. Ihr Präsident, Luis Companys y Jover (1883–1940), hatte schon in der Endphase der Monarchie als junger Rechtsanwalt mit fortschrittlichen Ideen und überzeugter katalonischer Separatist die »Republik Katalonien« ausgerufen (damals vergeblich). Als die Republik für ganz Spanien Wirklichkeit geworden war, bekam Katalonien seine »Generalitat« wieder, d.h. ein gewisses Maß von Selbstverwaltung, ohne jedoch aus dem spanischen Staatsverband auszuscheiden, wie das die Separatisten dieser reichsten und

meistindustrialisierten unter allen spanischen Provinzen wünschten. In kritischen Augenblicken jedoch wie dem am 18. Juli 1936 eingetretenen war der Präsident der »Generalität«, Companys, praktisch Alleinherrscher in seinem Reich. Das sollte der republikanischen Zentralregierung in Madrid noch manche Kopfschmerzen bereiten. Katalonien war außerdem mit der hier schon im vergangenen Jahrhundert entstandenen anarcho-syndikalistischen Bewegung (Bakunin) politisch besonders explosiv. Ihre Gewerkschaft CNT (Verband der nationalen Arbeit) und ihre Parteiorganisation FAI (Iberisch-Anarchistische Vereinigung) hatten ihre Hochburg in Barcelona und beherrschten hier weitgehend das politische Klima.

Companys hatte sich – wie Casares Quiroga in Madrid – der Forderung der CNT, »Waffen ans Volk« zu verteilen, hartnäckig widersetzt, wohl wissend, wozu das geführt hätte. Da stürmten am 18. Juli die Anarchisten die Arsenale. Das war das Zeichen für die verschworenen Offiziere, loszuschlagen, noch ehe Goded zur Stelle war. Sie marschierten einfach los, ohne zentrale Führung, ohne Verbindung miteinander, ja ohne rechten Plan. Oberst José López-Amor Jiménez, Kommandant der Artillerie-Kaserne Pedralbes, hatte gar keine schlechte Idee, seine Soldaten, von denen die meisten mit dem Herzen auf der anderen Seite standen, auf die Straße zu bekommen. An diesem Sonntag sollte ja die »Arbeiter-Olympiade« in Barcelona beginnen. Um ihr einen würdigen Rahmen zu geben, erklärte er, würde ihre Einheit eine Paradeformation auf der Plaza de Cataluña im Herzen der Stadt bilden. Als dann auch noch reichlich Schnaps ausgegeben wurde, war die Begeisterung groß. Um 4 Uhr früh verließ die Kolonne die Kaserne. Sie gelangte bis zu dem zentralen Platz. Oberst López-Amor konnte sogar die nahe Telefonzentrale besetzen. Aber jetzt traten die bewaffneten Arbeiter zum Gegenangriff an. In vielen Fällen brauchten

sie die Genossen in Uniform nur aufzufordern, nicht zu schießen, sondern ihre Waffen gegen die eigenen Offiziere zu richten.
An anderen Stellen der Stadt kam es zu erbitterten Kämpfen mit wechselndem Erfolg. Als Goded gegen Mittag des 19. Juli nach Barcelona kam, fand er eine unübersichtliche und schwer zu meisternde Situation vor. Er richtete im Gebäude der »Generalität« am Hafen sein Hauptquartier ein, ohne die Dinge in den Griff zu bekommen. Gegen Abend wurde das Gebäude gestürmt und Goded gefangen genommen. Man zwang ihn, einen Aufruf über den Rundfunk zu verlesen, in dem er seine Anhänger aufforderte, die Waffen niederzulegen. Er tat es mit einer Stimme, der man den Zwang und das innere Widerstreben anhörte. Und er zeigte bei der späteren Standgerichtsverhandlung eine so aufrechte Haltung, daß man ihm diesen Aufruf wohl nicht als Verrat anrechnen darf. Vielleicht wollte er damit nur die aus Mallorca angeforderten Verstärkungen davon abhalten, in die gleiche Falle zu laufen, die ihn das Leben kostete. Er wurde zusammen mit einem anderen Rebellengeneral erschossen, das allgemeine Schicksal besiegter Generale in diesen ersten Kriegstagen, gleichgültig, auf welcher Seite sie standen.

Sowjets an der Macht

Die Anarchisten waren am 20. Juli Herren der Lage in Barcelona und ganz Katalonien. Gegen Mittag hatte die letzte sich noch in Händen der Aufständischen befindende Kaserne kapituliert. Bei ihrer Erstürmung war der Führer der Anarchisten, Francisco Ascaso, gefallen. Bei ihrer Verteidigung hatte ein Bruder des Generals Mola, der Hauptmann Ramón Mola, das gleiche Schicksal erlitten. Sein Tod war umso tragischer, als er noch wenige Tage zuvor seinen Bru-

der in Pamplona aufgesucht und ihn über die verworrene Lage unter den Verschwörern in Barcelona unterrichtet hatte. Doch der General hatte seine Bedenken über das Gelingen des Putsches zerstreut und ihn nach Barcelona zurückgeschickt.

Jetzt saßen sich Präsident Companys, der in seinen umkämpften Amtssitz hatte zurückkehren können, die überlebenden Anarchistenführer Buenaventura Durruti und José Garcia Oliver gegenüber. Sie hielten ihre zwar nicht mehr rauchenden, aber kampferprobten Gewehre in der Hand. »Sie sind jetzt die Herren der Stadt«, sagte der Präsident. Wenn er als Präsident nicht mehr erwünscht sei, werde er sich als einfacher Soldat in die Kader des Antifaschismus einreihen. Wenn er aber in seiner jetzigen Stellung der gemeinsamen Sache nützlich sein könne, stehe er zur Verfügung.

Es war vielleicht zum ersten Mal seit den Zeiten Michail Bakunins (1814–1876), daß sich die Anhänger seines Anarchismus, die bisher den Staat mit allen Mitteln bekämpft hatten, plötzlich an der Spitze eines solchen sahen. Sie waren in der Lage eines Stiers, der mit der Stirn immer wieder gegen die Stalltür anrennt und, wenn sie endlich nachgibt, nicht weiß, was er mit der unvermutet gewonnenen Freiheit anfangen soll. Kämpfen, ja das wollten sie, dynamitieren auch, sogar sterben. Aber regieren? Das romantische Ideal einer unbegrenzten persönlichen Freiheit verwirklichen? Die Verantwortung für ein Gemeinwesen übernehmen? Nein. Das durfte ihnen niemand zumuten. Sie akzeptierten das Angebot, das ihnen Companys bescheiden, fast unterwürfig gemacht hatte. Er blieb im Amt. Aber ihm wurde ein »Komitee der antifaschistischen Milizen« beigegeben, das sich unter Führung der Anarchisten Durruti, García und eines Bruders des gefallenen Ascaso aus Vertretern aller antifaschistischen Parteien und Arbeiterorganisationen ein-

schließlich der kommunistischen zusammensetzte. Das war ein Sowjet im besten bolschewistischen Stil. Er übernahm praktisch die vollziehende Gewalt in Barcelona. Ähnliche regionale Körperschaften wurden in ganz Katalonien gebildet.

Wie regierten sie? Als erstes wurden sämtliche Kirchen in Brand gesetzt. In Barcelona waren es 58. Nur die Kathedrale gelang es Companys zu retten, wobei der Hinweis auf die dazu benötigte große Menge Benzin, das an der Front dringend gebraucht werde, überzeugender war als derjenige auf den architektonischen und Altertumswert des Gebäudes. Dann ging es an die Erschießung der führenden Mitglieder der oberen Gesellschaftsschichten. Priester, Richter, Ärzte und Inhaber anderer akademischer Titel wurden füsiliert, wenn sie sich nicht ausdrücklich mit dem Proletariat solidarisch erklärten, was einige vernünftigerweise taten. Die CNT und FAI installierten sich in dem gotischen Prachtbau der Handelskammer. Die Lokale »faschistischer« Parteien und Zeitungen wurden geschlossen und beschlagnahmt. Die CNT übernahm acht Tageszeitungen und sämtliche Rundfunkstationen. Hotels, Kaufhäuser, Banken und Fabriken wurden enteignet und in »Volksbesitz« überführt. Der Landbesitz wurde ebenfalls enteignet und zur Hälfte an bisher landlose Bauern verteilt, zur anderen kollektiv bewirtschaftet. Und auf allen Amtsgebäuden wehte die rote Fahne mit Hammer und Sichel.

Das war die gleiche Fahne, die bei den Olympischen Spielen in Berlin fehlte, die Fahne der Sowjetunion. Was hätte wohl die Welt geschrieen, wären überall im befreiten Spanien Hakenkreuzfahnen aufgetaucht! Die Embleme des Sowjetimperialismus haben eben auf alle Marxisten, welcher Fraktion dieser Irrlehre sie auch angehören, ob sie sich Kommunisten, Sozialisten, Anarchisten oder sonstwie nennen, die gleiche faszinierende Wirkung. Die moskauhörige

Richtung nützte das aus, indem sie – wie beim Zusammenschluß der sozialistischen und kommunistischen Jugend auf gesamtspanischer Ebene im April 1936, einem der wichtigsten Ereignisse im Verlauf der bolschewistischen Revolution in Spanien – die Bildung einer marxistischen Einheitspartei Kataloniens vorschlug und auch erreichte. Sozialisten, Kommunisten und zwei weitere marxistische Splitterparteien schlossen sich zur PSUC (vereinigte Sozialistische Partei Kataloniens) zusammen, die natürlich wie immer und überall, wo ähnliches sich vollzog (etwa in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands), von den Kommunisten Moskauer Observanz vollkommen beherrscht wurde. Die kommunistische Gewerkschaft UGT (Allgemeine Arbeiter-Union) erhöhte ihren Mitgliederbestand in den Tagen zwischen dem 19. Juli und dem Monatsende von zwölf auf 35000.

Willy Brandts Genossen

Noch hatten die Anarchisten und eine dritte marxistische Gruppe, der POUM (Arbeiterpartei der marxistischen Vereinigung), ihre Unabhängigkeit gegenüber den Moskauer Kommunisten gewahrt. Aber je stärker der Einfluß der Sowjetunion durch ihre – längst vor den deutschen einsetzenden – Kriegslieferungen und ihre schließlich ganz unverhüllte Einmischung in die innerspanische Auseinandersetzung wurde, um so weniger Aussicht hatten sie, ihre Unabhängigkeit von Moskau zu behalten und um so mehr gerieten sie, vielleicht ohne zu wollen, in die Rolle von Steigbügelhaltern des Sowjetimperialismus.
Der POUM war die Schwesterpartei der Sozialistischen Arbeiterpartei, der der junge Willy Brandt damals angehörte, und für die er von Norwegen aus ins bürgerkriegsdurchtobte

Spanien zu »Informationszwecken« ging. Der POUM stand ideologisch etwa auf halbem Weg zwischen dem kommunistischen PSUC und den Anarchisten, nicht ganz so utopistisch wie diese, nicht ganz so totalitär und diszipliniert wie jene, aber sich jedenfalls marxistischer als alle beide einschätzend. Die rote Fahne mit Hammer und Sichel führte auch er, und sie war es, die Willy Brandt mit geballter Faust grüßte, als er im Februar 1937 nach Spanien kam und sich im eleganten Falcón-Hotel an den Ramblas, einer der Hauptstraßen Barcelonas, die vom Hafen zur Plaza de Cataluña führt, meldete. Das Hotel war dem POUM nach den »glorreichen Juli-Tagen«, wie Brandt die bolschewistische Revolution in Katalonien in seinen 1940 aufgeschriebenen und 1966 veröffentlichten Erinnerungen[43a] nannte, als Hauptquartier zugewiesen worden.

Hier machte Willy Brandt als Vorstandsmitglied der linksradikalen »Sozialistischen Arbeiterpartei« (SAP) seine revolutionären Studien. Hier sammelte er einen großen Teil der Eindrücke und Informationen, die er Anfang Juli 1937 den Genossen in Paris bei einer erweiterten Vorstandssitzung der SAP mit dem berühmten »Referat des Genossen Willy« vermittelte. Darin hieß es wörtlich: »Die Aufgaben der bürgerlichen Revolution sind in der antifaschistischen Hälfte Spaniens zum großen Teil im ersten Ansturm gelöst worden. *Ein reinigender Sturm hat die Kirchen und Klöster gesäubert.* Die Macht der Kirche ist gebrochen. Die Granden, die Großgrundbesitzer sind verschwunden, ebenso ein guter Teil des korrupten reaktionären Bürokratengesindels. Mit ihnen gingen so gut wie alle Großunternehmer und

Die hemmungslose Brutalität des Bürgerkrieges machte auch vor Schändungen und Morden von Frauen und Kindern keinen Halt.

Bankherren. *Wo sie sich nicht beeilten, hat man ein wenig nachgeholfen.*« (Kursiv-Hervorhebung d. Verf.)
Wie Willy Brandts »ein wenig nachgeholfen« in Wirklichkeit aussah, hat ein anderer Beobachter der spanischen Vorgänge, der französische Flieger und Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry (1900–1944)[45], der damals auf republikanischer Seite für den Pariser »L'Intransigeant« berichtete, mit den Worten ausgedrückt: »Man erschießt hier, wie man Wälder abholzt.« Der gefallene Dichter (er kehrte am 31. 7. 44 als Kriegsflieger von einem Flug über das Mittelmeer nicht zurück) hatte zu seiner Feststellung um so mehr Recht, als er sich, mit der Feder und dem Herzen auf republikanischer Seite stehend, wiederholt für unschuldige Opfer dieser gräßlichen Menschenjagd einsetzte und, wie sein Biograph Rumbold[46] berichtet, in einem katalonischen Dorf einem von den Roten gehetzten Mönch das Leben retten konnte.

Ziffern des Grauens

Unter den vorsichtig und nur aufgrund einwandfreier Unterlagen geschätzten 75 000 Menschen, die in den sechs Wochen zwischen dem 18. Juli und Ende August von den Roten umgebracht wurden, befanden sich (und diese Ziffern sind genauestens belegt) 7937 Kleriker, darunter 12 Bischöfe, 283 Nonnen und 5255 Priester. Die Ermordung gerade dieser Gruppe von Opfern erfolgte meist in abstoßend grausamer Form unter schrecklichen Foltern und Blasphemien

Mumifizierte Leichen wurden von den Roten an Kirchenportalen in obszönen Stellungen zur Schau gestellt, während die Täter in den Gewändern ihrer ermordeten Opfer posieren.

und stets als eine von wildem Beifall begleitete öffentliche Schaustellung.
In Cernera wurden einem Mönch die Perlen seines Rosenkranzes in die Gehörgänge gestopft, bis ihm die Trommelfelle platzten, ehe ihn ein Genickschuß erlöste. Der Bischof von Jaén wurde zusammen mit seiner Schwester auf einem sumpfigen Gelände bei Madrid in Anwesenheit einer exaltierten Menge von einer als »La Pecosa« (die Sommersprossige) bekannten Milizionärin langsam zu Tode gequält. In Pozuelo de Alarcón bei Madrid wurden vier Nonnen öffentlich vergewaltigt, ehe man sie erschoß. Fälle sind dokumentiert, in denen die Opfer bei lebendigem Leibe verbrannt oder begraben wurden. Einem anderen (Name und Ort sind bekannt) schnitt man, als er kein Lebenszeichen mehr von sich gab, ein Ohr ab, das – wie bei einem erfolgreichen Stierkampf – dem »Matador« als Trophäe überreicht wurde. In Ciudad Real (Neukastilien), wo besonders viel und grausam gemordet wurde, ist der Fall belegt, daß einem der Gepeinigten die Geschlechtsteile abgeschnitten und ihm in den Mund gestopft wurden. Der Ortspfarrer von Navalmorales (Prov. Toledo) sagte den Milizionären, die ihn ergriffen, er wolle »für Christus leiden«. »Das kannst du haben«, war die Antwort. Sie vollzogen Christi Passion an ihm nach. Ihn ans Kreuz zu nageln, war ihnen dann aber doch zu umständlich. »Lästere Gott, und wir verzeihen dir«, sagte der Anführer. »Ich bin es, der euch verzeiht und segnet«, antwortete der Gottesmann und bat darum, nicht durch den üblichen Genickschuß, sondern von vorn erschossen zu werden, damit er seinen Mörder segnen könne. Die Bitte wurde erfüllt.
Das war es, was Willy Brandt sehr dezent mit »ein wenig nachgeholfen« umschrieb. Die umfangreiche spanische Literatur über die Greuel dieser Tage – fast jede Gemeinde hat ihre eigene Schreckenschronik, während wir uns auf den amtlichen Untersuchungsbericht der spanischen National-

regierung in seiner englischen Fassung von 1953[47] stützen – liest sich schauriger als Grimmelshausens »Simplicissimus«. Es war ein anderer französischer Dichter, Paul Claudel (1868–1955), der die Leiden und die menschliche Größe der spanischen Märtyrer in seiner ihnen gewidmeten Hymne »Aux Martyrs Espagnols« mit ergreifender Schönheit und Eindringlichkeit verewigt hat: »Sœur Espagne, Sainte Espagne, tu as choisi!«

Die Gesamtzahl der während des ganzen Bürgerkriegs von den Roten ermordeten Nationalspanier wird amtlich mit 85940 angegeben. Ich halte sie für weit untertrieben, wie mir nichtoffizielle Schätzungen von 300000 oder gar 500000 als zu hoch erscheinen. Die wirkliche Ziffer dürfte auf der Mitte zwischen beiden Angaben liegen und 100000 bis 200000 betragen.

Natürlich wurde auch auf nationaler Seite gemordet. Besonders die »Moros« und Legionäre aus Afrika waren an eine harte Kampfführung gewöhnt und machten, zumindest in den ersten Kriegstagen, wie wir gesehen haben, keine Gefangenen. Sie bevorzugten im Nahkampf das Messer und waren als Gegner wegen ihrer Kaltblütigkeit, ja auch Grausamkeit gefürchtet. Aber allen auch auf dieser Seite vorgekommenen Exzessen fehlte das Spektakuläre, das Öbszöne, Blasphemische, Sadistische, das die Verbrechen auf roter Seite so besonders verabscheuungswürdig machte. Die Zahl der republikanischen Opfer ist um so schwerer zu schätzen, als Angaben darüber von offizieller Seite nicht vorliegen und diejenigen einzelner Republikaner oder ihrer Parteigänger nie belegt und meist maßlos übertrieben sind. Hugh Thomas[11] dürfte mit seiner Schätzung von 40000 Exekutionen auf nationaler Seite der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Er schließt in diese Zahl alle in den ersten Kriegstagen erschossenen Gefangenen oder von Standgerichten verurteilten Militärs (darunter die Generale Batet, Campins, Ca-

ridad Pita, Romerales und Salcedo sowie den Admiral Azarolo) und sogar bei Straßenkämpfen umgebrachte Republikaner ein. Und er weist mit Recht auf den Ursprung der meisten in aller Welt verbreiteten Greuelmeldungen über nationalspanische Untaten hin.

Münzenbergs Pariser Lügenküche

Es gibt ja zum Glück einen unverdächtigen Zeugen, der lange genug an der Seite Münzenbergs für die Komintern arbeitete, um all ihre Roßtäuschermethoden zu kennen, mit denen sie erstaunlich wirksam die öffentliche Meinung der westlichen Demokratien beeeinflußte. Arthur Koestler[48] hat sie uns verraten. 1905 in Budapest geboren, arbeitete er zunächst für die angesehene Vossische Zeitung in Berlin, trat jedoch 1931 der KPD bei und mußte 1933 – zusammen mit Münzenberg – sein Tätigkeitsfeld nach Paris verlegen. Zeitweilig als Korrespondent für »News Chronicle« im Spanischen Bürgerkrieg tätig, arbeitete er hauptamtlich im Pariser Kominternbüro und hat mit aller wünschenswerten Deutlichkeit beschrieben, wie Münzenberg und dessen rechte Hand, Otto Katz, und in beider Auftrag natürlich auch er die Welt laufend und bewußt belogen haben.
Die drei schwindelten geradezu genial (Goebbels beneidete die Komintern um dies Dreigestirn). Sie kannten die Sprachen des Westens wie seine Mentalität. Sie wußten genau, was sie ihrer Kundschaft zumuten konnten und wo deren empfindliche Stellen lagen. Sie haben dem Weltbolschewismus manche Schlacht gewonnen und hätten jede Menge Leninorden und Stalinpreise verdient, die sie jedoch nicht bekamen, weil sie sich 1937 mit der Moskauer Zentrale verkrachten. Als Münzenberg und Koestler mit der KP brachen, war die ganze Komintern nur noch halb soviel wert.

Stalin konnte sie, um sich beim Westen Liebkind zu machen, 1943 getrost auflösen. Münzenberg wurde 1940 in Südfrankreich ermordet, Koestler entkam nach England. Wir werden auf ihr Wirken im Zusammenhang mit ihrem vielleicht größten und nachhaltigsten Propagandaerfolg, der Guernica-Geschichte, noch zurückkommen.

Aus Münzenbergs Werkstatt stammte auch die Nachricht über die Ermordung von Federico García Lorca (1899–1936), des wohl größten Dichters, den Spanien damals besaß. Man kann noch heute in allen einschlägigen Werken lesen, er sei »von Anhängern Francos« umgebracht worden. Dabei ist weder sein Todestag noch der Tatort des angeblichen Mordes, ja nicht einmal sein Grab bekannt, um von den unvorstellbaren Motiven für ein solches Verbrechen ganz zu schweigen. Was konnte Franco oder irgendein Nationaler für ein Interesse daran haben, dieser Leuchte hispanischer Dichtkunst das Lebenslicht auszublasen? Wäre er noch Kommunist oder wenigstens Linker gewesen, hätte das noch irgendeinen Sinn gehabt. Aber García Lorca war absolut unpolitisch. Er war nicht einmal Modernist. Seine Werke wurzeln tief in altspanischer Tradition, wenn auch seine Darstellungsart gelegentlich als surrealistisch bezeichnet wird. Er war weder Freimaurer noch Antiklerikaler wie so viele andere Intellektuelle. Er war nur Dichter.

Bei einem Besuch seiner Heimatstadt Granada wurde García Lorca vom Ausbruch des Bürgerkrieges überrascht. Er zog zu seinem Freund Luis Rosales, der als Schriftsteller einen bescheidenen Namen, aber einen Bruder bei der Falange hatte. Granada fiel schon bald in nationale Hand. Wer also hätte ihm da ein Leid zufügen können? Trotzdem wurde er eines Tages erschossen aufgefunden. Die örtlichen Behörden verscharrten ihn an unbekanntem Ort und breiteten den Mantel des Schweigens über den peinlichen Vorfall. Das war nicht klug und wurde ihnen als Schuldbekenntnis

ausgelegt. Jetzt sprach alle Welt davon, die Faschisten hätten Spaniens größten Dichter umgelegt. Münzenberg sorgte für dramatische (und wie stets frei erfundene) Einzelheiten. Und Willy Brandt[43a] stimmte in den internationalen Klagechor ein: »Es steht nicht nur Recht gegen Unrecht, Wahrheit gegen Lüge, sondern auch *Kultur gegen Barbarei*«. (Kursiv-Hervorhebung d. Verf.)
Was García Lorca wirklich widerfuhr, ist bis heute ungeklärt, obwohl sich Dutzende von Autoren bemüht haben, es herauszufinden. Es scheint nicht ganz ausgeschlossen, daß er einem persönlichen Racheakt zum Opfer fiel. In jenen wirren Tagen wurde auch manch private Rechnung beglichen. Eine von Hugh Thomas[11] wiedergegebene weitere Version hat einige Wahrscheinlichkeit für sich. García Lorcas Vorliebe galt den Zigeunern. Sein »Romancero gitano« (dt. Zigeunerromanzen, 1953) machte ihn 1928 berühmt. Besonders Andalusiens Zigeunerinnen sind für ihre Anmut und ihr Temperament bekannt und eine beliebte Attraktion, die auch auf den Dichter wirkte. Es könnte um eine von ihnen zu einer der üblichen Wirtshausschlägereien gekommen sein, die für ihn tödlich ausging. Sein Ende ist und bleibt in Dunkel gehüllt und hat jedenfalls ganz gewiß keine politischen Hintergründe.

Die Rolle der Kirche

Die Behauptung Willy Brandts, in dieser Auseinandersetzung habe »Kultur gegen Barbarei« gestanden, ist mit García Lorcas Tod nicht zu beweisen. Daß aber die Gegenseite (auf der Brandt stand) mit ihren kirchenfeindlichen Ausschreitungen unzählige Akte wildester Barbarei beging, wie etwa die Verbrennung von 10000 Bänden aus der Bibliothek der Kathedrale von Cuenca (Neu-Kastilien), darunter

wertvollste Inkunabeln und unersetzliche Dokumente aus der Kolonialzeit, ist eine bedauerliche Tatsache.

Selbst Brandt[43a] kann nicht leugnen, »daß in den ersten Tagen des Bürgerkrieges eine Reihe von Klöstern und Kirchen in Flammen aufgingen«. Aber das hatte seine Gründe, meint er: »Manche waren in Festungen verwandelt worden, von denen aus geschossen wurde . . . Zahlreiche Kirchenfürsten waren aktiv an der Vorbereitung der Rebellion beteiligt und traten in die provisorischen faschistischen Regierungen ein.« Das stimmt einfach nicht. Wenn Brandt es sich nicht aus den Fingern sog, dann las er es in kommunistischen Zeitungen (die ja für ihre Wahrheitsliebe bekannt sind, seit die KPdSU ihr Zentralorgan »Prawda«, Wahrheit, nannte). Hugh Thomas[11], der die »Faschisten« nun wahrlich nicht verteidigt, stellt ganz nüchtern fest: »Die Kirche hat praktisch nirgends an der Erhebung teilgenommen. Fast alle Geschichten von Rebellen, die von Kirchtürmen aus geschossen hätten, waren ebenso unwahr.«

Salvador de Madariaga[12] hat eine Erklärung, die weniger primitiv und überzeugender als diejenige Willy Brandts ist. Ein Geistlicher, der der Abschlachtung von 1215 Priestern, Mönchen und Nonnen in der Provinz Barcelona entrinnen und nach Frankreich fliehen konnte, habe erklärt: »Die Roten haben unsere Kirchen zerstört, aber erst nachdem wir *die* Kirche zerstört hatten.« Wenn das Wort nicht wahr sein sollte, so ist es von Madariaga geistreich und überzeugend erfunden. Es trifft den Kern des Problems. Natürlich war der erbarmungslose Kampf gegen die Kirche – ihre Gotteshäuser wurden, ob sie Ruinen oder heil geblieben waren, in der ganzen Republik geschlossen – ein bewußtes Werk des atheistischen Marxismus und der jede Autorität leugnenden Anarchisten. Aber er hätte bei den breiten Massen nie so viel Duldung, ja Unterstützung gefunden, wäre die spanische Kirche in Ordnung und ihren Aufgaben gewachsen ge-

wesen. Sie war es nicht. Sie war äußerlich versteinert und innerlich verfault. Und diese Kirche rettete Franco bis in unsere Tage hinüber – mit Hilfe der Deutschen, die Francos Schwager verächtlich als »Heiden« bezeichnete.

Die Rolle der KP

Bemerkenswerter als die plump kirchenfeindlichen Behauptungen Brandts (der trotzdem – wie soviele führende Marxisten – vom Heiligen Vater empfangen wurde), ist das, was er über das politische Kräfte- und Spannungsverhältnis im marxistischen Lager der Republik zu sagen hat[49]. Seine eigene Bruder-Partei POUM wird von ihm heftig bis vernichtend kritisiert. Sie sei »unkonkret in ihrer politischen Aufgabenstellung«, habe eine falsche Einstellung zum Problem der Volksfront und mache einen »führerlosen Eindruck«. Dagegen stellt er (absolut richtig) fest, daß die KP »heute zur zentralen politischen Kraft im antifaschistischen Spanien geworden ist«. Es sei ihr gelungen (und auch das trifft zu), »auf die proletarische und aktivistische Jugend wohl die stärkste Anziehungskraft auszuüben«. Nach der Vereinigung der sozialistischen und kommunistischen Jugend im April 1936, »in die die Kommunisten mit ein paar tausend Mann« einstiegen, wuchs diese Organisation bis zum März 1937 (als Brandt seinen Bericht schrieb) lawinenartig auf 300000 Mitglieder an. »Wie ist dieses ganz außerordentliche Wachstum zu erklären?« fragt er. Man müßte blind sein, um nicht zu sehen, »daß die KP in den Augen breiter Massen die konsequenteste Verfechterin der militärischen Notwendigkeiten geworden ist«.
In Madrid hatten die Kommunisten das sogenannte 5. Regiment aufgestellt (so genannt, weil es neben den vier traditionellen Regimentern der Garnison Madrid etwas ganz

Neues darstellen wollte). Während die Milizen ihre militärische Organisation nur widerwillig hinnahmen und nach außen alles »militaristische« Gehabe vermieden (sie trugen meist ihre Overalls aus den Fabriken oder irgendeine andere ihnen zweckmäßig erscheinende Bekleidung), war das 5. Regiment, auch in seiner äußeren Erscheinung, nach sowjetischem Vorbild streng militärisch ausgerichtet. An seiner Spitze stand der an der Moskauer Frunse-Akademie ausgebildete Enrique Lister. Das System der politischen Kommissare war bis zur Kompanieführer-Ebene eingeführt. Diese Soldaten konnten nicht nur kämpfen, sie glaubten auch zu wissen, wofür. Die kommunistische Remilitarisierung – immer nach sowjetischem Vorbild – ging soweit, daß das 5. Regiment mit klingendem Spiel im Gleichschritt durch die Straßen Madrids maschierte.

Ein weiteres Moment zur Hebung des kommunistischen Ansehens in der öffentlichen Meinung der Republik war die nachhaltige Hilfe nicht nur an Nahrungsmitteln, sondern auch an Waffen, die die Sowjetunion über die Kanäle der KP immer großzügiger nach Spanien fließen ließ. Brandt sagt es unmißverständlich: »Ohne die russische Waffenhilfe wäre es dort unten schon längst aus gewesen. Das muß man ganz klar aussprechen.« Und er kommt zu der abschließenden Feststellung: »Die KP ist heute die ausschlaggebende politische Kraft im antifaschistischen Spanien. Wenn sie auch nicht die Führung der Regierung in Händen hat, so beherrscht sie doch heute den größten Teil des Staatsapparates. Die Offiziere sind zum größten Teil bei ihr organisiert, die Polizei ist überwiegend in ihren Händen. Spanien ist in einer Entwicklung zur kommunistischen Parteidiktatur.« Und er ruft die Genossen der SAP auf: »Spanien ist eine Vorab-Entscheidung für die großen Ereignisse, die folgen werden . . . Gerade jetzt darf die Arbeiterbewegung nicht nachgeben.«

Im Spanischen Bürgerkrieg hat sich Willy Brandt vom marxistischen Sektierer zum Bewunderer und Anhänger des Moskauer Kommunismus gewandelt. Daran ändert seine Nachkriegskarriere in der SPD sowenig wie sein Bekenntnisbuch[50], in dem er seine spanische Episode mit den bescheidenen neun Worten übergeht: ». . . mein Engagement beschränkte sich auf politische und publizistische Tätigkeit . . .«.

Mißerfolg auch in Madrid

Brandts Beobachtungen in Barcelona, wo er den größten Teil seines Spanienaufenthaltes verbrachte, decken sich mit der Entwicklung der roten Revolution in Madrid. Auch hier klappte der Putsch ganz und gar nicht, so daß die Roten, wie von ihnen vorgesehen, den Nationalen zuvorkommen konnten. Als am 19. Juli bereits die Waffen an die marxistischen Massenorganisationen ausgegeben worden waren, bekam der als Putschführer vorgesehene General Miguel García de la Herrán (1880–1936) im letzten Augenblick kalte Füße und trat das Kommando an seinen Stellvertreter, General Joaquín Fanjul Goñi (1880–1936), ab, den jedoch die anderen Mitverschwörer nicht bedingungslos anerkannten.
Die so entstehende verworrene Lage bei den Putschisten wurde noch dadurch verschärft, daß man ihnen die Telefonleitungen abgeschnitten hatte, so daß sie in ihren von bewaffneten Volksmengen blockierten Kasernen versuchen mußten, sich miteinander durch Blinkzeichen oder andere primitive Behelfsmittel zu verständigen. Zentrum der Ereignisse wurde die Montaña-Kaserne im Westen der Stadt am Ufer des Manzanares. Hier hatte General Fanjul sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er wußte nicht, mit welchen Kräften er rechnen konnte, ja ob er sich überhaupt auf die eigenen Leute in seiner Kaserne verlassen durfte, die von

den Kommunisten draußen durch Lautsprecher ständig aufgefordert wurden, sich mit ihnen zu solidarisieren, den Gehorsam zu verweigern und ihre Waffen gegen die eigenen Offiziere zu richten.
Hätte Fanjul jetzt losgeschlagen, wäre vielleicht noch alles gut gegangen. Denn die revolutionäre Menge, die seine Kaserne belagerte, war zwar bewaffnet, aber von den 55000 Gewehren, die ausgegeben worden waren, hatten 50000 keine Schlösser. Das war der letzte Streich gewesen, den Casares Quiroga den Roten vor seinem Rücktritt gespielt hatte. Die Schlösser zu den 50000 Gewehren lagen – gut eingeölt und registriert – eben in der Montaña-Kaserne, die schon aus diesem Grund für die Kommunisten so besonders begehrenswert war. Ein Ausbruch der Putschisten in diesem Augenblick hätte zwar gewiß hohe Verluste auf beiden Seiten gefordert, aber doch die Verbindung zu den anderen Kasernen und damit einen Erfolg des Gesamtunternehmens erreicht. Er wurde nicht unternommen.

Kaserne wurde zum Schlachthaus

In der Nacht vom 19. zum 20. Juli war der Himmel über Madrid blutig rot gefärbt. 50 Kirchen brannten. Die Gefängnisse waren geöffnet und mit den politischen auch viele kriminelle Gefangene losgelassen worden. Die »Pasionaria« hatte über den Rundfunk wieder eine ihrer blutrünstigen Reden gehalten. Das lange Zaudern der Militärs war eine weitere Ermunterung für die Kommunisten. Sie traten zum Sturm an. Fünf Stunden lang wurde die Montaña-Kaserne aus der Luft bombardiert und mit zwei Geschützen beschossen, die man auf einem Bierwagen herbeigefahren hatte. General Fanjul und der Kommandant der Kaserne, Oberst Moisés Serra Bartolomé, wurden mit zahlreichen anderen

Insassen der Kaserne verwundet. Alle ihre Versuche, Verstärkungen von Mitverschworenen, vor allem aus der Kaserne Carabanchel, einem Vorort Madrids, in der sich General García befand, zu erhalten, waren vergebens.
Da ließ Fanjul die weiße Fahne setzen. Die belagernde Menschenmenge jubelte und rückte vor. Sie wurde mit Maschinengewehrfeuer empfangen. Es gab schwere Verluste. Ob das ein infamer Trick oder nur eine Folge des Durcheinanders bei den Putschisten war, wurde nie geklärt. Die Wut der Massen steigerte sich zu blinder Tollkühnheit. Das Haupttor der Kaserne wurde mit Rammstößen erbrochen. Und nun stürzte sich eine von Rachgier trunkene Menge auf die Verteidiger. Ein fürchterliches Gemetzel hob an. Die Offiziere wurden, auch wenn sie keinen Widerstand mehr leisteten oder verwundet waren, durch die Fenster in die Menge geworfen und dort buchstäblich zerrissen. Oberst Serra und vielen anderen ging es so. General Fanjul hob man sich für ein Sonderverfahren auf. Er wurde später standrechtlich erschossen. General García nützte sein Rückzieher nichts. Er wurde in der Carabanchel-Kaserne von seinen eigenen Soldaten umgebracht.
Am Abend des 20. Juli hatte in Madrid die Revolution gesiegt – die rote. An der ehrwürdigen Puerta del Sol wurden unter dem Jubel der Massen Lenin-Bilder aufgehängt. Präsident Azaña residierte zwar weiter im ehemaligen Königs-Palast, dennoch regierten die von Kommunisten beherrschten Gewerkschaften und ihre Avantgarde, die vereinigte marxistische Jugend. »Kommunistische Parteidiktatur«, wie Willy Brandt vollkommen richtig diagnostiziert hatte.

Die zähe Tapferkeit der im Alcázar von Toledo eingeschlossenen National-Spanier ließ die meisten von ihnen überleben.

Zwei Tage vorher hätte noch alles anders kommen können. Am Sonnabend, dem 18. Juli – in Marokko war der Aufstand bereits gelungen – läutete bei General Mola in Pamplona das Telefon. Madrid. General Miaja, Oberbefehlshaber in Madrid und soeben von Ministerpräsident Martínez Barrio (er war es nur einen halben Tag lang und wurde am 19. 7. von José Giral abgelöst) zum Kriegsminister ernannt, erkundigte sich nach dem Wohlbefinden des Herrn Kameraden. Miaja war überzeugter Republikaner, aber alles andere als Kommunist, der noch lange versuchte, die Republik als solche zu retten. »Ausgezeichnet«, antwortete Mola. Das sei ja wohl kein Wunder nach den guten Nachrichten aus Marokko, die er, Miaja, gewiß genauso gut kenne wie er. Wenig später erneuter Anruf aus Madrid. Diesmal war Ministerpräsident Martínez Barrio, von Miaja offenbar alarmiert, selbst am Telefon. Er machte Mola das ganz konkrete Angebot, einen Ministerposten in seinem Kabinett zu übernehmen. Mola bedankte sich für die Ehre, lehnte aber ab. Sie stünden in verschiedenen Lagern. Wenn sie sich hinter dem Rücken ihrer Anhänger einigten, sagte er, »verdienten wir beide, gelyncht zu werden«.

Als nächsten wandte sich Martínez Barrio an den alten General Cabanellas in Saragossa. Daß er auch dort eine Abfuhr erhielt, war schon erstaunlicher. Cabanellas, wenige Tage später von Mola zum Präsidenten der ersten nationalen Regierungs-Junta gemacht (nachdem Sanjurjo tödlich verunglückt war), galt als Republikaner und hatte nur unter sanfter Nachhilfe dazu gebracht werden können, sich den Putschisten anzuschließen. Damit waren die Möglichkeiten des Ministerpäsidenten, den Lauf der Dinge aufzuhalten, erschöpft. Er trat zurück. Sein Nachfolger wurde José Giral, Professor der Chemie, persönlicher Freund von Präsident

Azaña und ebenso linksliberal wie dieser. Nichts konnte mehr die kommunistische Erhebung und den so schlecht angefangenen Gegenschlag der Nationalen aufhalten. Der Bürgerkrieg hatte begonnen. Daß er drei Jahre dauern und mehr als eine Million Tote fordern würde, hätte der schwärzeste Pessimist nicht befürchtet.

Auch Valencia verloren

Nach den Fehlschlägen der Rebellen in Madrid und Barcelona, den beiden weitaus größten und wichtigsten Städten des Landes, konnte die Bilanz der nationalen Erhebung an ihrem dritten Tag nicht allzu glänzend genannt werden. Auch die drittgrößte Stadt Spaniens, Valencia, am Mittelmeer, gegenüber den Balearen, mit damals 534000 Einwohnern, fiel am 20. Juli in die Hände der Roten und konnte so bald darauf die Rolle eines provisorischen Regierungssitzes der Republik übernehmen, als die Madrider Behörden es angesichts des nationalen Vormarsches vorzogen, dorthin auszuweichen.
Ob der soeben als Ministerpräsident abgelöste Martínez Barrio bewußt die Rolle einer Art Vorkommando spielte, als er in Valencia eintraf, um sich dort als Beauftragter der Zentralregierung für die Ostprovinzen einzurichten, ist nicht erwiesen. Jedenfalls setzte er seinen ganzen Einfluß ein, um die Stadt, deren Schicksal seit dem 17. Juli auf des Messers Schneide stand, für die Republik zu retten. Mola hatte die Erhebung in Valencia dem General Manuel Gonzáles anvertraut. Ihm stand als Standortkommandant der General Martínez Monje gegenüber, den man zur Teilnahme am Putsch nicht eingeladen hatte, da er als republiktreu bekannt und außerdem Freimaurer war. Gonzáles hatte alles auftragsgemäß vorbereitet, es aber anscheinend nicht

allzu eilig, loszuschlagen. Er verfolgte zwei Tage lang die Entwicklung der Ereignisse vor allem in Barcelona. Das war verständlich, denn ursprünglich hatte Mola ihm diese Stadt für seinen Einsatz zugewiesen. Gonzáles war nicht böse, daß im letzten Augenblick Gegenbefehl kam. Goded, der ursprünglich für Valencia bestimmt war, das von den Balearen, seinem Verbannungsort, etwa gleich weit entfernt lag, hatte sich – aus welchen Gründen auch immer – lieber für Barcelona entschieden. Gonzáles überließ ihm die problematische Riesenstadt im explosiven Katalonien neidlos.
Was er – auch für sich – befürchtet hatte, trat ein: Der Putsch in Barcelona scheiterte. Die von dort eintreffenden Hiobsbotschaften und vor allem Godeds Rundfunkbotschaft, mit der er seine Kameraden praktisch zur Kapitulation aufforderte, verstärkten nicht den Putschelan des zaudernden Generals. Inzwischen hatten einige republiktreue Offiziere der Zivilgarde begonnen, Waffen an die Arbeiter zu verteilen. Die Massen, die bisher schon nicht eben friedlich und von den ersten Erfolgen der roten Revolution in Barcelona und Madrid aufgestachelt waren, wurden gefährlich. Die ersten Kirchen gingen in Flammen auf. Da suchte Gonzáles das Weite. Er entkam nach Nordafrika. In der gleichen Nacht stürmte der Pöbel den Erzbischofspalast und machte ihn dem Erdboden gleich. Auch Valencia war rot und mit ihm die ganze spanische Mittelmeerküste von der französischen Grenze bis Gibraltar.

Wie Aranda Oviedo nahm

Aber es gab nicht nur Mißerfolge und Pannen bei den Nationalen. Daß ihnen Oviedo (82000 Einwohner), die Hauptstadt des asturischen Bergbaubezirkes, in den Schoß fallen würde, hätte auf republikanischer Seite kaum jemand

befürchtet. Über Oviedo hatten vor zwei Jahren noch beim asturischen Bergarbeiter-Aufstand rote Fahnen geweht. Die Arbeiterschaft war gut organisiert und ebenso bewaffnet. Hier konnte nach menschlichem Ermessen nichts passieren. Man war sich seiner Sache sicher. Und man rechnete vor allem nicht mit der Kühnheit und Klugheit des örtlichen Kommandeurs.

Oberst Antonio Aranda Mata (geb. 1888) stammte aus der Afrika-Armee und hatte sich dort schon den Ruf eines Offiziers erworben, der nicht nur ein tapferes Herz, sondern auch etwas unter der Mütze hat. Von dieser seiner grauen Masse machte er Gebrauch, schon lange ehe die Revolte ausbrach. Er hatte es verstanden, sich das Vertrauen der örtlichen Behörden der Republik, ja sogar der Gewerkschaften zu erwerben. Er war nicht der Typ des reaktionären Offiziers, sondern galt als fortschrittlich und ausgesprochen sozial. Und er war es auch. Aber er war deswegen kein Kommunist, ganz im Gegenteil. Nur merkte das niemand, und er band es auch niemand auf die Nase.

Als die Lage am 17. und 18. Juli kritisch wurde, zog man ihn zu Rate. Sollten noch mehr Waffen an die Werktätigen ausgegeben werden, als diese ohnehin schon hatten? Aranda meinte, das sei nicht nötig. Oviedo sei in guter Hut. Und als man ihn weiter fragte, ob er für die Sicherheit Oviedos garantieren könne, wenn die Arbeitermilizen (rd. 4000 Mann) an anderern Stellen, wo es brannte, darunter auch in Madrid, eingesetzt würden, bejahte er zuversichtlich. Er stellte sogar Militärfahrzeuge, Ausrüstung und Proviant für ihre schleunige Verladung zur Verfügung. Und als die Sonderzüge, vollgeladen mit bis an die Zähne bewaffneten Milizionären, darunter die gefürchteten Spezialtruppen von »dinamiteros«, abgedampft waren, machte sich Aranda zum Herren der Stadt. Seine Kühnheit und seine Popularität bewirkten, daß es zu keinem Blutvergießen und zu keinen De-

sertionen kam. Nicht nur seine Truppen, sondern auch die Zivilgarde und selbst die gefürchteten »Asaltos« machten mit. Es nützte den Roten nichts, daß sie die Züge mit den Milizen anhalten und umkehren ließen und alles aufboten, um die Stadt zurückzuerobern. Aranda und seine Soldaten, denen sich schnell ausgebildete und bewaffnete Freiwillige der Falange massenweise angeschlossen hatten, verteidigten die Stadt drei Monate lang, bis sie am 16. Oktober von den Truppen Molas entsetzt wurde.

An historischer Stätte

Da war der Alcázar von Toledo, dessen Heldenepos gleichzeitig begann, schon längst befreit. Das Hohelied der Alcázar-Verteidiger ist oft und in so vielen Tonarten gesungen worden, daß wir uns hier auf die nackten Tatsachen beschränken können. Toledo, ein Landstädtchen von damals knapp 27000 Einwohnern, hatte für Spanien mehr historisch-sentimentale als praktisch-politische oder gar militärische Bedeutung. Wahrscheinlich schon von den Griechen gegründet, war es Sitz der römischen Eroberer, der westgotischen Könige und schließlich Hauptstadt eines arabischen Königtums, bis es Alfons VI. im Jahr 1080 eroberte. Es blieb Residenz der Könige von Kastilien, bis Philipp II. (1527–1598, Vater des unglücklichen Don Carlos) seinen Hof in das nur 70 km entfernte Madrid verlegte.
Die uralte Tradition der Stadt lebt in seiner gotischen Kathedrale, seinen vielen Kirchen und Palästen, seinen winkli-

Befreier und Befreite vor den Ruinen des total zerstörten Alcázar.

gen, engen und steilen Straßen und vor allem im Alcázar weiter, jenem trutzigen Bauwerk, halb Schloß, halb Festung, hoch über dem Tajo. Der Alcázar, arabischen Namens, von den Römern erbaut, von den Goten restauriert, diente den Königen von Kastilien als Residenz und wurde in der Neuzeit zur Offiziersschule (Militärakademie) der spanischen Infanterie. Seine Ruinen sind heute ein Nationalheiligtum, das für den Fremdenverkehr so attraktiv ist wie die Produkte der Toledaner Messerschmiede. Durfte man eine solche Stätte den Roten überlassen, die zu Tausenden aus dem nahen Madrid anrückten, kaum daß dort die Revolution gesiegt hatte? Oberst José Moscardó Huarte (1878–1956) wäre nicht ein Offizier bester spanischer Schule gewesen, hätte er es getan. Er mußte der roten Übermacht die Stadt selbst überlassen. Aber er zog sich in den Alcázar mit dem festen Entschluß zurück, diesen nicht nur bis zur letzten Patrone, sondern bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Ihn begleiteten insgesamt 1300 Waffenträger, darunter 800 Zivilgardisten, 190 Kadetten, 100 Offiziere und 200 Aktivisten der Falange und anderer Wehrverbände sowie 550 Frauen und 50 Kinder, vor allem Angehörige der männlichen Verteidiger.

Die Versorgung mit Munition und Waffen war gut und reichlich, die mit Lebensmitteln von vornherein prekär. Sehr bald mußte man daran gehen, die vorhandenen 177 Pferde und Maultiere zu schlachten. Nur eines dieser treuen Tiere, ein besonders schöner Araberhengst, wurde bis zuletzt geschont und überlebte die Belagerung. Ein Stoßtruppunternehmen konnte in kühnem nächtlichen Handstreich in einem nahen Speicher 2000 Sack Weizen erbeuten, die, mit primitiven Mitteln vermahlen, eine Minimalernährung sicherstellten. Wasser, anfangs reichlich vorhanden, wurde mit der Zeit zum schwierigsten Engpaß der Versorgung für die fast 2000 Belagerten.

Auch bei der Verteidigung des Alcázar spielte das Telefon – wie im ganzen Spanischen Bürgerkrieg – eine wichtige, ja ausschlaggebende Rolle. Trotz der Kriegseinwirkungen funktionierte es, sogar über die feindlichen Linien hinweg, erstaunlich gut, worauf die nordamerikanische Gesellschaft, die es angelegt hatte, nicht wenig stolz war. In den ersten Tagen und Wochen der Belagerung riß die Verbindung zwischen Moscardó und der Außenwelt nicht ab. Anfangs waren es die Minister in Madrid, die ihn per Telefon bestürmten, den sinnlosen Widerstand aufzugeben. Militärisch hatte er wenig Bedeutung. Aber Madrid wußte, was es für seinen nationalen und internationalen Ruf bedeutete, daß sich an der vielleicht traditionsreichsten Stätte auf spanischem Boden in dem von republikanischen Kräften beherrschten Gebiet ein Widerstandszentrum hielt. Und Moscardó wußte, was er und seine Mitverteidiger dieser Tradition schuldig waren. Er wies alle Kapitulationsaufforderungen, so vorteil- und ehrenhaft sie anfangs auch waren, mit spanischer Grandezza zurück.

Da meldete sich am 23. Juli der Kommandeur der örtlichen Milizen am Telefon. Er sprach in anderem, proletarischem Ton mit Moscardó. Wenn er nicht in zehn Minuten die weiße Fahne setze, werde er seinen Sohn Luis, den er an diesem Morgen erwischt habe, erschießen lassen. Er sitze neben ihm. »Wollen Sie ihn sprechen?« Moscadó wollte. »Papa?« meldete sich der Junge. »Was gibt's, mein Junge?« – »Nichts. Sie sagen, sie werden mich erschießen, wenn der Alcázar nicht übergeben wird.« – »Wenn das stimmt, übergib deine Seele Gott, rufe, ›Es lebe Spanien‹ und stirb wie ein Held.« Luis Moscardó starb wie ein Held. Die Roten erschossen ihn noch am gleichen Tag, nachdem ihnen der Oberst als Letztes über den Draht zugerufen hatte: »Der

Alcázar ergibt sich nie!« (Ein zweiter Sohn Moscardós wurde in Barcelona erschossen).
Der Juli ging zu Ende, der August ging vorbei. Der Alcázar ergab sich nicht. Ganz Spanien sprach von dem Drama, das sich da auf historischem Boden abspielte. Auch im republikanischen Teil wurde das Geschehen leidenschaftlich diskutiert. Gewiß, es handelte sich um »Reaktionäre und Faschisten«, wie die auf marxistischen Einheitskurs gebrachten Nachrichtenmittel zu betonen nicht müde wurden. Aber waren es nicht auch Spanier, die sich da mit einer Zähigkeit ohnegleichen verteidigten? Und daß sie es taten, so sagte man sich auf der anderen Seite, mußte doch seine Gründe haben. Vielleicht waren sie gar nicht so schlecht.
Für die Regierung in Madrid wurde der Alcázar von Toledo zu einem auch massenpsychologischen Problem. Sie setzte alles daran, es aus dem Wege zu räumen. Die Belagerungstruppen wurden verstärkt, vor allem mit Artillerie. Die Festung wurde erbarmungslos beschossen. Licht, Telefon und Wasser waren ihr abgeschnitten. Aber die mittelalterlichen Keller und Kasematten wurden so solide gebaut, daß sie den Insassen vollen Schutz gewährten. Die Verteidiger kämpften rein infanteristisch. Aus guter Deckung nahmen sie jede Bewegung des Gegners unter Feuer. Und sie hatten Schießen gelernt. Moscardó hielt in der Festung auf eiserne Disziplin. Die Ausbildung der Kadetten und Zivilisten ging weiter. Es wurde sogar exerziert. Zeit war das einzige im Überfluß Vorhandene.

Deutscher Flieger brachte Hilfe

Am 17. August flog ein nationales Flugzeug über den Alcázar. Es warf eine Botschaft des nationalen Oberkommandos für die Verteidiger ab. Wichtiger als die Anerkennung und

Ermunterung zum Ausharren war vielleicht die genaue Information über die militärische und politische Lage, über die die Belagerten seit Wochen nichts mehr gehört hatten. Sie wußten jetzt jedenfalls, daß man sie nicht vergessen hatte, sondern daß ganz Spanien voll Stolz auf sie blickte, ja daß die Augen der ganzen Welt auf sie gerichtet waren. Drei Tage später war schon wieder Motorengeräusch zu vernehmen. Es war eine der kürzlich aus Deutschland gelieferten Ju 52, die jetzt schon nicht mehr ausschließlich für den Truppentransport von Afrika aus eingesetzt wurden. An ihrem Steuer saß der deutsche Oberleutnant Rudolf von Moreau. Er hatte am frühen Morgen des 20. August in Sevilla 200 kg Konserven, Würste, Schokolade, Medikamente und andere dringend benötigte Dinge geladen. Jetzt ging er, von Osten anfliegend, aus großer Höhe im Gleitflug auf den Alcázar nieder. Aus 50 m Höhe warf er seine kostbare Last ab. Sie fiel vorbei. Die Enttäuschung unter den Belagerten, die das Manöver aufmerksam verfolgt hatten, war groß.
Moreau ließ sich nicht entmutigen. Er flog die 350 km nach Sevilla zurück, nahm die gleiche Ladung noch einmal auf und startete sofort von neuem. Es ging um viel bei diesen Flügen, kein Leben sollte vernichtet, sondern gerettet werden, darunter das von Hunderten unschuldig leidender Frauen und Kinder. Er änderte die Taktik. Er überflog trotz rasenden Abwehrfeuers die feindlichen Linien im Tiefflug, um – wie gelernt – in richtiger Abschätzung von Fluggeschwindigkeit und -höhe auszuklinken. Und diesmal fiel seine friedliche »Bombe« genau ins Ziel, in den engen Mittelhof des Alcázar. Tragflächen und Rumpf der Ju waren nach diesem Einsatz von Einschlägen durchsiebt, ihre Insassen aber heil davongekommen.

Die mündliche Verbindung zwischen Belagerern und Belagerten wurde inzwischen per Megaphon aufrechterhalten. Durch ein solches teilte am 9. September ein Milizionär aus sicherer Deckung (die zu nehmen er und seine Kameraden inzwischen gelernt hatten) mit, daß der Major Rojo (Rot), der nicht nur so hieß, sondern auch ein solcher war (er brachte es im Lauf des Bürgerkrieges bis zum General und war einer derjenigen, die sich noch bis zum März 1939 gegen jeden Vergleich mit den siegreichen Nationalen wehrten), im Auftrag des Madrider Kriegsministeriums mit Moscardó zu sprechen wünsche. Ihm wurde freies Geleit gewährt.
Rojo war als Unterhändler gut ausgewählt. Einmal bot er politisch-weltanschaulich die sichere Gewähr, nicht gemeinsame Sache mit den Rebellen zu machen, die tatsächlich den (vergeblichen) Versuch unternahmen, ihn auf ihre Seite herüberzuziehen. Zum andern genoß er als ehemaliger Taktiklehrer an der jetzt belagerten Kriegsschule unter den Eingeschlossenen ein gewisses Prestige. Er versuchte ihnen klarzumachen, daß sie auf der verkehrten Seite kämpften, daß die Sache der Rebellen verloren und daß besonders ihr Widerstand im Alcázar völlig sinn- und aussichtslos sei. Er forderte sie zur Kapitualtion auf. Moscardó hätte sie abgelehnt, auch wenn ihm nicht derart schamlose Bedingungen zugemutet worden wären. Nur das Leben der Frauen und Kinder sollte garantiert, das der Verteidiger aber in die Hand von roten Standgerichten gelegt werden. Madrid schien sich seiner Sache sehr sicher zu sein. Es erfüllte die einzige Bitte, die Moscardó bei dieser Gelegenheit stellte: man möge ihm einen Priester schicken. Ehe der nun offenbar unmittelbar bevorstehende Endkampf begann, wollte er noch einmal beichten und die heiligen Sakramente empfangen.

Die Bitte wurde erfüllt. Der Priester kam während einer für den 11. September vereinbarten Feuerpause von drei Stunden. Auch er war »rojo«, einer der gar nicht einmal so wenigen spanischen Geistlichen, die das unter ihnen angerichtete Gemetzel nicht nur überlebt, sondern auch den Roten offenbar nicht weiter nachgetragen, sondern sich ihnen zur Verfügung gestellt hatten. Er hielt einen Gottesdienst im Alcázar, erteilte dessen vollzählig anwesenden Insassen Absolution und reichte ihnen das Abendmahl. Sie konnten jetzt mit dem von ihm geleisteten geistlichen Beistand ihrem Tod getrost ins Auge sehen. Ihre Lage war verzweifelt. Die von Moreau abgeworfenen Lebensmittel waren längst verbraucht. Eine Wiederholung seines Unternehmens war ihm als zu riskant abgeschlagen worden. Jede einzelne Ju hatte damals noch kriegsentscheidende Bedeutung. Wasser und Brot wurden knapp und mußten aufs äußerste rationiert werden. Mit 180 gr Brot pro Kopf und Tag war man weit unter die damals in deutschen KZs üblichen Rationen gelangt und fast so schlecht dran wie die deutsche Gesamtbevölkerung in den ersten Nachkriegs-Hungerjahren.

Der letzte Akt

Kaum war der geistliche Seelentröster nach Madrid zurückgekehrt, erhielten die dort akkreditierten Auslandskorrespondenten die Einladung, dem Schlußakt des Alcázar-Dramas in Toledo persönlich beizuwohnen. Man hatte sich etwas Besonderes einfallen lassen. Ein konventioneller Sturmangriff war als wahrscheinlich zu verlustreich verworfen worden. Aber wozu hatte man denn die erfahrenen asturischen »dinamiteros«? Sie sollten für das Feuer der Verteidiger unerreichbar, Stollen unter die Festung vortreiben und

diese dann mit einer gewaltigen Ladung Sprengstoff einfach in die Luft jagen.
Tagelang konnten die Belagerten die Geräusche der arbeitenden Bergleute unter sich hören. Sie ahnten, was das zu bedeuten hatte. Am 18. September war es soweit. Zwei tiefe Stollen waren gegraben und mit Dynamit gefüllt worden. Die Stunden zwischen der plötzlich eingetretenen Stille und der endlich erfolgenden Explosion dehnten sich endlos. Der Alcázar wankte, aber fiel nicht zusammen. Einer seiner Türme stürzte. Eine der beiden Dynamitladungen war nicht explodiert. Als sich die Wolke von Staub gelegt hatte, kletterte ein Milizionär auf die Trümmer, um dort die rote Fahne aufzupflanzen. Er wurde mit Feuer empfangen. Die Verteidiger lebten und wehrten sich so verzweifelt wie eh und je.
So war ihnen also nicht beizukommen, auch als die Sprengprozedur eine Woche später wiederholt wurde, wobei wieder ein Turm zusammenbrach, aber die Kasematten genauso unversehrt wie beim ersten Mal blieben. Zwischendurch versuchte man, den Alcázar mit Feuer zu erledigen. Aus Feuerwehrschläuchen wurden seine Mauerruinen mit Petroleum bespritzt, das durch nachgeworfene Handgranaten in Brand gesetzt wurde. Der Effekt war gering. Ein freiwilliger Kadett verlor bei dem Versuch das Leben, den Verderben speienden Schlauch in eine andere Richtung zu drehen.
Jetzt mußte endlich Entscheidendes geschehen, koste es, was es wolle. Der Linkssozialist Largo Caballero, der soeben zusammen mit den Kommunisten die erste Volksfront-Regierung gebildet hatte, begab sich persönlich nach Toledo, um den Belagerern neuen revolutionären Schwung einzuhauchen. Er versprach weitere Verstärkungen aus Madrid, vor allem spezialisierte Kampfgruppen der »Asaltos«. Als sie eintrafen, war es bereits zu spät.

Am 21. September hatte Franco einen wichtigen Entschluß gefaßt. Die mit deutschen Flugzeugen herbeigeschafften afrikanischen Truppen hatten unter Oberst Yagüe Talavera de la Reina erreicht und standen damit nur noch 100 km vor Madrid und 70 km nordwestlich von Toledo. Da Franco wenig später im Kampf um die Hauptstadt, als seine Truppen bereits in das Weichbild der Stadt eindrangen und damit der Endsieg greifbar nahe war, einen entscheidenden Führungsfehler beging, der den Bürgerkrieg um Jahre verlängern sollte, ist ihm von seinen Kritikern auch seine Entscheidung, erst den Alcázar zu befreien, statt den Vormarsch auf Madrid fortzusetzen, als Irrtum angekreidet worden. Darüber läßt sich streiten. Rein militärisch ist es natürlich verkehrt, sich von dem strategischen Ziel einer Operation – und das war für Franco fraglos Madrid und nicht Toledo – abbringen zu lassen, seine Kräfte zu verzetteln, statt sie ganz auf das eine wirkliche Ziel zu konzentrieren. Aber dieser Krieg war kein herkömmlicher, sondern ein Bürgerkrieg, in dem außermilitärische Momente psychologischer, ja emotioneller Art eine ganz besondere Rolle spielen.

Franco mag sich von der Entsetzung des Alcázars, von der Geste, die Treue und den Heldenmut der Verteidiger durch ihre Befreiung aus dem roten Würgegriff zu belohnen, eine besondere massenpsychologische Wirkung versprochen haben. Sie wurde zweifellos erzielt und hatte größte Bedeutung. Ich bin nicht der von Kindelán[15] in seinen Memoiren vertretenen Ansicht, Franco habe schon damals Madrid »verschenkt«. Es wird weiter unten auf dies traurige Kapitel eingegangen und hier nur festgestellt, daß die Entsetzung des Alcázar die Operationen gegen Madrid verzögerte, aber doch nicht entscheidend. Die schnelle Einnahme der Hauptstadt wäre immer noch möglich gewesen, hätte Franco nicht

– wie wir sehen werden – einen weit schwereren Fehler begangen.
Am 23. Speptember marschierte Oberst José Enrique Varela Iglesias (1891–1951), der an Stelle des erkrankten Oberst Yagüe das Feldkommando der im Mutterland operierenden Teile der Afrika-Armee übernommen hatte, mit seinen Fremdenlegionären und »Moros« in Richtung Toledo statt auf Madrid. Am 26. September befand er sich nur noch 15 km vor der Stadt. Am Morgen des 27. konnten die Verteidiger die heranrückende Ersatzarmee die Hügelkette im Norden der Stadt überschreiten sehen. Am Nachmittag begann der Angriff. Die Milizen leisteten keinen geordneten Widerstand, sondern ergriffen die Flucht, Vergeltung fürchtend, die auch an denen, die nicht entrinnen konnten, genommen wurde. Bei der Einnahme Toledos an diesem und dem nächsten Tag wurden keine Gefangenen gemacht. Am 28. September zog Varela in den befreiten Alcázar von Toledo ein. Moscardó hatte seine Soldaten auf dem Innenhof zwischen den Trümmern in Paradeaufstellung antreten lassen. Er meldete: »Nichts Neues« – »Sin novedad«. Es war das geheime Stichwort für den Beginn der nationalen Erhebung gewesen.

Neun Monate belagert

Weniger bekannt (da nicht so glücklich ausgegangen) ist die Geschichte der Belagerung von Santa María de la Cabeza, einer Kapelle samt Neben- und Wirtschaftsgebäuden, in dem schroffen Gebirge Sierra Morena an der Grenze von Kastilien und Andalusien nördlich des Städtchens Andújar (24000 Einwohner) in der andalusischen Provinz Jaén. An diesem unzugänglichen und leicht zu verteidigenden geweihten Ort hatten sich bei Ausbruch der Revolution rund

1000 angesehene Bürger von Andújar, darunter Frauen und Kinder, die etwa 100 militanten Falangisten des Ortes und 200 national gesinnte Mitglieder der Zivilgarde vor dem Wüten der Milizen gerettet. Sie hielten nicht nur 10 Wochen wie der Alcázar oder drei Monate wie Oviedo, sondern neun lange Monate aus, um dann allerdings nicht befreit und gefeiert, sondern von den Roten niedergemetzelt zu werden. Der Führer dieser Gruppe war der Hauptmann Santiago Cortés González (1897–1937) von der Zivilgarde. Die Kommunisten hatten bei Beginn des Putsches seine Frau und seine Kinder als Geiseln genommen, um sich seines Wohlverhaltens zu versichern.

Zunächst kümmerten sie sich nicht um den merkwürdigen Haufen, der sich da ins Gebirge zurückgezogen hatte. Die Flüchtlinge waren mit Waffen und Munition gut versorgt. Ihre Verpflegung bereitete einstweilen keine Schwierigkeiten. Sie ernteten die verlassenen Felder der näheren Umgebung, hielten sich Vieh und lebten so gut und so schlecht das unter so ungewöhnlichen Umständen möglich war. Dann tat Hauptmann Cortés etwas typisch Spanisches. Sein Stolz ertrug es nicht, als eine Art Deserteur geringgeschätzt oder vielmehr gar nicht beachtet zu werden. Er schickte den Roten eine regelrechte schriftliche Kriegserklärung. Das ließen die sich nicht zweimal sagen und rückten mit 10000 Mann Milizen gegen das Kirchlein vor. Sie wurden blutig zurückgewiesen und beschränkten sich von nun an darauf, diese nationale Igelstellung innerhalb des von ihnen beherrschten Gebietes abzuriegeln und aus respektvoller Entfernung zu bewachen.

Cortés war es inzwischen gelungen, mit der nächsten, etwa 100 km entfernten nationalen Garnison in Córdoba Verbindung aufzunehmen. Das Rebellen-Kommando ermutigte ihn, auszuhalten und versorgte ihn wiederholt aus der Luft mit Lebensmitteln, die im Herbst und Winter zunächst

knapp geworden und schließlich ganz ausgegangen waren. Von Córdoba und Sevilla aus wurden insgesamt 150 Tonnen Lebensmittel wiederum aus deutschen Ju 52 abgeworfen. Franco selbst kümmerte sich um das Schicksal der Eingeschlossenen und ermutigte sie, ohne ihnen allerdings wie den Verteidigern des Alcázar zu Hilfe zu kommen. Das Schwergewicht der Kämpfe lag damals im Norden. Jeder Mann wurde dort dringend gebraucht, nachdem er die Gelegenheit, Madrid im ersten Ansturm zu nehmen, hatte vorübergehen lassen. Vielleicht glaubte er auch an ein Wunder, wie es die Legendenbildung auf nationaler Seite in diesem Krieg schon wiederholt verzeichnet hatte. Der Ort war der Gottesmutter geweiht, sie würde schon ihre schützende Hand über die tapferen Verteidiger halten, bis man in der Lage wäre, sie zu befreien.

Das aber wollte man in Madrid unbedingt verhindern. Und da sich die örtlichen Milizen – wie in Toledo – außerstande gezeigt hatten, den hartnäckig gehaltenen Platz zu nehmen, wurde die XIII. Internationale Brigade nach der Sierra Morena in Marsch gesetzt. Sie bestand aus Franzosen, Belgiern, Polen, Serben und anderen Freiwilligen und stand unter dem Befehl des aus Deutschland (via Moskau) importierten Wilhelm Zaisser alias »General Gómez«. Das waren zusammen mit den örtlichen Milizen nicht weniger als 20000 Mann. Cortés ergab sich nicht, sondern fügte mit seinen wenigen 100 Gewehrträgern den Angreifern in vielen heftigen Gefechten schwerste Verluste zu.

Trotzdem war abzusehen, daß seine Stellung auf die Dauer unhaltbar war. Wieder schaltete sich Franco ein und erteilte Cortés die Genehmigung, zu kapitulieren. Er wolle das Internationale Rote Kreuz für den Abtransport der Frauen und Kinder interessieren. Cortés hielt von dem Rat seines Oberbefehlshabers so wenig wie von der Hilfe des Roten Kreuzes und kämpfte weiter. General Gómez gelang es, an

einer Stelle den Verteidigungsring zu durchbrechen und den belagerten Platz mittendurch zu spalten. Aber in der Nacht setzte ein sintflutartiger Regen ein. Die abgeschnittenen Verteidiger nützten ihn, um sich von den Roten unbemerkt, ohne Verluste, wenn auch triefend naß, mit der Hauptmacht in dem Kirchlein und seinen Nebengebäuden zu vereinigen.

Am 1. Mai trat General Gómez zum Sturmangriff an. Er hatte als Termin bewußt den Feiertag des internationalen Proletariats gewählt. Hauptmann Cortés geriet verwundet in Gefangenschaft, die er natürlich nicht überlebte. Das Schicksal seiner Mitverteidiger war ähnlich. Die Roten kannten kein Erbarmen, nicht einmal gegenüber den Frauen und Kindern. Das Heiligtum wurde in üblicher Form geschändet und dem Erdboden gleich gemacht. Santa María de la Cabeza wurde eine der schauerlichsten Episoden dieses schauerlichen Krieges.

Andere Widerstandsnester innerhalb des feindbesetzten Gebietes – der Nationalen in San Sebastián und Gijón im Norden, der Roten in Badajoz und Huelva im Süden – wurden innerhalb der ersten Tage und Wochen nach Beginn der Kampfhandlungen ausgeräumt. Ende Juli zeichnete sich eine mehr oder weniger klare Trennungslinie der beiden Lager quer durch Spanien ab. Sie führte von der portugiesischen Grenze im Süden in nordöstlicher Richtung auf Madrid zu, umging dieses und das heiß umkämpfte Guadarrama-Gebirge, gelangte bei Teruel bis auf 150 km ans Mittelmeer und verlief von hier quer durch Aragón bis zur französischen Grenze.

Im Norden blieb ein schmaler Streifen Asturiens und der baskischen Provinzen in republikanischer Hand. Bisher war ohne eine wirklich koordinierte Führung auf beiden Seiten in jeder Stadt und in jedem Dorf mehr oder weniger unabhängig voneinander um die Macht gekämpft worden. Jetzt

entstand eine regelrechte Front zwischen den beiden feindlichen Lagern, die sich nach innen konsolidierten und draußen Hilfe suchten. Der Krieg war aus seiner nationalen in seine internationale Phase getreten. Es war der Augenblick, in dem die ersten nicht-kommunistischen deutschen Freiwilligen spanischen Boden betraten.

Treffpunkt Döberitz

Als Flugkapitän Henke am 28. Juli, soeben mit seiner D-APOK aus Stuttgart zurückgekehrt, die ersten 41 »Moros« von Tetuan über die Meerenge geflogen hatte, erhielten die Geschwader-Kommodores der jungen deutschen Luftwaffe in Dortmund, Döberitz, Merseburg, Gotha und Ansbach gleichlautende Befehle, die ihnen wenig Freude bereiteten. Sie hatten aus ihren noch im Aufbau befindlichen Verbänden soundsoviel Personal herauszuziehen und zu einem ganz geheimen Sondereinsatz sofort auf unbestimmte Zeit zur Verfügung zu stellen. Die betreffenden Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, durchweg hochqualifizierte und sorgfältig ausgebildete Spezialisten, waren sofort zum Jagdgeschwader Richthofen in Döberitz bei Berlin in Marsch zu setzen. Am Mittwoch, dem 29. Juli, meldeten sich dort 91 Luftwaffenangehörige aus den verschiedenen Fliegerhorsten, darunter 25 Offiziere. Es waren 10 komplette Ju-52-Besatzungen, 6 Flugzeugführer He 51, Bord-, Boden- und Luftnachrichtenpersonal sowie ein Sanitätsoffizier.

Der Major (E) Alexander von Scheele empfing sie und wies sie nach besonderer Vereidigung auf Geheimhaltung in ihren Auftrag ein. Der Führer, sagte er, habe sich entschlossen, dem General Franco in Spanien im Kampf gegen den Bolschewismus zu helfen. Die ersten Ju 52 seien bereits in

Spanien und Marokko eingetroffen. Jetzt sollten weitere auf dem Schiffsweg zusammen mit dem entsprechenden Personal folgen. Sie seien für diese ehrenvolle Aufgabe ausgewählt. Aus Gründen der unerläßlichen Tarnung müßten sie für eine Zeitlang ihre Uniform ausziehen. Sie würden aber auch in Zivil Angehörige der deutschen Luftwaffe bleiben. Ihre Bezüge in Deutschland liefen weiter. Zusätzlich würden sie in Spanien einen zweiten Wehrsold in auskömmlicher Höhe erhalten. Sie würden in Zukunft nach außen als »Reisegesellschaft Union« auftreten, die von der Freizeitorganisation »Kraft durch Freude« (KdF) der deutschen Arbeitsfront betreut würde.

Angehörige, selbst Ehefrauen dürften über das wirkliche Reiseziel und die Art des Sondereinsatzes nicht unterrichtet werden. Post sei an sie unter ihrem Namen (ohne Dienstgrad) »bei Max Winkler« mit einer Berliner Postfachadresse zu richten. Auch meine Frau mußte später, als ich als Freiwilliger der Legion Condor in Spanien war, an »Max Winkler« schreiben. Max Winkler war der Name, der uns alle verband, diese ersten Freiwilligen der »Reisegesellschaft Union« wie die insgesamt 20000 Angehörigen der Legion Condor, die im November 1936 aus ihr hervorging.

Welchen jungen, unternehmungslustigen Soldaten hätte das Abenteuer nicht gereizt! Jeder von ihnen bekam ein Handgeld von 200 Mark für notwendige Anschaffungen ausbezahlt. Am Freitag früh kam Staatssekretär General Milch in Begleitung von General Wilberg als Führer des Sonderstabs W zur Besichtigung und Verabschiedung nach Döberitz. In markigen Worten erläuterte er ihnen noch einmal, worum es ginge. Er präzisierte ihren Auftrag genau. Sie seien weder Söldner, noch überhaupt Kriegführende. Sie seien auch keinem fremden Befehl, sondern ausschließlich dem Major v. Scheele als Führer des Transportunternehmens unterstellt. Er bestimme allein über ihren Einsatz. Sie hätten Francos

Truppen über die Meerenge zu fliegen und alle damit zusammenhängenden Aufgaben zu erledigen. Ein kampfmäßiger Einsatz sei ihnen ausdrücklich verboten. Selbst die begleitenden Jäger hätten nur die ihrem Schutz anvertrauten Transportflugzeuge zu verteidigen, dürften aber keinesfalls den Kampf mit feindlichen Maschinen suchen. Göring erwarte jedoch, daß, wenn es zum Kampf komme, jeder seine Schuldigkeit tue, ohne das eigene Leben zu schonen.

Eine merkwürdige Reisegesellschaft

Um 11 Uhr bestieg die »Reisegesellschaft Union« zwei bereitstehende Omnibusse, die sie von Döberitz zum Lehrter Bahnhof in Berlin bringen sollten. Aus den Fliegersoldaten waren inzwischen unauffällig gekleidete Zivilisten geworden. Dem kundigen Auge blieb trotzdem nicht verborgen, daß es sich bei ihnen um irgend etwas Besonderes handelte. Das lag nicht am einheitlichen Haarschnitt, den trug damals mehr oder weniger jedermann. Sie bemühten sich auch, nicht in Gleichschritt zu verfallen und benahmen sich überhaupt so unmilitärisch wie möglich. Aber die Wehrmacht hatte nun einmal typenbildende Kraft, deren Effekte sich schwer verbergen ließen. Doch man fragte damals nicht viel, aus gutem Grund. Man wunderte sich vielleicht, aber man hielt den Mund. Auch die Hafenarbeiter in Hamburg, wo die merkwürdige Reisegesellschaft am gleichen Nachmittag per Zug eingetroffen war, um an Bord des modernen Schnelldampfers »Usaramo« der Woermann-Linie zu gehen.

Die Hamburger Stauer waren die alten Kumpels des KPD-Chefs »Teddy« Thälmann. Jetzt hatten sie alle ihr Mitgliedsbuch der Deutschen Arbeits-Front in der Tasche, manche waren sogar der Partei oder SA beigetreten und

vielleicht nicht einmal aus Tarnungsgründen oder Opportunismus. Aber wenn es unter ihnen ehrlich überzeugte Nationalsozialisten gab, so ganz gewiß auch ebenso überzeugte und in der Wolle gefärbte Kommunisten. Sie waren schon beim Beladen der »Usaramo« mißtrauisch geworden. Was hatten sie da alles Merkwürdiges an Bord hieven müssen. Die Flugzeuge waren in den Junkerswerken in Dessau zerlegt und in teils voluminöse Kisten verpackt worden. Die Flak-Geschütze waren in Möbelwagen verstaut und als Umzugsgut deklariert. Das roch alles verdächtig. Und die vielen gleichmäßigen kleinen Kisten, deren jede so verdammt schwer war, sollten die wirklich bloß Werkzeug enthalten, wie in den Verschiffungspapieren stand? Das mußte doch herauszukriegen sein.

Da wollte es der böse, böse Zufall, daß eine solche nicht richtig verzurrte Kiste zu Bruch ging. Und was kullerte aus den zersplitterten Brettern heraus? Munition, Munition, Munition. Die Kommunisten im Hamburger Hafen wußten schon an diesem Freitagabend (31. 7. 36) Bescheid. Das ferienfröhliche Gehabe der Reisegesellschaft und das offizielle Reiseziel der »Usaramo«, Italien, konnte sie nicht mehr täuschen. Sie wußten: Hier stach der erste Transport von deutschen Waffen und Soldaten in See. Am gleichen Abend wußten es auch Moskau und Madrid. Und als die »Usaramo«, die am frühen Morgen des 1. August den Hamburger Hafen verlassen hatte, sechs Tage später in Cádiz einlief, da war auch der republikanische Panzerkreuzer »Jaime I.«, geführt von seinem roten Soldatenrat, zur Stelle.

Sie rochen erstmals Pulver

An Bord ahnte man nichts davon. Die freudige und erwartungsvolle Stimmung hielt an. Die Führung der Kriegsma-

rine aber hatte alle Vorsorge für die Sicherung des Transportes getroffen. Die »Usaramo« und alle weiteren Seetransporte nach Spanien – insgesamt nicht weniger als 170, die ohne einen einzigen Verlust ihr Ziel erreichten – wurden auf ihrer ganzen Fahrt von deutschen Kriegsschiffen gesichert, allerdings nur außerhalb der Drei-Meilen-Zone. Und als die »Usaramo« auf der Höhe von Cádiz in dieselbe einlief, gab der Soldatenrat des »Jaime I.«, der seinerseits von den nationalen Küstenbatterien beschossen wurde, das Kommando »Feuer frei!«

Sie schossen schlecht, die roten Kanoniere. Und ihre Offiziere, die es gelernt hatten, waren längst bei den Fischen. Die »Usaramo« lief unbeschädigt in den Hafen von Cádiz ein, machte fest und wurde sofort entladen. Die »Reisegesellschaft Union« hatte zum erstenmal Pulver gerochen. Sie wußte, daß die Aufgabe, die sie erwartete, alles andere als »Kraft durch Freude« bringen würde. In Cádiz war ihr der heiße Atem des Krieges entgegengeschlagen.

Die stümperhafte Beschießung von Cádiz und der hier einlaufenden »Usaramo« war der letzte Kampfeinsatz des »Jaime I.«. Sein Gefechtswert war begrenzt, gewiß. Aber er genügte jedenfalls, um die Straße von Gibraltar für die Nationalen zu sperren und sogar die Lufttransporte zu erschweren. Seine Flak-Geschütze hätten ja doch einmal treffen können und zwangen so die deutschen Flugzeuge in beträchtliche Höhe, wodurch die Zahl der jeweils transportierten Truppen herabgesetzt werden mußte. Seine Operationsbasis war Malaga. Von hier aus wurde er am 9. August noch einmal zur Begleitung eines roten Landeunternehmens auf den Balearen verwendet. Die mehr als 10000 an Land gesetzten Roten konnten zwar die nur von 50 Mann verteidigte Insel Ibiza besetzen, wurden aber auf der wichtigen Hauptinsel Mallorca von der Falange und hier inzwischen stationierten faschistischen Milizen unter schwersten

Verlusten zurückgeschlagen. Im Zuge der internen Auseinandersetzungen im roten Lager (moskauhörige Kommunisten gegen andere Marxisten aller Art) flog der »Jaime I.« schließlich im Juni 1937 in die Luft.

Die ersten deutschen Bomben

Dasselbe Schicksal hatten ihm Oberleutnant von Moreau und Leutnant Max Graf Hoyos bereits in diesen ersten Augusttagen 1936 zugedacht. Der Angriff auf die mit der »Usaramo« frisch aus Deutschland kommenden Kameraden mag für sie der Anlaß gewesen sein, zu überlegen, wie man den lästigen Panzerkreuzer ausschalten könne. Sollte man nicht einmal die Bomben ausprobieren, die die »Usamaro« mitgebracht hatte? Der Plan wurde mit Major v. Scheele besprochen. Er fand ihn gut, obwohl der Führerbefehl, die Transportgruppe dürfe nicht in Kampfhandlungen eingreifen, dagegen stand. Scheele übernahm die Verantwortung, sich die Genehmigung nachträglich zu besorgen (die er tatsächlich erhielt). Kindelán war als Befehlshaber der (praktisch nur auf dem Papier existierenden) nationalen Luftstreitkräfte Feuer und Flamme und erteilte sein ausdrückliches Einverständnis.

So machten sich die beiden deutschen Flieger daran, eine Ju 52 im nationalen Fliegerhorst Tablada bei Sevilla in aller Eile auf Bombenabwurf umzurüsten. Am 13. August war es soweit. Sie hatten ein Dutzend der eben eingetroffenen 250-kg-Bomben geladen. Beim Morgengrauen starteten sie, Moreau am Steuer, Hoyos als Bombenschütze. Er war Jagdflieger und als Pilot für eine He 51 vorgesehen, die jedoch noch nicht einsatzbereit war (sämtliche Maschinen mußten ja erst montiert und eingeflogen werden). Graf Hoyos aber war tatendurstig. Und als Mitglied der »Reise-

gesellschaft Union« hatte er eine beträchtliche Wut im Leibe, wäre doch ihre »KdF«-Reise schneller und anders als erhofft zu Ende gegangen, hätten die Genossen Matrosen nur besser gezielt. Er, Hoyos, konnte zielen. Das würde er ihnen jetzt zeigen.

Die Ju 52 gelangte ohne Schwierigkeiten über den Hafen von Malaga. Aber da war vom »Jaime I.« keine Spur. Man entdeckte seine Silhouette weiter draußen in der Bucht. In 500 m Höhe wurde er angeflogen. Drei Bomben klinkte Hoyos aus. Zwei trafen. Und wie sie trafen! Die gesamte Munition ging in die Luft. Moreau zog seine Maschine hoch. Als sie die Abwurfstelle noch einmal überflogen, sahen sie, daß das feindliche Schiff in Feuer und Wolken von Rauch gehüllt war. Hier erübrigte sich jeder weitere Angriff.

Der Augenschein dürfte die beiden deutschen Flieger ihren Erfolg haben überschätzen lassen. Das war auch später im Zweiten Weltkrieg auf beiden Seiten häufig der Fall. Selten deckten sich die Erfolgsmeldungen aus der Luft mit den am Boden selbst festgestellten Schäden und Verlusten, Hoyos schrieb noch 1939 in seinen Erinnerungen[51] von »Hunderten von Toten« und praktischem Totalschaden.

Da wußte Göring längst, daß es nicht so schlimm gewesen war. Ja, er benutzte das Beispiel des »Jaime I.« sogar in seiner Unterhaltung mit Mussolini im Januar 1937, um die Italiener vor einer Überschätzung der Wirksamkeit der Luftwaffe im Einsatz gegen die Marine zu warnen. Im Generalstab der italienischen Luftwaffe geisterten damals noch die Ideen des ehemaligen Generals Douhet umher, ein Krieg könne allein durch den Einsatz der Luftwaffe entschieden werden. Dabei hatte Göring damals noch nicht seine Erfahrungen mit dem Blitz auf London gemacht, der zwar – wie später die alliierten Massenbombardierungen deutscher Städte – schweres Leid über die Bevölkerung bringen, aber keine Entscheidung herbeiführen konnte.

Ein Panzerschiff sei aus der Luft einfach nicht zu versenken, erklärte Göring dem Duce. Hier irrte er, denn einem seiner Asse gelang dies Kunststück an der Ostfront. Aber einmal war das ein Stuka, und zum andern hatte dieser einen besonders kühnen und befähigten Piloten, den Oberst Rudel. Der »Jaime I.« sank nicht, ja war nicht einmal für längere Zeit außer Gefecht gesetzt. Er wurde nach Cartagena abgeschleppt und wieder gefechtsklar gemacht, wie wir gesehen haben. Für den Augenblick aber hatten die Nationalen in der Meerenge Ruhe und konnten ihre Truppen verstärkt zur Luft und in bescheidenem Umfang sogar auch wieder zur See dem Kriegsschauplatz zuführen. Werner Beumelburg[52] stellte durchaus zutreffend fest: »Es war der erste Bombenabwurf der Deutschen in diesem Kriege, und er tat vollauf seine Wirkung.« Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Fragwürdige Geheimhaltung

Die Bombardierung des »Jaime I.« machte in der internationalen Presse beträchtlichen Wirbel. Die Roten und ihre Freunde in aller Welt hatten zwar keine Beweise, vermuteten aber ganz richtig, was das für Bomben waren und wer sie geworfen hatte. Daß deutsche Ju 52 auf nationaler Seite eingesetzt waren und von deutschen Besatzungen geflogen wurden, war schon längst kein Geheimnis mehr. Bereits am 28. Juli, als Henke mit seiner D-APOK zum ersten Flug von Tetuan aus mit voll bewaffneten Moros an Bord startete, war – von den Rebellen unerkannt – ein Korrespondent der Pariser Abendzeitung »L'Intransigeant« dabei, der seinem Blatt von Tanger aus sofort einen sensationellen Bericht kabelte. Den las man natürlich auch in Madrid. Und hier amtierte damals noch eine offizielle deutsche Botschaft, wenn auch ihr Chef, Johannes Graf Welczek, schon im April 1936

in gleicher Eigenschaft nach Paris versetzt und sein Posten in Madrid wegen der sich dort zuspitzenden Lage einstweilen nicht neu besetzt worden war. Seine Funktionen nahm inzwischen als Geschäftsträger Dr. Kurt Schwendemann wahr, der nach seiner späteren Rückberufung nach Berlin Leiter der Spanien-Abteilung im Auswärtigen Amt wurde. Er sollte in diesen Tagen allerlei Ärger bekommen.
Am Tage nach dem Erscheinen des sensationellen Berichtes aus Tanger im »L'Intransigeant« wurde Schwendemann ins Madrider Außenministerium zitiert, wo ihn der Unterstaatssekretär höflich, aber dringend aufforderte, die Reichsregierung möge zu den Nachrichten über deutsche Flugzeuglieferungen an die Rebellen Stellung nehmen und diese offiziell dementieren oder bestätigen. Schwendemann leitete das Ersuchen pflichtgemäß an die Wilhelmstraße weiter. Dort wurde es ganz einfach zu den Akten gelegt, ohne daß irgendeine Reaktion erfolgte. Und Madrid ließ sich das gefallen.

Deutsche Waffen für die Republik?

Darüber wundern sich noch heute manche spanischen Chronisten. Sie wissen nicht, daß die Republik Spanien zu diesem Zeitpunkt noch verzweifelte Versuche machte, die zur Niederschlagung der Revolte benötigten Waffen irgendwo zu bekommen und sei es – im nationalsozialistischen Deutschland. Vielleicht ist es unzulässig, darüber zu spekulieren, ob sie damit Erfolg gehabt hätten, wäre ihnen nicht Franco dabei um acht Tage zuvorgekommen. Aber daß dieser Versuch gemacht wurde, ist eine Tatsache. Und daß sich manch ehemaliger deutscher Legionär, der die Frage »Kämpfen wir auf der verkehrten Seite?« noch heute nicht eindeutig zu beantworten weiß, den Kopf mit Zweifeln

darüber zerbricht, wie vielleicht alles hätte anders kommen können, ist menschlich verständlich.

Wäre es denkbar gewesen, daß die bekannt gemäßigte Mitte-Links-Regierung José Girals, in der sich nicht ein einziger Kommunist oder Linkssozialist befand, mit nachhaltiger deutscher Hilfe sowohl der Gefahr von rechts als auch der von links hätte Herr werden können? Ohne deutsche Hilfe wären die Rebellen – soviel ist klar – in wenigen Tagen erledigt gewesen. Aber hätten die gemäßigten Kräfte, die damals jedenfalls de jure noch das Staatsruder in der Hand hielten, und die es auch im Militär, sogar auf nationaler Seite, gab, zusammen mit einer für die Republik kämpfenden Legion Condor, die rote Machtübernahme verhindern können, worauf es doch Hitler ankam? Und hat später Hitler nicht selbst gesagt, die alte (und noch nicht von Franco gleichgeschaltete) Falange hätte sich mit den sogenannten »Roten«, die er nach seinen Erfahrungen mit ihnen beim Arbeitseinsatz in Deutschland schätzen gelernt hatte, zusammentun sollen, um das »reaktionäre Pfaffengesindel« zu verjagen?

Diese Fragen müssen heute zumindest gestellt werden. Eine schlüssige und überzeugende Antwort ist schwer. Ich selbst bin der Überzeugung, daß der Zersetzungsprozeß der spanischen Republik im Sommer 1936 bereits so weit fortgeschritten war, daß Hitler, um Spanien vor der Bolschewisierung zu retten, gar nichts anderes übrig blieb, als auf das Pferd Franco zu setzen. Die Erkenntnis, daß es das falsche war, kam ihm zu spät – als nämlich Canaris bereits seine Finger dazwischen hatte.

Ministerpräsident José Giral y Pereira und sein Außenminister Augusto Barcia y Trelles müssen jedenfalls Berlin nicht für die falsche Adresse ihres Hilfegesuches gehalten haben. Sonst hätten sie sich ja gar nicht an diese gewandt. Sonst wäre es auch schwer verständlich, daß sie die diplomatische

Vertretung des Reiches bei jenem ersten Zwischenfall am 29. Juli mit solchen Sammethandschuhen anfaßten und es sich gefallen ließen, daß ihre formelle Anfrage wegen des »L'Intransigeant«-Artikels mit einer im diplomatischen Verkehr ungewöhnlichen Ruppigkeit unbeantwortet blieb. Tatsächlich waren an diesem Tag bereits in Madrid inoffizielle Fühler nach der deutschen Seite ausgestreckt worden.

Sie liefen – wie die in Tetuan – auf kommerziellen Gleisen. Hier war es der Vertreter des Reichsverbandes der Flugzeugindustrie, Juan Sturm, bei dem man wegen eventueller Flugzeuglieferungen aus Deutschland vorgefühlt hatte. Man wollte dringend leichte Bomber und Jagdflugzeuge haben, dazu wenn möglich Zubehör, Ersatzteile, Munition und Bomben von 50 und 100 kg. Barzahlung wurde zugesichert in jeder gewünschten Währung oder Gold. Das waren interessante Bedingungen, und Juan Sturm wäre kein Kaufmann gewesen, hätte er bei dieser Offerte nicht die Ohren gespitzt. Darüber ließe sich reden.

Schon am Sonntag, dem 2. August, war Sturm bei Außenminister Barcia, der Kaufangebot und Bedingungen wiederholte. Aber dieser Juan war nicht so fix wie Joh. Bernhardt in Tetuan, bei dem alles – mit bekanntem Erfolg – ruckzuck gegangen war. Juan Sturm flog erst am 6. August nach Berlin. Er wurde nicht – wie Joh. Bernhardt – von einem drittklassigen spanischen Offizier, sondern von einem durchaus erstklassigen begleitet. Das war ein Flieger wie der Statist Arranz in der Bernhardt-Mission, aber nicht Hauptmann, sondern Oberstleutnant und dazu Adjutant des Präsidenten der Republik, Azaña. Daß die Mission Sturm trotzdem nicht mehr als ein »Sturm im Wasserglas« wurde, lag daran, daß Sturm – im Gegensatz zu Bernhardt – den Draht nach oben nicht fand. Er schleppte den armen Oberstleutnant Luis Riaño Herrero von einer seiner Firmen

zur anderen. Alle waren sehr freundlich, alle waren sehr interessiert. Aber alle waren in ihren Entscheidungen vom Reichsluftfahrtministerium abhängig, das verständlicherweise abwinkte. So endete die Sturm-Mission wie das Hornberger Schießen. Aber fast wäre da noch etwas ganz erheblich ins Auge gegangen.

Irrflug über Rotspanien

Eine der neun Ju 52, die von Deutschland aus eiligst im Direktflug nach Spanien geschickt worden waren, hatte nämlich Pech gehabt. Während alle anderen ihr Ziel richtig und gut erreichten, verfranzte sich Flugkapitän von Bastian mit seiner D-AMYM über dem Mittelmeer. Als er die spanische Küste erreichte und eine große Stadt ausmachte, nahm er – bei der Unmöglichkeit, sich durch Funk zu orientieren – an, er habe bereits Malaga erreicht (in Wirklichkeit war es Valencia). Er ging also nahezu auf Westkurs, um zu seinem Ziel, Sevilla, zu gelangen. Und als er auf diesem Kurs in vorgeschriebener beträchtlicher Höhe (man überflog ja Feindgebiet) nach etwa einer Stunde wieder eine große Stadt mit einem ebensolchen Flugplatz erkannte, setzte er zur Landung an. Das mußte Sevilla sein. Endlich am Ziel. Der örtliche Lufthansavertreter, von Winterfeldt, war sofort zur Stelle. Freudige Begrüßung. »Endlich in Sevilla!« atmete v. Bastian erleichtert auf. v. Winterfeldt wurde bleich vor Schrecken. »Mann Gottes, wohin wollen Sie denn?« Und als er Auftrag und Bestimmungsziel erfahren hatte, klärte er ihn auf, daß er in Madrid, im roten Madrid gelandet sei. Schnell, schnell wieder rein in die Kiste und nichts wie abhauen, ehe die hier irgendetwas merken.
Das war eine böse Überraschung. So schnell und formlos ist wohl nie eine Lufthansa-Maschine von Madrids Flughafen

Barajas gestartet. Das war ja eben nochmal gut gegangen. Als die Roten unten den Braten rochen, war die D-AMYM schon längst über alle Berge. Jäger, um sie ihr nachzuschikken, hatte die Republik viel zu wenig, und die brauchte sie dringend zu anderen Zwecken. Niemand belästigte die in die Irre und fast in ihr Verderben geflogene Ju. Gleichmäßig brummten die Motoren, als man wieder 5000 m Höhe gewonnen hatte. Unten zog ebenso gleichmäßig die eintönig sepiafarbene Landschaft Kastiliens vorbei. Zerklüftete, kahle Gebirge, hier und da mal ein Olivenhain, eine Ortschaft, deren graue Häuser sich kaum von der Umgebung abhoben.

v. Bastian verfolgte genau die Karte. Der Schreck saß ihm noch in den Gliedern. Das sollte ihm nicht ein zweites Mal passieren. Die Orientierung über fremdem Land und ohne Funkverbindung zur Erde war nicht einfach. Madrid – Sevilla sind ungefähr 400 km. Bastian war sich seiner Sache nicht ganz sicher. Der Zwischenfall in Madrid hatte ihn doch ein bißchen durcheinandergebracht. Aber dies jetzt mußte Sevilla sein. Etwas abseits der Flugplatz. Glatte Landung. Doch hier wurde er nicht von einem Lufthansa-Vertreter, sondern von Soldaten mit vorgehaltenem Gewehr empfangen. Man befand sich auf dem Flugplatz Azuaga von Badajoz an der portugiesischen Grenze. Die Stadt war fest in republikanischer Hand. Die Maschine wurde beschlagnahmt, die Besatzung verhaftet.

Das gleiche Schicksal war auch dem rettenden Lufthansa-Mann in Madrid widerfahren. Im Gefängnis trafen sie sich wieder, nachdem die D-AMYM mit einem rotspanischen Piloten und der gefangenen Besatzung in die Hauptstadt gebracht worden war. Schwendemann bekam wieder zu tun. Berlin wurde sofort unterrichtet und protestierte energisch. Daß es sich um ein reguläres Verkehrsflugzeug gehandelt habe, konnte man schwerlich behaupten. Aber die Erklä-

rung war plausibel: ein für die Evakuierung deutscher Staatsangehöriger bestimmtes Flugzeug. Man wußte, daß die gefangene Besatzung nicht ihren wirklichen Auftrag verraten würde, auch nicht unter Druck. Man täuschte sich nicht. Berlin verlangte die sofortige Freigabe der Maschine und die ebensolche Freilassung der Verhafteten.

Was sollte die Madrider Regierung tun? Daß die nach Berlin geschickte Einkaufskommission gescheitert war, ahnte sie schon. Aber noch befand sie sich dort. Und dem Oberstleutnant Riaño war inzwischen nicht nur die Rückreisegenehmigung verweigert worden, man hatte ihn auch unter diskrete Bewachung gestellt und ihm »geraten«, sein Quartier bis auf weiteres nicht zu verlassen. Er war eine Art Geisel. Beide Regierungen kamen überein, ihre »Gefangenen« auszutauschen. Aber die Ju war verloren. Solange zwischen Berlin und Madrid diplomatische Beziehungen bestanden, gingen Noten über das »corpus delicti« hin und her. Es blieb auf dem Flughafen Barajas und soll bei einem nationalen Luftangriff auf diesen zerstört worden sein, was möglich, aber nicht wahrscheinlich ist. Es war der erste Totalverlust eines deutschen Flugzeugs im Spanischen Bürgerkrieg.

Weitere sollten bald folgen. Aber insgesamt durften Göring und Milch mit dem Ausgang des ersten Transport-Unternehmens zufrieden sein. Die »Usaramo« mit 10 Ju 52, 6 He 51 und vielem anderen wertvollen Kriegsmaterial samt der 91köpfigen »Reisegesellschaft Union« war gut und heil angekommen. Und bei dem schwierigen Direktflug von weiteren 10 Ju 52 war nur die D-AMYM unter unglücklichen Umständen verlorengegangen, die Besatzung aber gerettet worden.

Da hatten die Italiener mehr Pech, als sie sich auch an der Luftbrücke von Nordafrika nach Spanien beteiligen wollten. Am 30. Juli waren 3 Caproni-Flugzeuge und 5 Savoia-Marquetti-Flugboote von Elmas Caligari auf Sardinien mit Ziel

Ceuta-Melilla in Spanisch-Marokko gestartet. Nicht eines von ihnen erreichte sein Ziel, wie General Schweickhard[37] in seiner kriegswissenschaftlichen Studie feststellt. Eines der Flugboote stürzte nördlich von Oran ins Meer und sank, woraufhin die anderen zu ihrem Stützpunkt zurückkehrten. Auch eine Caproni stürzte über Französisch-Marokko ab. Zwei Mitglieder der Besatzung kamen ums Leben, drei wurden schwer verletzt. Die beiden anderen landeten glatt, aber nicht in Spanisch-, sondern in Französisch-Marokko. Sie wurden nach einem Bericht in »Le Matin« (Paris, 6. 8. 36) von den französischen Behörden beschlagnahmt, da sie mit Bombenabwurfvorrichtungen, je 4 MG samt reichlich Munition ausgestattet waren. Die italienische Regierung konnte sich nun wirklich nicht – wie die deutsche im Fall der D-AMYM – mit friedlichen Zwecken dieser Mission herausreden.

Heiße Arbeit

In Sevilla war inzwischen die »Reisegesellschaft Union« bereits in vollem Einsatz. Die Freiwilligen arbeiteten wie die Teufel. Sie sahen, daß es denen, für die sie hierher geschickt worden waren, wirklich unter den Nägeln brannte. Ihr Tag fing morgens um 4 Uhr an, um die kühlste Tageszeit zu nützen. Gluthitze lag in diesen Hochsommertagen über dem Flugplatz von Tablada bei Sevilla. Ihm fehlte (wie so manches) auch jeder angemessene Sonnenschutz. Die deutschen Soldaten, die zusammen mit ihren spanischen Kame-

Soldaten der Legion Condor bei einer Trauerfeier für die ersten abgestürzten Fliegerkameraden.

raden die Maschinen montierten, verrichteten ihre Arbeit im Freien. Manchmal wurden die Werkzeuge in der Sonne so heiß, daß sie sie nicht anfassen konnten. Aber trotzdem wurde in kürzester Frist eine der Maschinen nach der anderen fertig und konnte zum ersten Probestart auf die Rollbahn geschoben werden.

Wenn die deutschen Soldaten dienstfrei hatten, ging es natürlich nach Sevilla. Dann vertauschten sie ihre Monteuranzüge mit einem schneeweißen Ausgehanzug. Es war keine Uniform, und sowas wie Rang- oder Hoheitszeichen gab es natürlich nicht. Aber Zivil war es auch nicht. Es waren die bei der gleichzeitig in Berlin stattfindenden Olympiade übrig gebliebenen Anzüge und Mützen der deutschen Olympiamannschaft. Sie standen ihnen gut und sie fühlten sich auch wohl darin. Doch in Spanien hatte man derartiges noch nie gesehen und staunte sie an wie Zirkuspferde, wo sie sich auch zeigten. Prächtig sahen sie aus, die Jungen. Und sie ließen natürlich auch was springen, wenn sie ausgingen. »Viva Alemania!« Der Geheimhaltung war das nicht zuträglich. Ganz Sevilla sprach von den netten deutschen Jungen. Und jedermann wußte, wozu sie hier waren. Der deutsche Konsul in Sevilla, Draeger, beschwerte sich beim Auswärtigen Amt darüber, daß ihm strengste Geheimhaltungspflicht auferlegt würde, während hier jedes Kind über den Einsatz der auffällig weiß uniformierten »alemanes« Bescheid wüßte.

Deutsche wie Spanier verfolgten in diesen ersten Augusttagen das Fortschreiten der Montagearbeiten mit brennendem Interesse. Franco nahm persönlich lebhaften Anteil

Besatzungen von Ju 52 auf dem Flughafen von Tetuan.

daran, als er sein Hauptquartier am 6. August von Tetuan nach Sevilla verlegt hatte, wo inzwischen die letzten roten Widerstandsnester ausgeräumt worden waren. In Tetuan hatte er den Oberbefehl über die dort verbleibenden Reste der Afrika-Armee (wenige tausend Mann) seinem ehemaligen Verbannungskameraden Orgaz überlassen. Insgesamt, d.h. zwischen dem 28. Juli und dem 11. Oktober 1936 (als die Luftbrücke abgebrochen wurde), flogen deutsche Maschinen mit deutschen Besatzungen 13528 Mann und mehr als 270 Tonnen Material, darunter Maschinengewehre und sogar leichte Feldgeschütze, über die Meerenge. Halbsoviel wurde von den Spaniern auf dem Luft- und Seeweg transportiert, welch letzterer nach der Ausschaltung des »Jaime I.« kein Problem mehr darstellte. Die vorhandenen Quellen weisen eine Gesamtzahl von etwa 20000 Mann aus, die in knapp zweieinhalb Monaten von Afrika aus in den Kampf geworfen werden konnten.

Das war das Instrument, mit dem Franco seinen sorgfältig entworfenen Operationsplan durchführen wollte. Oberst Yagüe, dem er den Oberbefehl über die im Kampf eingesetzten afrikanischen Einheiten übertragen hatte, stand mit seinen Moros und Legionären gewissermaßen in den Startlöchern. Die Schnelligkeit ihres Vormarsches auf Madrid und damit die Herbeiführung des Endsieges würde wesentlich von der Luftuntersützung abhängen, die man ihnen gewähren könnte. Aller Augen waren daher auf die Montageplätze in Tablada gerichtet.

Peinliche Panne

Es war gewiß eine von aufrichtiger Kameradschaft gegenüber den spanischen Waffengefährten bestimmte Geste, daß Major v. Scheele zwei von den drei zuerst fertiggestell-

ten He 51 spanischen Piloten überließ. Das widersprach seinen aus Berlin erhaltenen Weisungen, die besagten, daß die deutschen Maschinen im allgemeinen von deutschem Personal geflogen werden sollten. Das war schon deswegen nötig, weil die deutschen Maschinen keinem fremden Befehl unterstellt werden durften. Über ihre Verwendung hatte allein Scheele zu bestimmen. Aber Kindelán drängte auf den Einsatz seiner eigenen Leute. Sein Argument war überzeugend, daß es ja ihr Vaterland sei, das es zu befreien gelte, und daß seine Offiziere darauf brennen, so schnell wie möglich eingesetzt zu werden. Scheele, der die hispanische Mentalität kannte – er hatte lange in Südamerika gelebt und sprach Spanisch mit Chaco-Akzent – gab nach.

Das sollte ihm viel Ärger eintragen. Denn die beiden He 51, die man nach so viel Aufwand und Mühe den Spaniern anvertraut hatte, gingen sofort verloren. Die eine wurde zu Bruch geflogen, die andere abgeschossen. In Zukunft mußten Kindelán und seine tatendurstigen Flieger ihre Ungeduld zügeln. Franco wandte sich sofort an den Sonderstab W im Reichsluftfahrtministerium mit der dringenden Bitte um Lieferung von 6 weiteren He 51. Er war schon längst nicht mehr so bescheiden wie bei seinem ersten schüchternen Hilfegesuch im Juli. Kaum waren die 6 He 51 genehmigt, hatte Franco schon wieder neue Wünsche, die er General Willberg persönlich vortrug, als dieser ihn Mitte August besuchte, um sich an Ort und Stelle von der Lage und den Notwendigkeiten der Nationalen zu überzeugen. Franco erbat 20 weitere leichte oder mittlere Flugzeuge (He 46). Er erhielt auch diese. Der Appetit kommt beim Essen.

Die peinliche Episode mit den beiden verlorenen He 51 war der Anlaß, in Berlin den gesamten Einsatz der ersten deutschen Freiwilligen und die Zusammenarbeit mit dem spanischen Oberkommando neu zu durchdenken. Die Ende August schließlich erfolgende Ernennung des Oberst i. G. Wal-

ter Warlimont zum deutschen Verbindungsmann beim national-spanischen Oberkommando, dem gleichzeitig sämtliche in Spanien eingesetzten Freiwilligen und Waffen unterstellt wurden, war die logische Folge.

Die erste Phase der deutschen Beteiligung am Spanischen Bürgerkrieg war mit der Ankunft der »Usaramo« und der Indienststellung des von ihr verschifften Personals und Materials sowie mit der Ingangsetzung der Luftbrücke abgeschlossen. Gewiß, die Truppentransporte aus Afrika würden noch zwei Monate weiterlaufen, der Nachschub mußte herangeschafft werden, wie Francos laufende Nachforderungen zeigten. Eine ganze Flotte deutscher Frachtschiffe mußte mobilisiert, ihre Be- und Entladung organisiert, ihr militärischer Schutz sichergestellt werden. Schon am 14. August lief der Dampfer »Wigbert« als zweites deutsches Schiff mit Ziel Cádiz von Hamburg aus. Es brachte u. a. 2 Ju (Typ Guinea), 15 Bombengeschirre für Ju 52, 960 Bomben zu 50 kg, je 10000 Bomben zu 10 und 1 kg, 150000 Schuß MG-Munition, Gurtkästen, Zubehör u. v. a. m. Die Tarnung war diesmal noch besser, die Gestapo bei der Verladung wachsamer als bei der ersten.

Gleichzeitig flogen jede Woche vier Ju 52 von Berlin nach Spanien und zurück, um den Kurierdienst und besonders wichtige Personen- und Materialtransporte zu besorgen. Fast drei Jahre lang. Als ich im November 1938 mit einer dieser Kuriermaschinen im Nonstopflug von Tempelhof nach Salamanca über die Alpen und das Mittelmeer flog, war die ohnehin nicht sehr komfortable Kabine mit riesigen Kisten vollgestellt, über deren mutmaßlichen Inhalt wir uns als der lebende Teil der Fracht den Kopf zerbrachen. Ein Unwetter, in das wir gerieten, brachte die Antwort. Unsere Ju machte so heftige Bocksprünge, daß eine der Kisten, die uns als Sitzplatz (nicht gerade 1. Klasse) diente, mit uns wohl einen Meter hoch geschleudert wurde. Als wir mit ihr auf

dem Kabinenboden landeten, saßen wir zwischen Holzsplittern und – Fackeln, die sich Franco für die Siegesfeierlichkeiten in Madrid bestellt hatte, obwohl bis dahin noch ein halbes Jahr vergehen sollte. Meine Befürchtung, zu spät zu kommen, erwies sich als unbegründet. Ich konnte noch an der letzten Offensive dieses Krieges, der von Toledo, teilnehmen und schließlich die siegreichen nationalen Truppen bei der Endphase ihres langen, langen Marsches nach Madrid begleiten.

Der Kampf beginnt

Er begann am 6. August, als Franco in Sevilla eintraf und Yagües Kolonne sich bereits in Marsch gesetzt hatte. Damit begann auch für die deutschen Freiwilligen ein neuer Abschnitt ihres Einsatzes. Die Vorbereitungen waren beendet. Jetzt hieß es kämpfen, obwohl ihnen das bisher offiziell ausdrücklich verboten war und Hitler einen entsprechenden Gegenbefehl – einen ganz geheimen natürlich – erst am 28. August gab.

Es ist bezeichnend, daß am Beginn dieser neuen Phase des Spanienkrieges das wahrscheinlich erste Treffen zwischen Franco und Canaris stattfand, das für den ganzen weiteren Verlauf nicht nur des Krieges, sondern der deutsch-spanischen Beziehungen überhaupt so ausschlaggebend werden sollte. Diese Begegnung ist bis heute von dem größten Geheimnis umgeben. Sie ist in keinem der amtlichen Dokumente, weder deutschen noch spanischen, auch nur als Tatsache verzeichnet, geschweige denn daß über ihren Inhalt irgend etwas festgehalten worden wäre. Die gesamte Literatur über den Spanienkrieg übergeht sie. Und trotzdem muß sie stattgefunden haben. Der erste, der darauf hinwies, war Angel Viñas[5].

Es ist das große Verdienst dieses jungen spanischen Wissenschaftlers, bei seiner jahrelangen und vorbildlich sorgfältigen Suche nach den Spuren der Vorgeschichte und des Verlaufes des Spanischen Bürgerkrieges auf diese supergeheime erste Begegnung Franco–Canaris gestoßen zu sein und ihre eminente Bedeutung erkannt zu haben. Er nennt seine Entdeckung mit Recht »ein völlig unbekanntes Detail von größter Wichtigkeit«, weil es unterstreiche, daß Canaris nicht zögerte, »sich an die Spitze der Intervention zu setzen«. Wir wissen, daß Canaris bei Hitlers Bayreuther Entscheidung vom 25. Juli 1936 – aus gutem Grund – übergangen wurde. Er mußte nun die ihm nur zeitweilig entglittenen Fäden der spanischen Ereignisse wieder in die Finger bekommen. An dem Eingreifen Hitlers, das zweifellos nicht in seine Pläne paßte, war nichts mehr zu ändern. Jetzt galt es, das Beste – in seinem Sinn – daraus zu machen.
Zunächst wollte er sich erst einmal diesen Franco ansehen. Die Gelegenheit ergab sich, als Hitler seinen inzwischen – post festum – eingeweihten Geheimdienstchef am 4. August nach Bozen schickte, um mit seinem italienischen Gegenstück, General Roatta, die Koordination der Hilfeleistung für Nationalspanien zu besprechen. Eine solche Konsultation war notwendig, aber keineswegs selbstverständlich oder gar obligatorisch wie nach Abschluß des »Stahlpaktes« am 25. Oktober 1936. Sie ergab sich aus der Notwendigkeit, die beiderseitigen Lieferungen in bezug auf Art und Umfang aufeinander abzustimmen, Überschneidungen zu vermeiden und überhaupt auch in bezug auf Spanien im Gleichschritt der demnächst zu schmiedenden Achse Berlin-Rom zu marschieren. Viñas, der alle nur möglichen Quellen, auch damals noch lebende Augenzeugen wie den ehemaligen deutschen Botschafter in Lissabon, Graf Du Moulin-Eckart, über das Treffen Franco–Canaris befragt hat, wagt es nicht, ein genaues Datum anzugeben. Er spricht nur vom »August

1936«. Das unterstreicht seine wissenschaftliche Ernsthaftigkeit. Denn einen Beweis dafür, daß das fragliche Treffen am 6. August 1936 stattgefunden hat, gibt es nicht – wohl aber sehr viel Wahrscheinlichkeit.

Canaris schaltet sich ein

Feststeht, daß Canaris am 4. August in Bozen mit Roatta verhandelte, daß er von Italien nach Sevilla und Lissabon flog – wie Du Moulin bestätigte, ohne sich 36 Jahre später noch an das genaue Datum erinnern zu können – und am Abend des 6. August in Berlin zurück war, wie aus einem Telefongespräch hervorgeht, das Roatta an diesem Abend mit ihm führte, um die vor zwei Tagen getroffenen Vereinbarungen zu bestätigen. Am 6. August war Franco in Sevilla eingetroffen. Mit wem anders als mit ihm hätte sich Canaris in der Hauptstadt Andalusiens treffen sollen! Es mußte für ihn von brennendem Interesse sein, endlich mit dem Mann in persönlichen Kontakt zu kommen, der durch den »einsamen Entschluß« Hitlers unvermutet zum Schlüssel der spanischen Ereignisse geworden war.
Bei Kenntnis der Charaktere der beiden Männer, die sich – wie wir jetzt wohl getrost annehmen dürfen – am 6. August 1936 in Sevilla erstmalig gegenüberstanden, konnte diese Fühlungnahme nicht anders als positiv ausfallen. Ihrem Temperament, ihrer Abstammung, ihrer sozialen Herkunft nach, in ihrer politischen Einstellung und ihren weltanschaulichen Überzeugungen stimmten sie miteinander so vollkommen überein wie ein Konzertflügel mit der Stimmgabel. Daß der eine Katholik, der andere Protestant war, woraus einige oberflächliche spanische Chronisten (wie Garriga[17]) einen Gegensatz konstruieren wollen, spielte in ihrem künftigen Vertrauensverhältnis überhaupt keine Rol-

le. Vergessen wir nicht, daß sich überzeugte Katholiken im Widerstand gegen (ihren Glaubensgenossen) Hitler mit fanatischen Protestanten zusammengefunden hatten.
Diesen seinen Widerstand konnte Canaris im Verein mit einem Gleichgesinnten, den er an diesem 6. August in Sevilla fand, um so leichter leisten, als ihm Hitlers völliges Desinteressement an der innenpolitischen Entwicklung in Nationalspanien bekannt sein mußte. Als Hitler ihn vor seiner Italienreise in seine Spanienpläne einweihte, kann er ihm nichts anderes gesagt haben als den Kreisleitern der NSDAP, die am 29. April 1937 zu einem Schulungslehrgang auf der Ordensburg Vogelsang in der Eifel versammelt waren.
Die Geheimrede, die Hitler an diesem Tag vor ihnen hielt, ist gleichfalls in der Spanienkriegsliteratur bisher viel zu wenig beachtet worden, obwohl sie das erste Zeitgeschichtsdokument (als Schallplatte unter der Kennzeichnung F 2a – EW 67207–67 245 im Bundesarchiv Koblenz aufbewahrt) darstellt, in dem sich Hitler relativ ausführlich über seine Absichten in Spanien geäußert hat.

Nationalsozialismus für Spanien: absurd

Die Parteigenossen wüßten, so begann Hitler seine Ausführungen zu diesem Punkt, »daß wir in Spanien nicht bloß Beobachter sind«. Seine Zuhörer wußten es (wie jedermann in Deutschland) und schmunzelten. Denn, so sagte Hitler weiter, es könne uns nicht gleichgültig sein, ob dieses Land bolschewistisch und damit früher oder später zu einer Verlängerung Frankreichs (mit seiner Volksfront und seinem Militärbündnis mit der Sowjetunion) werde. Im Gegenteil müßten wir wünschen, daß Spanien unter allen Umständen seine unabhängige Position bewahre. Es sei nicht seine Absicht, in

Spanien den Nationalsozialismus zu verbreiten, was er für »vollkommen unmöglich und dazu überflüssig und absurd« halte. Und er unterstrich, wie schon seinen Gesprächspartnern vom 25. Juli gegenüber, wörtlich: »Es ist nur für uns wünschenswert, daß dort kein bolschewistischer Staat besteht, der eine Landbrücke Frankreichs zu Nordafrika bildet.«[24]

In den Geheimakten der deutschen Botschaft Madrid hat Viñas[5] ein weiteres Dokument aufgestöbert, das diese Einstellung Hitlers zur spanischen Innenpolitik vollauf bestätigt. Es ist ein Bericht, den der deutsche Diplomat Dr. Hans Stille am 7. Juni 1942 für den deutschen Botschafter in Madrid angefertigt hatte. Er erinnerte daran, daß Hitler den General Faupel, als dieser sich bei ihm im November 1936 vor seiner Abreise nach Salamanca verabschiedete, ermahnte, sich nicht in die spanische Innenpolitik einzumischen. Hitler habe, wie Stille sich erinnerte, gesagt, es sei ihm gleichgültig, welch politisches System Spanien bei Beendigung des Bürgerkrieges haben werde, »eine Militärdiktatur, einen autoritären Staat oder eine Monarchie konservativer oder liberaler Richtung«. Er habe das alleinige Ziel, zu verhindern, daß die spanische Außenpolitik bei Kriegsende von Paris, London oder Moskau beeinflußt würde. Denn bei der endgültigen Auseinandersetzung über die Neuordnung Europas dürfe Spanien nicht auf der Seite der Feinde, sondern müsse, wenn möglich, auf derjenigen der Freunde Deutschlands stehen.

Das Erreichen dieses Zieles zu verhindern, setzte fortan Canaris seine ganze Energie und seine ganze Geschicklichkeit ein. Den Erfolg – den von Hendaye – kennen wir bereits. Die Begegnung mit Franco muß für ihn in diesem Sinne außerordentlich befriedigend gewesen sein. Von nun an dürfen wir in allem, was Franco unternahm (und unterließ), die lenkende Hand des Admirals Canaris erkennen. Joh. Bern-

hardt hatte den spanischen Putschgeneral ganz gewiß nicht »gemacht«, wohl aber vielleicht in den Sattel gesetzt. Doch das stolze spanische Roß, auf dem er ritt, wurde jetzt an einer unsichtbaren Longe von Canaris geführt.

Nord und Süd

Der 6. August 1936 war also in der Geschichte des Spanischen Bürgerkrieges ein Tag von ganz besonderer Bedeutung. An diesem Tag liefen auch die militärischen Operationen großen Stils an, deren Nahziel die Vereinigung der Südgruppe Francos mit derjenigen Molas im Norden, das heißt die Herstellung einer zusammenhängenden Front, und deren Fernziel Madrid war. Die militärische Initiative der Nationalen hatte bisher im Norden gelegen. Mola war es von Pamplona aus nicht nur gelungen, den der Republik verbleibenden Küstenstreifen auf beiden Flanken einzuengen, seine Truppen – wenn man diese wild zusammengewürfelten Haufen aus »requetés«, Falangisten und anderen Freiwilligen so nennen will, denen die wenigen verfügbaren Berufssoldaten nur als Korsettstangen dienten – erreichten auch in wenigen Tagen so entlegene Punkte wie Saragossa in Aragón und Guadalajara, 30 km nordöstlich von Madrid. Hier mußten sie allerdings umkehren, da sie sich feindlichen Verbänden gegenüber sahen, gegen die die größte Begeisterung nichts auszurichten vermochte. Aber am 25. Juli hielten sie doch die beiden wichtigsten Pässe des Madrid als natürliche Barriere westlich vorgelagerten Guadarrama-Gebirges und damit die Ausgangsstellung für den Sturmangriff am 19. Juli 1936 auf Madrid fest in ihrer Hand.
Zu der Zeit, als Mola diese ersten (ihm mit vollem Recht zuerkannten) Lorbeeren erntete, war Franco in Tetuan eingetroffen. Und während dieser die Voraussetzungen für seine

späteren Erfolge durch das unerwartete Gewinnen der deutschen Unterstützung schuf, war Mola in dieser Beziehung weniger glücklich. Als Bernhardt und Langenheim sich bereits auf dem Weg zu Hitler befanden, mußte der Marquis de las Marismas (der spätere Marquis de Valdeiglesias), den Mola fast zur gleichen Zeit zu gleichen Zwecken nach Berlin geschickt hatte, im Auswärtigen Amt antichambrieren, dessen Türen ihm von Canaris und seinen Freunden in der Wilhelmstraße verriegelt worden war. Sie kehrten mit leeren Händen zurück, und ihre Mission wäre völlig vergebens gewesen, hätte man sich in Berlin, nachdem noch ein weiteres Mitglied des spanischen Hochadels, der Marquis de Portago, eingeschaltet worden war, nicht doch noch zu einer Art Trostpreis für Mola durchgerungen. Er erhielt schließlich von dem Waffenhändler Josef Veltjens gegen Zahlung in Devisen die erbetenen 8000 Gewehre und 6 Millionen Schuß Munition sowie als freiwillige Zugabe noch 16000 Handgranaten. Sie wurden auf dem Dampfer »Girgenti« verladen, der am 28. August (!) nach La Coruña auslief.
Wäre diese Hilfe ebenso schnell wie die für Franco erfolgt, und hätten Molas Männer, deren Begeisterung im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Bewaffnung stand, diese (und möglichst noch mehr) Unterstützung sofort bekommen, wer weiß, ob nicht Madrid im ersten Ansturm gefallen wäre. Aber diese Überlegung ist (wie so manche andere hier angestellte) rein hypothetisch und für den Fortgang der Entwicklung nicht relevant. Man verzeihe sie einem aktiven Teilnehmer an den Geschehnissen, der diese 40 Jahre später mit der Feder wieder aufrollt.
Tatsache bleibt, daß sich Molas Vormarsch festgelaufen hatte. Die wichtigen militärischen Ereignisse fanden jetzt im Süden statt. Am 10. August erreichte Yagües Kolonne Mérida, rd. 200 km (Luftlinie) nördlich Sevilla. Die Kolonne war ein etwas vager Begriff für eine militärische Opera-

tions-Einheit, nicht Armee-Korps, nicht Brigade, nicht Division. Es gehörten regelrechte militärische Formationen, Kompanien, Bataillone oder gar Regimenter dazu, halbmilitärische Einheiten von Gendarmerie, Zivilgarde oder »Asaltos«, paramilitärische Verbände der »requetés« oder Falange. Als General Mola im November 1936 den Oberbefehl an der Madrid-Front übernahm, hatte er vier solcher Kolonnen zur Verfügung.
Als er in seinem damaligen Hauptquartier in Avila eine Pressekonferenz gab, wurde er, wie Hugh Thomas[11] berichtet, von einem Auslandskorrespondenten gefragt, welche seiner vier Kolonnen Madrid einnehmen würde. Seine Antwort war überraschend: »Die fünfte«. Er meinte die heimlichen Parteigänger der nationalen Sache in der von Roten beherrschten Stadt. Seit damals ist die »Fünfte Kolonne« ein geflügeltes Wort.

Moros und Legionäre

Yagüe hatte Anfang August nur eine Kolonne von etwa 3000 Mann zur Verfügung. Es waren ausschließlich per Flugzeug herübergeschaffte Einheiten der Afrika-Armee. Die Luftbrücke lief damals auf Hochtouren. In der Woche vom 10. bis 16. August brachten die deutschen Ju 52 2853 Mann und fast 8 Tonnen Material nach Sevilla. Diese einheitliche Zusammensetzung und das Kommando durch Offiziere, die der Truppe zugehörten, war für die schnellen Erfolge Yagües wesentlicher als die zahlenmäßige Stärke. Die Kolonne war in drei Gruppen unterteilt, die unter dem Befehl der Majore Asensio, Castejón und Tella standen. Alle drei waren in der Afrika-Armee bewährt und brachten es in diesem Krieg noch bis zum General. Jede der von ihnen geführten Einheiten setzte sich aus einer »bandera« der Frem-

denlegion und aus einem »tabor« der »regulares«, der regulären Afrika-Armee, zusammen. Die »bandera« war die etwa 600 Mann starke Grundeinheit der Fremdenlegion mit eigenen Pionieren, Nachrichten, Train und sogar Artillerie, die also notfalls völlig selbständig und unabhängig von anderen Einheiten operieren konnte, wie das der Kleinkrieg im Rif erforderte. Der ausschließlich aus Moros bestehende »tabor« (200–300 Mann) umfaßte ursprünglich zwei Kompanien zu Fuß und eine berittene. Mit den beigegebenen Batterien zählte also jede der drei Gruppen rund 1000 Mann.

Der Vormarsch erfolgte weitgehend motorisiert. Die Truppen wurden auf Lastkraftwagen – soweit vorhanden – verladen und von Ortschaft zu Ortschaft transportiert. Wo sich Widerstand zeigte, wurde er gebrochen. Die Afrikaner – Moros wie Legionäre – kannten kein Erbarmen. Der Feind war nur besiegt, wenn er kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Die Moros hatten aus alter Stammesüberlieferung die Gewohnheit, dem getöteten Feind die Geschlechtsteile abzuschneiden und diese als Trophäen in dem tiefen Beutel ihrer weiten Pluderhosen zusammen mit anderen Raritäten und Beutestücken aufzubewahren. Man konnte ihnen das nie ganz abgewöhnen, obwohl sich langsam ein abgeschnittenes Ohr als Ersatz durchzusetzen begann.

Wenige Kilometer vor Mérida kam es zum ersten ernsthaften Gefecht mit den Milizen der Stadt. Sie wurden überrannt. Asensio nahm Mérida im Sturm. Damit war die Verbindung zum Norden hergestellt und das in roter Hand befindliche Badajoz vom Rest der Republik abgeschnitten. Man ließ es buchstäblich links liegen, um erst einen Gegenangriff frisch aus Madrid herbeigeführter Kräfte auf Mérida abzuwehren.

Die Eroberung von Badajoz kostete Ströme von Blut. 5000 Mann, darunter Zivilgarde und kampfkräftige Einheiten aus Madrid, verteidigten es. Der Guadiana-Fluß legte sich als schwer überwindlicher Riegel vor die Stadt. Als die Legionäre ihn überschritten hatten und in die Stadt eindrangen, wurden sie von rasendem Maschinengewehrfeuer empfangen. Sie stürmten mit wehenden Fahnen und das Lied ihrer »bandera« singend. Von dieser Sturmabteilung blieben nur ein Hauptmann, ein Korporal und 14 Legionäre am Leben. Aber sie machten den letzten roten MG-Schützen mit dem Messer nieder. Bis in die Nacht dauerten die Kämpfe von Haus zu Haus. Am 14. August war Badajoz in nationaler Hand. Der republikanische Stadtkommandant war mit vielen roten Funktionären über die nahe Grenze nach Portugal geflohen.

Über die Greuel von Badajoz ist in der kommunistischen und auch der demokratischen Presse viel geschrieben worden. Manches mag wahr sein. Dieser Krieg war von unvorstellbarer Grausamkeit. Manches war maßlos übertrieben. Massenerschießungen haben stattgefunden, etwa in der Stierkampfarena der Stadt, die sich mit ihrem Sand, an Blut gewöhnt, dazu anbot. Aber von der genannten Zahl von 2000 wird man wohl mindestens eine Null streichen müssen. Und man wird auch zu berücksichtigen haben, daß diese Erschießungen erst stattfanden, nachdem bei der Eroberung der Stadt die schrecklichen Greuel offenbar geworden wa-

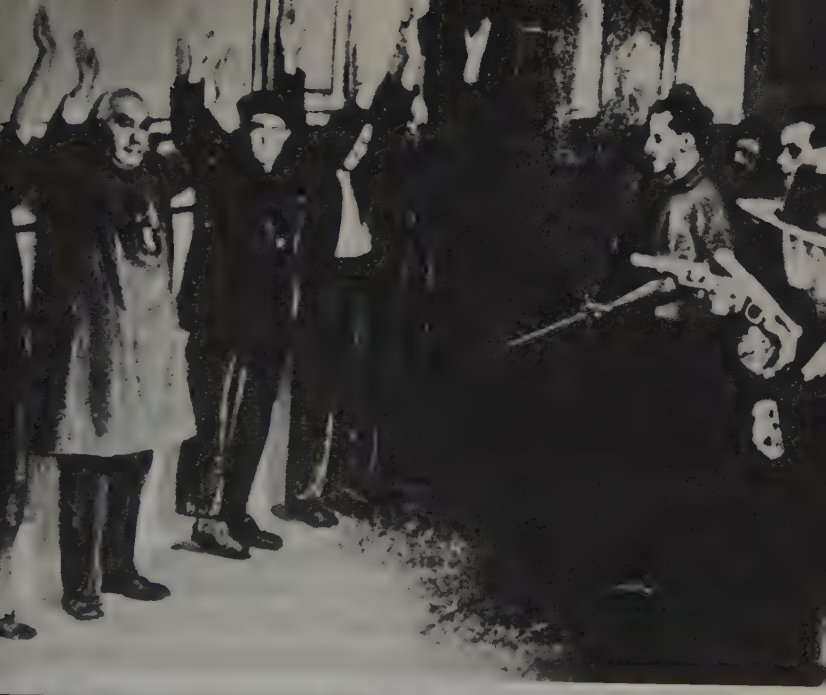
Republikaner führen einen Armeeoffizier ab.
Die aufgebrachte kommunistische Bevölkerung in Madrid beim Stürmen eines Jesuitenklosters, das anschließend geplündert und in Brand gesteckt wurde.

ren, die die Roten an ihren politischen Gegnern begangen hatten.

Das erinnert mich an Bromberg, wo wir deutschen Soldaten die ersten Toten des Zweiten Weltkrieges zu Gesicht bekamen. Es waren deutsche Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder, die am vorhergehenden Bromberger Blutsonntag ermordet und schrecklich zugerichtet worden waren. Man kann sie nicht verschweigen, wenn man von späteren Grausamkeiten spricht, die fraglos auch auf deutscher Seite vorkamen. Selbst in der Kathedrale von Mérida wurde gekämpft, in welche sich einige Rote, auf das Pietätsgefühl ihrer Feinde hoffend, zurückgezogen hatten. Die Säuberung der Stadt beanspruchte mehrere Tage.

Erst am 20. August konnte Yagüe seinen Vormarsch fortsetzen. Sein nächstes Ziel war Navalmoral, keine 200 km mehr von Madrid entfernt. Tella erreichte es am 23. August, während die beiden anderen Gruppen am Tajo vorrückten. Hier stellte sich die rote Estremadura-Armee des Generals Riquelme zum Kampf. Sie wurde vernichtend geschlagen. Die Reste ihrer 9000 Mann zogen sich in wilder Unordnung zurück. Am 3. September wurde Talavera de la Reina genommen. 10000 Mann Miliz, unterstützt von viel Artillerie und einem Panzerzug, konnten nichts gegen den Elan der Fremdenlegionäre und Moros ausrichten. In diesen Gefechten und Sturmangriffen bekräftigte sich Yagües Ruf als der eines ungewöhnlichen Truppenführers. Er scheute keine persönliche Gefahr, war stets in vorderster Linie, und seine Leute gingen für ihn in blinder Begeisterung buchstäblich durchs Feuer. Talavera war die letzte ernsthaft verteidigte

Auf kommunistischer wie auf nationaler Seite kam es zu grausamen Lynchmorden und standrechtlichen Erschießungen.



Stadt, die ihm auf seinem Vormarsch auf Madrid und der Vereinigung mit Molas Vorhuten am Guadarrama-Gebirge noch im Wege gestanden hatte. Da kam Francos Befehl, erst den Alcázar von Toledo zu entsetzen.

Bomben auf Madrid

Als sich in Madrid mit dem Vorrücken der Kolonne Yagüe bereits der Schreckensruf »Franco ad portas« verbreitete, erlebte die spanische Hauptstadt auch die ersten Luftangriffe. Sie waren mit den wenigen zur Verfügung stehenden nationalen Flugzeugen und den minimalen Mengen abgeworfener Bomben geradezu ein Kinderspiel im Vergleich zu dem, was andere Städte wenige Jahre später erleben sollten. Aber Madrid war doch die erste europäische Hauptstadt, die aus der Luft bombardiert wurde, wo Nichtkombattanten die Schrecken des Krieges zu spüren bekamen, nachts die Lichter ausgingen, zivile Schutzorganisationen geschaffen und all die Maßnahmen getroffen werden mußten, die im Zweiten Weltkrieg in allen europäischen Ländern zum Alltag der Zivilbevölkerung gehörten.
Die ersten Bomben auf Madrid fielen am 27. August 1936. Am nächsten Tag folgte ein weiterer Angriff. Beide wurden von je drei Ju 52 durchgeführt. Es waren die Maschinen, die mit der »Usaramo« angekommen und in La Tablada montiert worden waren. Auch sie hatten auf Drängen Kindeláns spanische Besatzungen erhalten, mit denen man – im Gegensatz zu den spanischen Jagdfliegern auf den He 56 – beste Erfahrungen machte. Schon zwei Tage nach Ankunft der »Usaramo«, am 9. August, waren die ersten startklar. Es wurden sofort drei Staffeln unter dem Befehl der Hauptleute Gil Mendizábal, Carrillo Durán und Díaz Trechuelo aufgestellt, die am 20. August zum sogenannten »Geschwa-

der B« unter Oberst Rodríguez y Díaz de Lecea zusammengefaßt wurden und die Operationen Yagües auf seinem Vormarsch nach Norden entscheidend unterstützten. Die Einnahme Méridas am 10. August und danach diejenige von Badajoz kam unter ihrer Mitwirkung zustande.
Vielleicht war es anfänglich weniger die effektive Waffenwirkung als die moralische Unterstützung, die, da vollkommen neuartig, den Ausschlag gab. Die Flieger der Legion Condor machten später die Erfahrung, daß allein schon ihre Anwesenheit die Moral der eigenen Truppe ebenso hob, wie sie die des Gegners zerstörte. Gerade der unerfahrene und schlecht oder gar nicht ausgebildete Soldat – und das war ja die Masse der republikanischen Milizen, mit denen Yagüe es zu tun hatte – läßt sich durch die sinnlich wahrnehmbaren Eindrücke im Tiefflug heranbrausender Flugzeuge den Widerstandswillen rauben und das Heil in der Flucht suchen, die ihm meist zum Verhängnis wird. Die Kameraden in der Luft erleichterten den Moros und Legionären jedenfalls ihre Aufgabe ungemein, zahlenmäßig weit überlegene Kräfte in kürzester Zeit vernichtend zu schlagen.
Als das Geschwader B auch noch bei der Einnahme von Talavera de la Reina – Yagües letzter Station vor Madrid – geholfen hatte, wandte es sich der Hauptstadt selbst zu. Die ersten Angriffe galten den Flugplätzen Getafe (am 23. August) und Cuatro Vientos (am 25. August). Am 27. und 28. August wurden Ziele innerhalb des eigentlichen Stadtgebietes angegriffen. Der deutsche Geschäftsträger – Schwendemann war inzwischen durch Voelckers abgelöst worden – konnte die drei Bomben werfenden Ju 52 selbst beobachten. Es war ihm nicht angenehm. Es waren deutsche Maschinen. Das wußte er so gut wie jedermann in Madrid. Und das war den Empfindungen gegenüber dem Land nicht zuträglich, das er – einstweilen noch – offiziell zu vertreten hatte. Denn natürlich nahmen die Bombardierten, darunter

Voelckers selbst, an, daß nicht nur die Maschinen, sondern auch die Bombenwerfer deutsche wären. So schickte Voelckers ein ziemlich energisches Kabel nach Berlin, in dem er dringend ersuchte, dafür zu sorgen, daß keine Jus Madrid angriffen, solange die gleichen Flugzeuge im normalen Linienverkehr mit der spanischen Hauptstadt eingesetzt seien.

Sein Protest war nicht unberechtigt, hatte aber natürlich keinen Erfolg. Schon am nächsten Tag, dem 29. August, gab es einen weiteren Angriff. Diesmal war es nicht nur ein deutsches Flugzeug, sondern auch ein deutscher Kommandant, der es flog. Oberleutnant v. Moreaus blendender Erfolg mit seiner friedlichen, der Lebensmittel-Bombe für den Alcázar von Toledo hatte Oberst Kindelán und seine Generalstäbler bewogen, eine Operation auszuarbeiten, die tatsächlich größte, wenn auch nicht die erhoffte kriegsentscheidende Wirkung hatte. Das Kriegsministerium in Madrid, das Herz und Hirn des Gegners, sollte bombardiert werden. Moreau flog mit einem spanischen Kameraden als Kopiloten, dem Hauptmann García Morato. Sie flogen das Ziel in 500 m Höhe an. Sie erzielten mehrere Volltreffer. Es gab Tote, Verwundete und schweren Sachschaden. Zeitweilig wurde der Kommandoapparat der roten Kriegsmaschine außer Funktion gesetzt.

Der Angriff war der Anlaß, daß die republikanischen Behörden ernsthafte Anstrengungen auf dem Gebiet des zivilen Luftschutzes unternahmen. U. a. wurden Schutz-Komitees für alle Häuserviertel gebildet, an deren Spitze natürlich zuverlässige Kommunisten gesetzt wurden mit dem Erfolg, daß hier ein Apparat zur Bespitzelung und Terrorisierung der Bevölkerung entstand. Ein weiteres Ergebnis war ein neuer Protest von Voelckers beim Auswärtigen Amt. Diesmal empfahl er die Repatriierung der Deutschen aus Madrid, sich selbst nicht ausgenommen.

Als Moreau diese erste konkrete und durchaus wirksame Kriegshandlung durchführte, war zwar gerade (am Tag zuvor) die Einschränkung des deutschen Oberbefehls für den Einsatz von Freiwilligen in Spanien, sich nicht an Kampfhandlungen direkt zu beteiligen, aufgehoben worden, aber der unternehmungslustige deutsche Oberleutnant war bisher offiziell nicht mehr als der Chef der Major v. Scheele unterstellten Transportgruppe. Zu Scheeles Haufen zählte ferner die Bombergruppe mit spanischen Besatzungen, das erwähnte Geschwader B, dessen offizieller Chef der Flugkapitän Henke war, während diese sich praktisch nur nach den Befehlen Kindeláns richtete, die Bodengruppe mit Horstkompanie, die ebenso wie die Jagdgruppe unter dem Befehl von Oberleutnant Eberhard stand, und schließlich die Flak-Ausbildungsgruppe unter Leutnant Hermann, die spanisches Personal ausbilden sollte, aber mit Teilen längst im Kampfeinsatz stand, um Yagüe auf seinem Blitzvormarsch zu unterstützen. Der Krieg war mit seinen schnellen Ereignissen der von Berlin aus nicht zu übersehenden Organisation einfach davongelaufen. Hier mußte Wandel geschaffen werden.

Oberleutnant Eberhard hatte in diesen ersten Tagen mit seiner Jagdgruppe bereits sechs Luftsiege errungen. An seiner Seite standen die He-51-Piloten Trautloft, Knüppel, von Houwald, Klein und Hetter. Aus Moreaus Transportgruppe waren, nachdem die Jus nach und nach aus der Luftbrücke herausgezogen worden waren, zwei Bomberketten, die berühmten »Pablos« und »Pedros« geworden, von denen bald ganz Spanien sprach. Das alles hatte schon nichts mehr mit der harmlosen »Reisegesellschaft Union« zu tun, die dem Major von Scheele anvertraut worden war. Das war schon ein regelrechter Krieg, nicht bloß ein Routineputsch,

den man, wie Franco sich das noch vor einem Monat vorgestellt hatte, mit einem Dutzend Transportflugzeugen aus Deutschland und ein paar tausend Mann aus Afrika entscheiden konnte.

Die ganze Welt blickte gespannt auf Spanien und nahm für oder wider die eine oder andere Partei Stellung. Und es war nicht bloß bei der Bekundung von Sympathien und Antipathien geblieben. Sie hatten sich in aktive Hilfe wirtschaftlicher, politischer, ja militärischer Art verwandelt. Kommunistische Freiwillige aus aller Herren Länder waren schon vor Ausbruch der Feindseligkeiten, wie wir gesehen haben, unter dem Tarnmantel der »Arbeiter-Olympiade« nach Spanien gekommen. Jetzt wurde ihr Strom durch die Rekrutierungsbüros kanalisiert, die Willi Münzenbergs Komintern-Büro in Paris einrichtete. »Spenden« aus aller Welt flossen über humanitär verbrämte Hilfs- und Solidaritäts-Komitees nach Madrid. Am 6. August hatte die »Prawda« bekanntgegeben, daß sowjetische Arbeiter mehr als 12 Millionen Rubel für die in Spanien kämpfenden Genossen gesammelt hätten. Die Komintern wurde, wie uns der Sowjetische Geheimdienstchef für Westeuropa mit Sitz in Amsterdam, General Walter Krivitsky[53], verraten hat, damit beauftragt, alle diese Spenden zu Waffenkäufen für die Republik zu verwenden und deren Transport zu organisieren und zu überwachen.

Aus Frankreich floß, einstweilen ungehemmt, ein Strom von Waffen, darunter modernste Flugzeuge, und Freiwilligen über die Pyrenäengrenze, bis sich sogar die Pariser Volksfrontregierung, vor allem unter englischem Druck, bequemen mußte, die Grenze am 9. August wenigstens offiziell zu sperren, was den Waffenstrom natürlich keineswegs versiegen ließ. Mexiko schickte ganz ungeniert Zehntausende von Gewehren mit dazugehöriger Munition über den Ozean.

Die nationale Seite wurde von Deutschland und Italien und

in sehr bescheidenem Umfang von England unterstützt. Tatsächlich hatte Mola, natürlich ohne die englische Regierung einzuschalten, aber ebenso gewiß auch nicht ohne deren stillschweigende Duldung, einige Flugzeuge in England kaufen und in Dienst stellen können (von denen eines, eine De Havilland, von deutschen Jägern abgeschossen wurde, da damals die Flugzeuge der Rebellen und der Republik noch die gleichen Erkennungszeichen trugen). Und als Yagües Fremdenlegion sich auf ihrem Blitzmarsch von Sevilla nach Talavera befand, schlossen sich ihr die ersten britischen Freiwilligen an, zwei ehemalige Leutnants der regulären britischen Armee, Nangle und Fitz Patrick[11]. Die nationale Erhebung war zu einem internationalen Konflikt geworden.

»Nichteinmischung«

In London war auf englische Initiative angesichts der totalen Aktionsunfähigkeit des formell noch existierenden Völkerbundes in Genf ein sogenannter Nichteinmischungs-Ausschuß ins Leben gerufen worden. Ribbentrop, der als neuernannter Botschafter in London das Reich in diesem Ausschuß vertrat, pflegte, wenn er von ihm sprach, das »Nicht« seiner Bezeichnung wegzulassen. Mit Recht. Denn alle Großmächte, die das »Nichteinmischungs«-Abkommen unterzeichnet hatten (Deutschland am 24. August 1936), mischten in Spanien mit und sich von Tag zu Tag mehr ein.
Am 25. August hatte die Sowjetunion diplomatische Beziehungen zu Madrid aufgenommen, indem sie den Alt-Bolschewiken Antonow-Owsejenko (Teilnehmer am Sturm auf das Petersburger Winterpalais von 1917) als Generalkonsul nach dort entsandte. De jure bestanden diese Beziehungen, seit die Republik 1931 ausgerufen worden war. Aber es war

wegen der ständigen Wirren in Spanien nie zum Austausch von Botschaftern gekommen. Jetzt aktivierte Moskau sein Verhältnis zur Republik Spanien. Am 27. August bereits traf Sowjetbotschafter Marcel Moses Rosenberg in Madrid ein. Das war nicht bloß ein rotes Paraderoß wie der Generalkonsul, sondern eine Spitzenfigur der Sowjetdiplomatie. Er war bisher stellvertretender Generalsekretär des Völkerbundes gewesen und wie sein Moskauer Chef Litwinow (1876–1951), der Vorgänger Molotows als Außenminister der Sowjetunion (1930–39), mit der westlichen Politik und Mentalität bestens vertraut. Er nahm die Hebel der Macht in Madrid fest in seine erfahrenen Hände. Er bereitete den spanischen Boden vor, damit die demnächst ganz massiv einsetzende sowjetische Hilfe reiche Frucht trage.

Rosenberg wurde von einer ganzen Wolke von Beamten und Beratern begleitet, an ihrer Spitze der General Jan Antonowitsch Berzin, der seine geheimnisvolle Tätigkeit unter den verschiedensten Decknamen (Gorjew, Starik usw.) tarnte. Berzin hatte schon bei der ersten kommunistischen Revolution in Rußland von 1905 mitgemacht, war verwundet, gefangen, zum Tode verurteilt, begnadigt, nach Sibirien deportiert worden und hatte sich 1917 den Bolschewiki angeschlossen. Unter seiner Anleitung arbeiteten zahlreiche internationale Revolutionsexperten, wie die beiden aus Italien stammenden Vittorios, der Kommunistenchef Argentiniens, Codovilla (spanischer Tarnname Medina), und der vielseitige Bürgerkriegsspezialist Vidali (Carlos Contreras), die die Milizen revolutionär gleichzuschalten und zu schulen hatten. Wenig später gesellten sich ihnen als angeblicher »Prawda«-Korrespondent Michail Koltsow, propagandistisch wie militärisch gleich versiert, und Alexander Orlow zu, ein hoher Beamter des sowjetischen NKWD, der die bisher ziemlich wild und willkürlich durchgeführten Foltern und Exekutionen in wohlorganisierte Bahnen lenkte. Orlow

wurde, wie Krivitsky[53] bezeugt, noch von Jagoda, einem der grausamsten Sowjet-Henker, persönlich für diesen Posten ernannt, ehe dieser wenige Tage später von Stalin als NKWD-Chef abgesetzt und liquidiert wurde.

Berlin wird nachdenklich

Die Dinge spitzten sich zu. Spanien stand in Flammen. Es konnte sich jeden Augenblick ein Weltbrand daran entzünden. In den Kabinetten der europäischen Hauptstädte herrschte fieberhafte Tätigkeit. Auch Berlin wurde unruhig. Man hatte sich da auf etwas eingelassen, was leicht schief gehen konnte. Jedenfalls ging es nicht mehr an, daß der Krieg, in den man unversehens hineingeraten war, von Franco, auf dessen Seite man nun einmal stand, in derartig dilettantischer Weise und mit derartig unzureichenden Mitteln geführt wurde.

Neurath riet ganz unumwunden dazu, die Finger wegzuziehen, ehe man sie sich an dem immer heißer werdenden spanischen Topf verbrannte. Blomberg, der am 25. Juli Hitlers Spanien-Entscheidung ohne Begeisterung, aber auch ohne Widerspruch hingenommen hatte, wäre einem unauffälligen Rückzug aus dem spanischen Abenteuer gleichfalls nicht abgeneigt gewesen. Aber er kam – im Gegensatz zu Neurath – gar nicht dazu, Hitler einen solchen Vorschlag auch nur andeutungsweise zu machen. In Spanien müsse es anders werden, wurde ihm ziemlich schroff bedeutet, und zwar sofort und radikal. So ginge es nicht weiter. Es müßten ganz klare Verhältnisse geschaffen werden, sowohl innerhalb der Freiwilligengruppe als auch zwischen dieser und dem nationalspanischen Oberkommando. Man laufe Gefahr, daß sich die bisher schon geleistete, nicht unbeträchtliche Hilfe im Sande verlaufe.

Vielleicht dachte er sogar an den Sand spanischer Stierkampfarenen, der dazu bestimmt ist, Blut aufzusaugen. Denn es war schon deutsches Blut in Spanien geflossen. Am 15. August waren die Unteroffiziere Helmut Schulze und Herbert Zech bei Jerez de la Frontera abgestürzt, nachdem sie ihre Ladung Moros dort abgesetzt hatten. Der deutsche Dampfer »Girgenti«, der in La Coruña am 26. August Waffen gelöscht hatte, nahm auf seiner Rückfahrt außer einer Ladung Kupfer auch die Särge mit den beiden ersten deutschen Opfern des Spanien-Krieges nach Deutschland mit.
Blomberg bestellte sofort, am 25. August, den Oberstleutnant im Generalstab des Heeres, Walter Warlimont (geb. 1898), zu sich. Dieser junge und besonders befähigte Offizier, der außerdem für seine gewandten Umgangsformen bekannt und in der Gesellschaft des Dritten Reiches ein gern gesehener Gast war (ich lernte ihn, als er schon General und Jodls rechte Hand war, im Hause Goebbels kennen), schien Blomberg der richtige Mann, das heikle spanische Problem zu lösen. Es gehörten zu dieser Aufgabe nicht nur generalstabsmäßige Fähigkeiten und eine feste Hand, sondern auch sehr viel Takt und Anpassungsfähigkeit an die komplizierte spanische Mentalität, von deren durch viel (vielleicht zuviel) Liebenswürdigkeit verborgenen Ecken und Kanten man in diesen wenigen Wochen bereits einen Begriff bekommen hatte. Gerade bei dieser Aufgabe würde ihm, auf besondere Weisung Hitlers, der offenbar unentbehrliche Spanien-Spezialist Canaris behiflich sein. Warlimont nahm dessen sachliche Ratschläge gern an, ließ sich aber von ihm nicht einwickeln und schon gar nicht zum Widerstandskämpfer umfunktionieren. Er stand treu zu der Sache, zu der er sich aus freien Stücken bekannt hatte, auch nachdem sie verloren war. So diktierten ihm die Sieger später 18 Jahre zu. Er verließ die Festung Landsberg körperlich, aber nicht moralisch gebrochen.

Zwei Tage später war Warlimont zusammen mit Canaris bei Roatta in Rom. Hitler wollte in der heiklen Spanienfrage nichts ohne Beratung mit dem werdenden Stahlpakt-Partner unternehmen. Die Italiener hatten mit dem spanischen Verbündeten ganz ähnliche Probleme wie die Deutschen. Es war nicht so leicht, mit einem Partner zu verkehren, der auf die gern, aber natürlich doch nicht ganz uneigennützig gewährte Hilfe dringend angewiesen und trotzdem zu stolz war, sie anzunehmen. Mit Roatta wurde Übereinkunft erzielt, die beiderseitigen Hilfeleistungen nicht nur fortzusetzen, sondern zu verstärken.

Die Anfangsleistungen waren, wie man weiß, von Deutschland wie von Italien a fond perdu erfolgt. Jetzt nahmen sie jedoch einen Umfang an, der auch eine Klärung der Bezahlungsfrage unerläßlich machte. Ciano, mit dem Canaris anschließend sprach, stellte sachlich fest, Italien habe bisher an Franco bereits für 55 Millionen Lire geliefert, ohne dafür irgendetwas verlangt, geschweige denn bekommen zu haben. Die Gerüchte, daß Italien irgendwelche Gebietsansprüche an Spanien stelle (etwa auf Mallorca), wies Ciano energisch zurück, wenn auch das italienische Engagement gerade auf dieser strategisch wichtigen Mittelmeerinsel offensichtlich war.

Deutschlands Lieferungen an Franco waren ähnlich: bis Ende August 1936 für 15 Millionen Reichsmark[37]. Bis Mitte Oktober des gleichen Jahres sollten es bereits dreimal soviel sein: 45 Millionen. Deutschland stellte dafür ganz gewiß keine territorialen Forderungen. Wohl aber wollte Göring, der zum Bevollmächtigten für die Durchführung des Vierjahresplanes ernannt wurde (am 18. 10. 36), als die deutschen Lieferungen an Spanien diese Höhe erreicht hatten, dafür Kupfer (das er zusammen mit den ersten deut-

schen Leichen an Bord der »Girgenti« auch tatsächlich schon erhielt), Blei, Zink, Zinn, Eisenerz und Nickel. Später (besonders nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges) kamen noch andere rüstungswichtige Rohstoffe dazu. In bezug auf die spanischen Gegenleistungen wurde ein vollständiges deutsch-italienisches Einvernehmen erzielt. Es sollte bezahlt werden, auf Heller und Pfennig, nicht sofort, aber irgendwann. Schon deswegen mußte dieser Krieg gewonnen werden. Und zwar so bald wie möglich.

Warlimonts heikler Auftrag

Warlimont sollte dafür sorgen. Es wurde mit Roatta und Ciano vereinbart, daß je ein deutscher und italienischer Verbindungsoffizier beim nationalspanischen Oberkommando ernannt würde. Als deutscher wurde Warlimont bestimmt. Er würde den Oberbefehl über die in Spanien eingesetzten Freiwilligen führen, allein über ihre und die Verwendung des gelieferten Materials bestimmen und gleichzeitig Franco als Verbindungsmann und militärischer Berater beigegeben werden. Eine schöne, eine verantwortungsvolle, aber auch eine überaus heikle Aufgabe. Warlimont scheute sie nicht.

Ein Punkt, auf den Canaris in den Verhandlungen besondere Sorgfalt verwandte, war der ihm fraglos von Hitler erteilte Auftrag, im Sinn seiner Grundsatz-Entschließung vom 25. Juli alle Hilfe für die spanischen Rebellen ausschließlich auf Franco zu konzentrieren. Hitler kam es dabei nur darauf an, das Putschisten-Hickhack im nationalen Lager zu beenden. Franco persönlich war ihm – trotz Bernhardts nachhaltiger Empfehlung – gleichgültig. Er wollte nichts anderes als die bolschewistische Gefahr für Spanien – im wohlverstandenen eigenen Interesse – beseitigen. Dafür schien ihm

Franco, wie die Dinge nun einmal lagen, der richtige Mann, wenn er auch politisch-weltanschaulich vielleicht auf einer ganz anderen Linie lag.

Canaris sah die Dinge anders. Seit er Franco persönlich kennengelernt hatte, wußte er, daß das *sein* Mann war. Nun konnte er Hitler als denjenigen vorschieben, der auf Franco schwor. Er tat es mit Nachdruck. Roatta und Ciano hatten keinen Anlaß, sich dem Wunsch Hitlers zu widersetzen. Sie verpflichteten sich, auf der gleichen Linie zu marschieren, obwohl die ersten Kontakte der nationalen Rebellen zu Italien nicht von Franco, sondern von Sanjurjo und Mola hergestellt worden waren. Sie konnten dies um so leichter, als Mola der Bildung eines einheitlichen Oberbefehls unter Franco keinen Widerstand mehr entgegensetzte, offenbar in der Überzeugung, daß der Bürgerkrieg erst einmal gewonnen werden müsse und daß dann immer noch Zeit sei, den fraglos tüchtigen Troupier Franco, der aber seines Erachtens kein politisches Format, ja nicht einmal eine solche Linie hatte, zu überspielen. Auch in dieser Beziehung wurde die Canaris-Mission in Rom ein voller Erfolg. Wenig mehr als einen Monat später war Franco Generalissimus und Staatschef.

Nach diesem kompletten Erfolg verabschiedete sich Canaris. Roatta und Warlimont aber begaben sich schnurstracks nach Spanien. Ein italienisches Torpedoboot brachte sie nach Tanger. Von dort flogen sie mit einer deutschen Ju 52 nach Sevilla. Hier unterhielten sie sich mit General Queipo de Llano, um danach die Reise nach Cáceres, dem Hauptquartier Francos, fortzusetzen. Warlimont mußte ziemlich lange antichambrieren, bis er zu dem Allgewaltigen vorgelassen wurde. Am 1. September war er von Berlin offiziell zum Vertreter des Reiches bei Franco ernannt worden. Aber an diesem Tag erst gelang dem General der Staatsstreich. Und er hatte einstweilen wichtigere Dinge zu tun, als

den Mann zu empfangen, von dem ihm weitere Hilfe kommen sollte. Erst am 7. September kam die Begegnung Warlimont–Franco zustande.

Begegnung mit Thoma

Für Warlimont war die Wartezeit nicht vergebens. Er benutzte sie, um sich gründlich mit der Lage vertraut zu machen. Er traf dabei auf einen deutschen Offizier, der für den Sieg der nationalen Seite in Spanien entscheidend werden sollte, wenn er sich auch dabei die Ungunst Francos (und Canaris') zuzog: Oberst Wilhelm Ritter von Thoma (1891–1949). Der hochausgezeichnete Offizier des Ersten Weltkrieges war Kavallerist und hatte als solcher die allerersten Anfänge der Panzerwaffe erlebt, als die Engländer sie 1917 erstmals bei Cambrai einsetzten. In der jungen Reichswehr gehörte Thoma zu denjenigen Offizieren, die mit Guderian von der Idee geradezu besessen waren, den Panzer zu einer selbständigen Waffe zu machen und ihn nicht nur – wie anfangs die Engländer und nach ihnen die Militärs alter Schule in aller Welt bis in den Zweiten Weltkrieg hinein – als Hilfswaffe der Infanterie zu verwenden.
Der drei Jahre ältere Heinz Guderian (1888–1954, bis zu seiner Entlassung am 29. 3. 45 Generalinspekteur der Panzertruppen und Generalstabschef des Heeres) hatte 1934 als damaliger Chef des Stabes beim Kommando der Kraftfahrtruppen Thoma mit der Aufstellung der ersten deutschen Panzerabteilung in Ohrdruf (Thüringen) beauftragt, die sich unter den Bestimmungen des Versailler Diktates noch als »Kraftfahr-Lehrabteilung« tarnen mußte. Bei Beginn des Spanienkrieges wurde Thoma, den Guderian in seinen Erinnerungen[54] »einen unserer ältesten und erfahrensten Panzeroffiziere« nennt und dessen »eiserne Ruhe

und hervorragende Tapferkeit« er besonders rühmt, über Marseille nach Lissabon geschickt, um von dort aus die Entwicklung in Spanien zu beobachten und sich sobald wie möglich auf den Kriegsschauplatz zu begeben, wo er auf seinem Spezialgebiet Franco mit Rat und Tat zur Verfügung stehen sollte.
Diesen Augenblick glaubte Thoma gekommen, als Yagüe am 10. August Mérida genommen hatte. Seine Meldung bei Franco in Sevilla war kurz und protokollarisch gewesen. Natürlich begrüßte dieser die zusätzliche Hilfe – Thoma hatte nicht nur den Auftrag, spanisches Personal an deutschen Panzern und Panzerabwehrgeschützen auszubilden, sondern auch mit deutschem Material und deutschen Soldaten eine selbständige Panzerabteilung (wie vor zwei Jahren in Ohrdruf) aufzustellen, die unter dem Tarnnamen »Drohne« berühmt werden sollte – aber Thoma merkte sofort, daß er diesen relativ jungen (ein Jahr jünger als Thoma!), in seinen militärischen Ansichten aber alten, ja uralten General niemals für seine Panzeridee würde begeistern können.

Gegen verkalkte Generale

Er sprach mit Warlimont in aller Offenheit über die Sorgen, die er sich jetzt schon in bezug auf die künftige Zusammenarbeit mit Franco machte. Sie sollten sich voll bestätigen, ja von der Wirklichkeit noch übertroffen werden. Thoma ging es da ganz ähnlich wie Guderian, der einen großen Teil seiner Energie im Kampf gegen die verkalkte Generalität der Reichswehr verzehren mußte. Guderian hatte schon 1929 erkannt, daß der Panzer »in der Bindung an die Infanterie niemals zu entscheidender Bedeutung gelangen könne«, sondern daß man selbständige Panzerdivisionen mit allen nötigen Waffen bilden und für diese eine eigene Taktik ent-

wickeln müsse, eben das, womit Hitler seine Blitzkriege von 1939–41 ermöglichte. Guderians damaliger Vorgesetzter, der Inspekteur der Verkehrstruppen, General Otto von Stülpnagel, hatte, als er 1931 den Abschied nahm, Guderian zum Abschied auf die Schulter geklopft und ihm väterlich gesagt: »Sie sind zu stürmisch. Glauben Sie mir, wir beide werden nicht mehr erleben, daß deutsche Panzer rollen.« Drei Jahre später rollten sie, fünf Jahre später halfen sie (obwohl durch Unvernunft gebremst), den nationalen Sieg im Spanischen Bürgerkrieg herbeiführen, und acht Jahre später wurden sie zum Schlüssel der die Welt erstaunenden Blitzkriege Hitlers.

Mit Generaloberst Ludwig Beck (1880–1944), der sich beim Mißlingen des 20.-Juli-Putsches das Leben nahm, geriet Guderian noch heftiger aneinander, als dieser 1935 von Hitler (unbegreiflicherweise) zum Generalstabschef des Heeres gemacht worden war. Guderian kämpfte damals um die Aufstellung der ersten drei deutschen Panzerdivisionen. Während er bei Reichswehrminister Blomberg und dessen Chef des Ministeramtes, Reichenau, seit 1933 vollstes Verständnis und vor allem bei Hitler selbst jede Unterstützung gefunden hatte, sträubte sich Beck entschieden und erklärte Guderian wörtlich: »Nein, nein, ich will euch nicht. Ihr seid mir zu schnell.«

Auch Franco waren die ihm von Thoma offerierten Panzer offenbar zu schnell. Er wollte sie nicht als kompakte, jeden Widerstand brechende Angriffsspitze verwenden, sondern einzeln, zur Unterstützung der vorgehenden Infanterie, wie das die Engländer vor 20 Jahren bei Cambrai gemacht hatten und wie das alle in veralteten Ideen der Kriegführung befangenen Militärs taten und weiter tun würden.

Dabei sah Thoma gerade in dem mit unerhörtem Elan vorgetragenen Vormarsch des Oberst Yagüe eine blendende Gelegenheit, im Zusammenwirken mit seiner aufzustellen-

den Panzereinheit zu ganz schnellen, durchschlagenden Erfolgen zu gelangen, wie sie die nationale Seite so dringend gebrauchte. Thoma, der sich mit dem Kriegsschauplatz und seinen Verhältnissen schnell vertraut gemacht hatte, setzte dem Neuling Warlimont die Möglichkeit auseinander, die sich für Yagüe ergäbe, wenn er von Toledo aus in dem für Panzer glänzend geeigneten Gelände des Tajo-Tales mit seinem Panzerkeil an der Spitze in Richtung auf Madrid marschieren würde. Die Hauptstadt könnte in wenigen Tagen fallen und der Krieg zu Ende sein. Yagüe hatte mit seinen Afrikanern die 700 km zwischen Sevilla und Talavera de la Reina in einem Monat bewältigt. Von Toledo nach Madrid waren es noch 70 km. Es sollte wiederum einen Monat dauern, bis die Nationalen an die Pforten Madrids pochen konnten – und zwar vergeblich.

Fahnenweihe in Sevilla

Thoma konnte einfach nicht begreifen, daß Franco ihn und jetzt wieder Warlimont so lange warten ließ. Bei allem Verständnis für die Verschiedenheit von Verhältnissen und Mentalität hier im äußersten Süden Europas, der – nicht nur in Architektur und Klima – schon so viel Nordafrikanisches hat, merkte doch jeder, daß die Zeit nicht für die Nationalen arbeitete. Das hatte sogar Franco selbst zugegeben. Es kam auf Tage, ja auf Stunden an. In Bayreuth hatte man das sofort erkannt, als Bernhardt Francos Hilfegesuch vorbrachte. Und man hatte damals gehandelt. Hier aber tat man so, als habe man jede Menge Zeit, ja als lebe man im tiefsten Frieden.

Am 15. August war Thomas Audienz bei Franco beispielsweise mit der Begründung erneut verschoben worden, es sei Mariä Himmelfahrt, und der General werde an den öffentli-

chen Feierlichkeiten dieses hohen kirchlichen Festes in Sevilla persönlich teilnehmen. So war es. Franco benutzte die Gelegenheit zu einer Zeremonie, der er größte, vielleicht sogar kriegswichtige Bedeutung beimaß. Er wollte die Fahne des neuen Spanien weihen. In Begleitung des Kardinal-Erzbischofs von Sevilla und zahlreicher anderer kirchlicher Würdenträger trat er auf den Balkon des Rathauses, wo der feierliche Akt der Fahnenweihe vollzogen wurde. Der Kardinal und der General küßten abwechselnd wiederholt das rot-gold-rote Fahnentuch. Dann rief Franco der Menge zu: »Das ist unsere Fahne, auf die wir alle geschworen haben, für die unsere Väter fielen, hundertfach mit Ruhm bedeckt.« Er brach in Tränen aus, während nun Queipo de Llano das Wort zu einer seiner flammenden Reden ergriff. Die Begeisterung schlug hohe Wellen, als sich jetzt auch noch ein ehrwürdiger Kriegsveteran, der General José Millán Astray y Terreros (1888–1954), humpelnd an die Balustrade drängte. Er war der Gründer der Fremdenlegion und der Erfinder ihres Schlachtrufes, mit dem er auch diese seine Ansprache beendete: »Viva la muerte! Abajo la inteligencia!« Es lebe der Tod! Nieder mit der Intelligenz!

Belehrung durch Franco

Inzwischen mußte Panzer-Thoma warten. Er fand das nicht sehr intelligent und schüttete Warlimont, bei dem er volles Verständnis hatte, sein Herz aus. Der war auf seine Unterredung mit Franco gut vorbereitet, als dieser ihn am 7. September schließlich empfing. Er bestellte ihm Grüße von Hitler, Blomberg und Canaris und unterrichtete ihn von dem in Berlin und Rom über die Hilfe für Spanien Vereinbarten. Die Mitteilung, daß die deutsch-italienischen Lieferungen verstärkt und vor allem ausschließlich an seine Adresse ge-

richtet fortgesetzt werden sollten, nahm Franco gelassen und mit der Miene des »Generalissimus und Staatschefs« auf, der nichts anderes erwartet hatte.
Warlimont konnte nicht wissen, daß das schon vor mehr als einem Monat zwischen Franco und Canaris vereinbart worden war, und daß dieser die Bestätigung durch Hitler und Roatta seinem spanischen Freund schon längst auf den geheimen Kanälen mitgeteilt hatte, über die er verfügte. Er ahnte auch nicht, daß diese Bevorzugung durch Hitler und jetzt auch durch Mussolini mit Canaris abgesprochen war, um den Widerstand der nationalen Generale gegen Francos Staatsstreich zu brechen. Wäre dieser ernsthafter gewesen, als er tatsächlich war, hätte Franco ihnen sagen können: »Meine Herren, ich habe soeben vom deutschen Geheimdienstchef erfahren, daß die gesamte deutsch-italienische Hilfe an meine Person gebunden ist. Gut, ich überlasse das Amt eines Generalissimus und Staatschefs einem anderen. Aber der wird zusehen müssen, wie er ohne die deutsche und italienische Unterstützung auskommt.« Diese Interieurs der vom Widerstand in Spanien gesponnenen Intrigen kannte Warlimont damals noch nicht.
Natürlich schnitt er auch das Panzer-Thema an. Die Ansichten Thomas über den taktisch richtigen Panzer-Einsatz, die Warlimont vollkommen teilte, hörte sich Franco gleichfalls höflich, aber wenig beeindruckt an. Er belehrte den deutschen Kameraden, daß es sich hier nicht um einen herkömmlichen, sondern um einen Krieg zwischen Brüdern des gleichen Volkes handele, den er nach ganz anderen Gesichtspunkten als einen Krieg in Feindesland führen müsse. Man habe Rücksicht auf materielle Werte und Menschenleben des Gegners zu nehmen, denn es seien ja die eigenen. Hier gehe es nicht darum, ein Land zu erobern, sondern zu befreien.
Warlimont widersprach nicht. Franco hatte ja recht. Aber er

hütete sich auch, den »Caudillo« darauf hinzuweisen, daß ein schneller Krieg am meisten Blut spart und am wenigsten Werte vernichtet. Die Lehre würde Franco fast drei Jahre später selbst zu ziehen haben. Und bisher schien es nicht gerade so, als würde – weder auf dieser, noch auf jener Seite – mit Blut gespart, im Gegenteil. Franco selbst, im harten Rif-Krieg groß geworden, machte nicht den Eindruck, als sei er in dieser Beziehung allzu zimperlich, auch wenn er jetzt die humanitäre Harfe spielte. Hugh Thomas[11] verbürgt sich für eine aus nicht genannter privater Quelle erhaltene Information, nach welcher Franco in seiner neuen Eigenschaft als Staatschef Anweisung gegeben habe, ihm Gnadengesuche bei Todesurteilen erst vorzulegen, wenn diese vollstreckt seien.

Warlimont verabschiedete sich nachdenklich. Es zeugt für sein diplomatisches Geschick und seine Klugheit, daß er in den beiden Monaten, die er bis zum Eintreffen der Legion Condor an der Seite Francos ausharren mußte, offene Konflikte vermeiden und manch Positives erreichen konnte.

Sein erster Bericht an Blomberg aber konnte natürlich nicht sehr positiv ausfallen. Er trug das Datum vom 12. September 1936 und schilderte die Lage ungeschminkt. Die schnellen Erfolge Yagües (der bereits in Talavera de la Reina, 70 km vor Madrid stand) dürften nicht darüber hinwegtäuschen, daß die nationalen Kräfte, so wie sie geführt würden, nicht entfernt dazu ausreichten, die gesetzten Ziele zu erreichen. Die allmählich wirksam werdende deutsche Unterstützung aus der Luft sei wichtig, aber nicht entscheidend. Er schlug die beschleunigte Aufstellung und Inmarschsetzung des grundsätzlich erwogenen deutschen Panzerverbandes vor, um der spanischen Infanterie und besonders der Afrika-Armee, der er höchstes Lob zollte, zu schnellen Erfolgen zu verhelfen.

Der Bericht tat seine Wirkung. Der Sonderstab W in Berlin bekam neue Aufgaben und arbeitete auf vollen Touren. Wie vor wenigen Wochen die jungen Geschwader der Luftwaffe, so bekamen jetzt die ebenso jungen Panzerregimenter 4 und 6 in Schweinfurt und Neuruppin den Befehl, kurzfristig Freiwillige für einen Sondereinsatz bereitzustellen. Die Namen der ersten Panzeroffiziere, die sich meldeten, sind bekannt: Hauptmann Ziegler, Hauptmann Crohn, Leutnant Wolf und Leutnant v. Bothe. Insgesamt wurden es für den ersten Transport 120 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften.

Die Prozedur war noch umständlicher als bei der Luftwaffe Ende Juli, da die Panzermänner nicht nur zeitweilig die Uniform ausziehen, sondern auch zur Luftwaffe übertreten mußten, der sie formell angehören würden, auch wenn sie Panzer führen. Den 40 Angehörigen der Kriegsmarine, die gleichzeitig für den Spanieneinsatz herausgezogen wurden, ging es ebenso. Die kleine deutsche Panzertruppe sollte bald auf 200 Mann anwachsen, aber nie mehr als 600 haben. Aufgestellt wurde eine komplette Panzerabteilung mit zunächst 36 (später 50) Panzern I und I b, gegliedert in zwei Panzer- und eine Transportkompanie mit eigenen Panzerabwehrgeschützen sowie einer Panzernachrichten-Kompanie. Das war ein kleines, bescheidenes, aber doch so gestaltetes Instrument, wie es sich Thoma zur Verwirklichung seiner Pläne wünschte.

Im Lauf des Monats September gingen beim Sonderstab W ein: 36 Panzer, 20 Pak, 1 Batterie 8,8 cm, 8 Kanonen 2 cm, 50 Minenwerfer, 12 MG, 2000 Gewehre 98, 150 Pistolen, 36 Flugzeuge He 51, 3 Ju 52, 3 BFW, große Mengen Munition, Funkstellen, Feldfernsprecher, Ferngläser, 20 Lkw 5 t, 25 geländegängige Lkw, 10 Kübelwagen, Zelte, Bomben

u.v.a.m. All dies wurde zusammen mit 389 Mann, darunter auch Monteure, Warte und sonstiges ziviles Fachpersonal, auf eine Flotte von zehn Transportschiffen verladen, die im Abstand von wenigen Tagen ausliefen. Als Verschiffungshafen war aus Sicherheits- und Geheimhaltungsgründen Stettin statt Hamburg gewählt worden. Es passierte keine Panne. Die Sicherung auf See übernahm die Kriegsmarine. Am 14. Oktober traf das letzte der Schiffe im Bestimmungshafen Cádiz ein.

Immer langsam voran

Da war Francos Offensive auf Madrid, die er am 20. September unterbrochen hatte, um den Alcázar von Toledo entsetzen zu lassen, noch nicht wieder angelaufen. Erst am Tag darauf, dem 15. Oktober, trat General Varela, der am 26. September den Alcázar befreit hatte, und dem von Franco der Oberbefehl über die Operation gegen Madrid übertragen worden war, mit seinen vier Kolonnen (Asensio, Barrón, Delgado Serrano, Castejón) von insgesamt rund 5000 Mann und dem kampferprobten Oberst Yagüe als stellvertretendem Kommandeur an seiner Seite auf 35 km breiter Front an. Im ersten Ansturm konnte man 15 km Gelände gewinnen. Am 17. Oktober fiel Illescas, das auf halbem Weg zwischen Toledo und Madrid liegt. Hier waren heftige Gegenangriffe der Roten mit 15 000 Mann abzuwehren. Sechs Tage lang wogten die Kämpfe hin und her.
Es wurde jetzt schon klar, daß die nationalen Kräfte nicht ausreichten. Nicht, daß Franco die feindlichen unterschätzt hätte. Er kannte ihre zahlenmäßige Überlegenheit. Und er wußte auch, daß sie über kampfkräftige Verbände und hervorragende ausländische Waffen verfügten. Bei Esquivias waren zum ersten Mal Sowjetpanzer aufgetreten, die jedoch

zu keinem nachhaltigen Erfolg gelangten, weil sie – ebenso wie später auf nationaler Seite – nicht massiv, sondern als »Korsettstangen« für die Infanterie eingesetzt wurden. Franco hatte ganz einfach die eigenen Kräfte verzettelt. Varela mußte den Alcázar entsetzen. In Asturien wurden starke Kräfte im Kampf um das eingeschlossene Oviedo gebunden. San Sebastián wurde genommen, Saragossa gegen die katalanischen Anarchisten verteidigt, Irún, Gijón und Bilbao berannt, in Andalusien Malaga und Granada angegriffen. Gewiß, es brannte überall und man wollte nirgends Boden verlieren, überall helfen. Aber das Erreichen eines großen operativen Zieles, die Einnahme Madrids, war so nicht möglich.

Den wenigen deutschen Fliegern wurde dabei Unheimliches abverlangt. Sie wurden mal in den Norden, mal in den Süden geworfen, mal an der Madrid-Front eingesetzt. Das bedeutete lange Anflüge, mühsame Vorbereitungen, ständige Überbeanspruchung von Besatzungen, Bodenpersonal, Maschinen und Werkstätten unter erschwerten Umständen im fremden Land. Die Ergebnisse wurden immer unbefriedigender, da das anfängliche fast völlige Fehlen einer gegnerischen Luftwaffe längst einer ganz anderen Situation gewichen war. In immer größerer Zahl tauchten Curtiss und Rata-Jäger auf, die unseren schwerfälligen Jus erheblich zu schaffen machten.

Trotzdem gelangte Varela unter schweren und verlustreichen Kämpfen bis in die Vorstädte Madrids. Am 23. Oktober war in den Regierungsgebäuden der Hauptstadt deutlich der Gefechtslärm zu vernehmen. Aber statt jetzt alle nur irgend verfügbaren Kräfte heranzuholen und dem weichenden Gegner nachzustoßen, legte Franco – wie später noch so oft – eine Gefechtspause ein. Die Truppe sollte auf einen »würdigen Einzug« in die Hauptstadt, vorneweg der »Caudillo« auf weißem Araberhengst, begleitet von seiner

Moro-Leibgarde in wehenden Burnussen, vorbereitet werden. In einer Studie, die der sogenannte Auswertungsstab »Rügen« in Lüneburg als »Geheime Kommandosache« über die Lage bei Madrid in diesem Herbst 1936 anfertigte, heißt es unter dem Aktenzeichen 7179/38: »Jedes Verständnis für das Zusammenwirken der Waffen und der Verbände, für eine Zusammenfassung der Kräfte im Schwerpunkt, ja der Existenzmöglichkeit eines Schwerpunktes überhaupt, jedes Wissen um die Wirkung und Notwendigkeit einer Verfolgung, jedes Vorausdenken über die gegenwärtige Minute hinaus fehlten.«

Azaña setzt sich ab

Ein vernichtenderes Urteil über den Feldherrn Franco konnten nur die jetzt folgenden Ereignisse selbst fällen. Der am 23. Oktober in Madrid mit bloßem Ohr zu hörende Lärm der sich nähernden Schlacht hatte als ersten den Präsidenten der Republik, Manuel Azaña, aufgescheucht. Am Abend gab die Regierung bekannt, er befinde sich auf einer längeren »Frontbesichtigung«. Das war gelogen. Azaña war ganz einfach geflohen, von panischer Angst um sein teures Leben ergriffen. Er hatte nicht einmal seinem eigenen Kabinett Bescheid gesagt. Man erfuhr in Madrid von seiner Flucht per Telefon aus Barcelona. Seine Ausweichresidenz war gut gewählt: nah genug der rettenden französischen Grenze (die er zwei Jahre später, als die Sache noch brenzliger geworden war, bei Nacht und Nebel überschritt) und weit genug von jedem bombardierungswürdigen Ziel entfernt, um auch von Luftangriffen, die ihm den Aufenthalt in Madrid verleidet hatten, nicht belästigt zu werden. Er brauchte schließlich als Staatschef seine Ruhe.

Sein Schlupfwinkel lag in den schroffen Felsen des Montser-

rat-Gebirges in der Provinz Barcelona, wo fromme Brüder im X. Jahrhundert ein geräumiges Kloster gebaut und der Mutter Gottes geweiht hatten. Es war inzwischen mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet und von der anarchokommunistischen Regierung Kataloniens enteignet und zweckentfremdet worden. Seine gottesfürchtigen Erbauer hätten gewiß nicht geglaubt, daß ihr Bauwerk eines Tages einem antiklerikalen Gotteslästerer als Residenz dienen würde. Und das war Azaña, obwohl er seine Jugend als Klosterschüler in geistlicher Obhut verbracht hatte (wie übrigens auch die »Pasionaria«, die wüsteste unter allen atheistischen Kommunisten, von der erzählt wird, sie habe einem Mönch, der sie mißbrauchen wollte, die Kehle durchgebissen – zuzutrauen wär's ihr). Azaña mag in der Abgeschiedenheit des Klosters Montserrat zu seinen kirchlichen Ursprüngen zurückgefunden haben. Als er vier Jahre später im französischen Exil das Zeitliche segnete, versah ihn ein Bischof mit den von ihm erbetenen Sterbesakramenten.

. . . und Largo Caballero auch

Der von ihm geführten Republik versetzte Azaña mit seiner feigen Flucht den Todesstoß. Ministerpräsident Largo Caballero hielt noch 14 Tage länger in Madrid aus, bis auch er sich mit seinem Kabinett am 6. November nach Valencia absetzte und die Regierung in Madrid den Kommunisten und dem von diesen aufgehetzten Pöbel überließ. Largo Caballero hatte am 4. September die vierte republikanische Regierung innerhalb von sieben Wochen nach dem Putsch gebildet. Sein bürgerlicher Vorgänger Giral war mit den immer chaotischer werdenden Zuständen nicht mehr fertig geworden. Im Modell-Gefängnis hatten die Kommunisten als Vergeltung für die in Badajoz angeblich von der Frem-

denlegion begangenen Greuel ein Blutbad unter den politischen Gefangenen angerichtet. Zahlreiche führende Falangisten und andere Rechtspolitiker, darunter auch Fernando Primo de Rivera, ein Bruder José Antonios, wurden ermordet. Volkstribunale wurden errichtet, während die unkontrollierten Morde und Gewalttaten weitergingen.
Als Giral zurückgetreten war, fand sich kein bürgerlicher Politiker mehr bereit, der immer weniger verhüllten marxistischen Gewaltherrschaft als wohlanständiges Aushängeschild zu dienen. Largo Caballeros Stunde hatte geschlagen. Es war die Stunde der Volksfront. Sie war – wie in Berlin richtig vorausgesehen – jetzt auch für Spanien gekommen. Erst sträubten sich die Kommunisten noch. Es war ja für sie viel bequemer, die Macht auszuüben, ohne die Verantwortung zu tragen. Aber auf einen deutlichen Wink aus Moskau fügten sie sich. Drei Kommunisten traten dem Kabinett Largo Caballeros bei, der für sich selbst den Posten des Kriegsministers reservierte. Was er gebildet hatte, nannte er die »Regierung des Sieges«.

Rosenberg regiert

In dieser Regierung ging Sowjetbotschafter Rosenberg aus und ein, als wären es seine eigenen Büros. Zu Largo Caballeros Amtsraum hatte er jederzeit ohne irgendwelche Formalitäten Zutritt. Und er sprach mit ihm wie mit einem seiner Angestellten. Er hatte das Sagen, weil es ihm endlich gelungen war, bei Stalin direkte und massive Waffenhilfe für die Republik durchzusetzen, die bisher nur – zu Tarnungszwecken – über die Komintern gelaufen war. Am 14. Oktober, einen Tag bevor Varela zum Angriff auf Madrid antrat, trafen die ersten Lieferungen ein. Innerhalb eines Monats waren es nach nationalspanischen Quellen: 300 Bomber,

200 Panzer, 100 Jäger, 75 Flakgeschütze, 200 Kanonen, 1500 MGs, 6000 Granatwerfer, 100 000 Gewehre, 20 000 Brandbomben, 25 000 Sprengbomben, 3 Milliarden Schuß Munition. Auf republikanischer Seite wurden diese Angaben als maßlos übertrieben bezeichnet, wobei man es offen ließ, ob das auf die nationale Phantasie oder die Moskauer Propaganda zurückzuführen sei. Tatsache war, daß von nun an auf republikanischer Seite kein Mangel an Waffen mehr bestand.

Am Tag, als die massiven sowjetischen Kriegslieferungen einsetzten, wurde auch die erste Internationale Brigade aufgestellt, die sich aus der Keimzelle des deutschen Thälmann-Bataillons entwickelte. Der Sonderzug mit dem ersten Kontingent von 500 Freiwilligen, die im Rekrutierungsbüro in der Rue de Lafayette von Paris zusammengestellt worden waren, traf am 14. Oktober in Albacete ein. Ihnen wurde eine ehemalige Kaserne der Zivilgarde zur Verfügung gestellt. Die erste Arbeit, die die Freiwilligen zu verrichten hatten, war, die Räume von den Blutspuren zu säubern, die die hier stattgefundenen Folterungen und Exekutionen hinterlassen hatten.

Befehlshaber dieser ersten Internationalen Brigade mit der Nummer XI wurde der französische Kommunist André Marty. Sein Vater hatte schon an der Pariser Kommune von 1870 teilgenommen. Er selbst war Maschinist auf einem Schiff der französischen Schwarzmeerflotte gewesen, die die weißrussischen Armeen 1919 in ihrem Kampf gegen die Bolschewisten unterstützte. Marty war einer der Rädelsführer, die damals eine Meuterei veranstalteten. 1923 war er der kommunistischen Partei beigetreten. Er genoß Stalins besonderes Vertrauen. Er kannte seine Macht und war brutal, grausam und arrogant. An seiner Seite stellte der Feingeist André Malraux, de Gaulles späterer Kulturminister, eine Fliegerstaffel für die Brigade auf. Der tschechische

Kommunist Klement Gottwald, späterer Minister und Staatspräsident seines Landes, fungierte als politischer Kommissar der Brigade. Und der spitzbärtige »sächsische Lenin«, Walter Ulbricht, organisierte nach sowjetischem Vorbild eine Abteilung der NKWD.

Kommunisten aus aller Herren Länder

Über dieser erlauchten Führerschaft der XI. stand als Oberbefehlshaber sämtlicher ihr folgenden Internationalen Brigaden der General Emilio Kléber. Natürlich hieß er in Wirklichkeit ganz anders. Den Namen des (im Elsaß geborenen) französischen Revolutionsgenerals nahm der (in der Donau-Monarchie geborene) Lazar Stern an, weil er sich ihm kongenial fühlte. Er hatte während des Ersten Weltkrieges in der k.u.k.-Armee gedient, war in russische Gefangenschaft geraten und bei der Revolution zu den Bolschewisten übergetreten. In Jekaterinburg soll er bei der Ermordung der Zarenfamilie dabei gewesen sein. Nach Besuch der Frunse-Militärakademie verwendete ihn der Kreml zu verschiedenen politisch-militärischen Sonderaufgaben, darunter auch in Deutschland. Als er seine Schuldigkeit in Spanien getan hatte, ließ Stalin ihn im Zug der großen Säuberung liquidieren.

Unter den Hunderten von russischen Militärs, die in diesen Oktobertagen in Spanien eintrafen, befanden sich wahrscheinlich mindestens drei spätere Marschälle, die im Zweiten Weltkrieg bedeutende Rollen spielten. Sie sind schwer zu identifizieren, weil ihre Mission natürlich geheimgehalten wurde und sie unter spanischem Tarnnamen auftraten. Miguel Martínez dürfte Rokossowsky gewesen sein. Ihm lag die Ausbildung der politischen Kommissare ob, welches System am 14. Oktober allgemein eingeführt wurde, nicht nur

in den Internationalen Brigaden und Milizen, sondern auch in der regulären Armee. Konjew hieß »Paulito« und widmete sich dem Einsatz von ihm ausgebildeter Terroristen. Malinowsky nannte sich damals Oberst Manolito. Oberbefehlshaber war der General Douglas, der in Wirklichkeit Jakob Schmutschkiewitsch hieß.

Auch unter den demokratischen Kriegskorrespondenten, die sich damals in Erwartung der Ereignisse beim roten Oberkommando in Madrid meldeten, begegnen wir bekannten Persönlichkeiten. Sefton Delmer, dem in der alliierten Kriegspropaganda im Zweiten Weltkrieg eine wichtige Rolle zufallen sollte und der danach eine Generation junger deutscher Journalisten in England umzuerziehen und für ihre Aufgaben in der westdeutschen Lizenzpresse vorzubereiten hatte (darunter auch »Frühschoppen«-Höfer), wetzte seine Feder an den spanischen Ereignissen. Und Herbert Matthews von der »New York Times« sammelte kommunistische Erfahrung, um später Fidel Castro in demokratischen Kreisen der USA populär machen zu können.

Daß die Russen jetzt mit dem Krieg in Spanien Ernst machten, nachdem sie zusammen mit ihrer fünften Kolonne die Macht in der Republik praktisch übernommen hatten, ging auch aus einem »offenen Brief« Stalins hervor, den das Kommunistenblatt »Mundo Obrero« (Madrid, 17. 10. 36) veröffentlichte. »Die Befreiung Spaniens vom Joch faschistischer Reaktionäre«, schrieb der sowjetische Diktator, sei »keine Privatangelegenheit der Spanier, sondern Sache der ganzen fortschrittlichen Menschheit«.

Diese Sache machte tatsächlich gewaltige Fortschritte. Am 4. November bildete Largo Caballero sein Kabinett um, in dem bisher nur seine eigene sozialistische, die kommunistische und einige kleinere Linksparteien vertreten waren, dem aber beizutreten die Anarchisten sich bisher geweigert

hatten. Unter den vier neuen anarchistischen Ministern war die bemerkenswerteste Ernennung die von García Oliver zum Justizminister. Das hätte sich Bakunin nicht träumen lassen, daß einer seiner Anhänger in einem bisher zivilisierten Land Westeuropas Justizminister werden würde.
Die Theoretiker des Anarchismus, deren Ziel ja die Bekämpfung und Vernichtung des Staates als solchen war und weiter ist, versuchten, die Diskrepanz zwischen dieser ihrer unabdingbaren Maxime und der Realität einer anarchistischen Beteiligung an der Regierung damit zu erklären, daß ihr Ziel, die Anarchie, jetzt erreicht sei. So unrecht hatten sie damit nicht. Das Anarchistenblatt »Solidaridad Obrera« (Madrid, 4. 11. 36) bezeichnete den Tag als »den bedeutendsten in der politischen Geschichte des Landes«. Der Staat habe aufgehört, »ein Unterdrücker der Arbeiterklasse« zu sein und habe sich in ein Instrument des Klassenkampfes verwandelt. Es war nur logisch, daß Anarchist García Oliver seine Tätigkeit als Justizminister damit begann, daß er sämtliche Strafakten vernichten ließ. Die Anarchisten begannen zu regieren.

Blutrausch

Als Largo Caballero nach Valencia geflohen und nur der kommunistisch-anarchistische Teil seines Kabinetts in Madrid geblieben war, erlebte die spanische Hauptstadt das schrecklichste Blutbad dieses Bürgerkrieges. An Stelle der geflohenen Regierung wurde eine »Verteidigungs-Junta«

Momentaufnahmen dramatischer Straßenkämpfe.

gebildet. An ihrer Spitze standen die Kommunisten und die von diesen beherrschte marxistische Jugendorganisation. Eine »Art Innenminister« in dieser Junta wurde, wie er selbst zugab[56], der damalige Generalsekretär der marxistischen Jugend, Santiago Carillo, das Paradepferd des heutigen »Eurokommunismus« als Chef der angeblich von Moskau unabhängigen kommunistischen Partei Spaniens. Er war für die Tausende von politischen Gefangenen verantwortlich, die in den Gefängnissen Madrids bisher noch nicht umgebracht worden waren.

Jetzt kam der Befehl, sie zu »evakuieren«. Von wem er auch immer erteilt wurde – dem sowjetischen Oberkommando, der kommunistischen Partei oder dem »Chefberater« und eigentlichen Macher der Junta, »Prawda«-Korrespondent Michail Koltsow – und wenn ihn auch vielleicht Carillo nicht selbst gab, so widersetzte er sich ihm doch auch nicht.

Er hätte wissen müssen, daß diese »Evakuierung« in der marxistischen Terminologie gleichbedeutend mit »Liquidierung« war. Die genaue Zahl der bei dieser Aktion Ermordeten konnte nie festgestellt werden. Es waren Tausende. Der konservative spanische Historiker Ricardo de la Cierva nennt in einer Studie über die während des Krieges auf beiden Seiten begangenen Grausamkeiten[56] allein an einem der drei Hinrichtungsplätze die Zahl von 2750. Diese Opfer sind identifiziert. Eine Namensliste wurde von der Falange-Zeitung »El Alcázar« veröffentlicht. Es handelt sich um die Massenhinrichtungen, die seit dem 7. November – einen Tag nach Carillos Amtsantritt – auf einem Feld bei dem Dorf Paracuellos de Jarama, wenige Kilometer östlich von Madrid, vorgenommen wurden. Weitere Massenmorde ähnlicher Art fanden in San Fernando de Henares und Torrejón de Ardoz statt. De la Cierva hat sich besonders gründlich mit den Vorgängen von Paracuellos beschäftigt, weil sich unter den dort Ermordeten auch sein eigener Vater be-

fand. »Für den Verfasser«, schreibt er, »könnte nichts erfreulicher sein als die Überzeugung, daß der Mörder seines Vaters nicht Herr Carillo ist.«
Unter den Tatzeugen befindet sich der heutige Bürgermeister von Paracuellos, einem Dorf, das weniger Einwohner (2053) hat, als vor 41 Jahren dort umgebracht wurden. Guillermo Mesa Velázquez (66), der später auf republikanischer Seite kämpfte, berichtete der »New York Times«[56], er sei damals zusammen mit anderen Dorfbewohnern unter vorgehaltener Pistole gezwungen worden, auf dem Feld, wo später die Erschießungen stattfanden, riesige Massengräber auszuheben. Dann seien die zweistöckigen Omnibusse aus Madrid mit den gefesselten Gefangenen angekommen, für die die Gräber bestimmt waren. Die Angehörigen des Exekutionskommandos seien an ihren roten Halstüchern leicht erkennbar gewesen. Volksfront-Jugend, deren damaliger Generalsekretär Santiago Carillo heute in der westlichen Welt umherreist und Aufklärungsvorträge über den »humanen Marxismus« hält.

»Ich war 15, als ich erschossen wurde«

Es gibt aber sogar unter den Opfern von damals zumindest einen Zeugen. Er heißt Ricardo Rambal Madueño, ist 55 Jahre alt und von Beruf Rechtsanwalt. Er hätte seinen Bericht[57] nennen können: »Ich war 15 Jahre alt, als ich erschossen wurde«. Rambal befand sich als 15jähriger Jung-Falangist unter den Madrider Gefängnis-Insassen, die schubweise zur Hinrichtung nach Paracuellos gebracht wurden. Es war am Abend des 28. November, als sie am Rand des Massengrabes in Reihe aufgestellt wurden. Es war bitter kalt. Aber, gesteht er, nicht die Kälte ließ uns zittern. Dann krachte die erste Salve. »Ich wußte nicht, wo ich war, noch

was mir geschehen war. Es muß gegen Mitternacht gewesen sein, als ich die Augen aufschlug. Ich blutete an einem Bein, am Bauch und aus dem Mund.« Schon diese Feststellung bewies ihm, daß er noch am Leben war. Er betastete sich: Blut, Blut, Blut. Dann seine Umgebung: Leichen, Leichen, Leichen. Er stand auf. Er konnte sich bewegen, wenn auch unter Schmerzen. Er kletterte aus dem Grab und stolperte ächzend über den Acker. Nur fort, fort von diesem Ort des Grauens. Als die Totengräber am nächsten Morgen das Grab wie üblich zuschaufelten, wobei der Lohn für ihre Arbeit in den wenigen Habseligkeiten bestand, die die Ermordeten am Leibe trugen, bemerkten sie nicht, daß einer von ihnen fehlte.

Dem Mordrausch dieser Tage wäre um ein Haar auch Largo Caballero mit seiner geflohenen Regierung zum Opfer gefallen. Auf dem Weg nach Valencia wurde ihre Wagenkolonne bei Tarancón, rund 100 km südöstlich von Madrid, von einem schwer bewaffneten Haufen aufgehalten. Es war die sogenannte »columna de hierro«, die eiserne Kolonne, eine Gruppe besonders extremer und rabiater Anarcho-Kommunisten, die ihren Bürgerkrieg auf eigene Faust führte. Daß es sich um den legalen und demokratisch gewählten Ministerpräsidenten des Landes und sein Kabinett handelte, interessierte sie nicht im geringsten. »Zurück nach Madrid oder ihr werdet erschossen!« bedeutete man ihnen unzeremoniell, aber mit proletarischer Deutlichkeit. Sie taten, als folgten sie dem Befehl. Aber kaum war die »eiserne Kolonne« weit genug außer Sicht, wählten sie eine Straßengabel bei Tarancón, um auf einem kleinen Umweg doch noch ins

Nationalspanische Truppen – Kavallerie und Tanks – vor dem letzten Angriff an der Toledo-Front.
Ein Offizier der nationalen Armee wird unter militärischen Ehren zu Grabe getragen.

sichere Valencia zu gelangen. Sie hatten Glück und kamen an.

Sieg verschenkt

An diesem Tag war Franco noch immer mit den Vorbereitungen für seinen siegreichen Einmarsch in die Hauptstadt beschäftigt. In Avila wurde bereits eine provisorische Stadtverwaltung für Madrid zusammengestellt und vereidigt. Lastwagen mit Lebensmitteln für die hungernde Bevölkerung wurden bereitgestellt. Sie sollten unmittelbar hinter der kämpfenden Truppe folgen. Mit leerem Bauch jubelt sich's schlecht. Und der Jubel beim Einzug der Befreier würde einzigartig werden. Franco hatte Einzelheiten des von ihm so sorgfältig vorbereiteten Siegesmarsches an die Presse durchsickern lassen. Radio Lissabon strahlte eine viel beachtete Sendung aus, die einen Vorgeschmack von dem kommenden großen Ereignis gab. Nicht einmal der für den Generalissimus vorgesehene weiße Araberhengst wurde verschwiegen.
An der Front hatte Mola am 30. Oktober den gesamten Oberbefehl übernommen. Als die Offensive vor drei Wochen so hoffnungsvoll mit der Einnahme des nur 50 km von Madrid entfernten Valdeiglesias begonnen hatte, war es nur der Ausdruck der allgemein (bei Freund und Feind) gehegten Erwartung gewesen, daß er Auslandskorrespondenten gegenüber äußerte, er hoffe, am 12. Oktober auf der »gran vía« von Madrid einen »cafecito« (ein Täßchen Kaffee) trinken zu können. Der 12. Oktober verging, ohne daß der Vormarsch wieder in Schwung kam. Und als mit der immer näherkommenden sowjetischen Versorgungsflotte die Zuversicht im Lager der Roten wuchs, da stellten sie auf eines der Tischchen auf dem Bürgersteig der »gran vía«, an denen

man in ruhigeren Zeiten seinen »cafecito« genüßlich zu schlürfen pflegte, ein provokatorisches Schild: »Reserviert für den General Mola«. Je länger der prominente Gast auf sich warten ließ, um so fröhlicher schmunzelten die Madrileños darüber. Es war nicht Molas Schuld.

Franco hatte *den* schweren Fehler dieses Krieges begangen. Er hatte Madrid, das heißt den schnellen Sieg verschenkt. Er hatte einen Handstreich, der vielleicht mit ein paar Hundert Menschenleben zu bezahlen gewesen wäre, in einen fast dreijährigen Bürgerkrieg verwandelt, den schrecklichsten und blutigsten seit der bolschewistischen Oktoberrevolution von 1917. Aber während diese nicht nur Rußland, sondern die Welt veränderte, wobei man lediglich darüber streitet, ob es zum Schlechteren oder Besseren war, änderte Francos »Revolution« an den geistigen und materiellen Strukturen des Landes (von der Welt ganz zu schweigen) nicht das geringste. Er revolutionierte nichts, er restaurierte bloß. Nur so wird verständlich, daß der Zeiger der spanischen Uhr, den er gewaltsam zurückgedreht hatte, fast 40 Jahre später, als Franco 1975 starb, mit einem Ruck wieder auf den Stand von damals schnellte. Nur so erklärt es sich, daß Spanien heute mit den gleichen politischen Parteien, mit den gleichen marxistischen Gewalttaten, mit gleich unfähigen republikanischen Regierungen, mit den gleichen separatistischen Tendenzen seiner nördlichen Landesteile vor ganz ähnlichen Problemen steht, wie sie damals das Klima des Bürgerkrieges vorbereiteten, der ein bis zwei Millionen Tote kosten sollte – nicht bloß Spanier, sondern Freiwillige so vieler Nationen – die auf beiden Seiten, von der Güte der Sache überzeugt, für die sie zu kämpfen glaubten, ihr Leben einsetzten.

Sturm auf Madrid beginnt

Es wurde in diesen Novembertagen 1936 in den Vororten und Straßen Madrids mit einem Heldenmut ohnegleichen, wenn auch mit ebenso unbegreiflichem militärischen Dilettantismus gekämpft. Der eine wie der andere war diesseits und jenseits der Front ziemlich gleichmäßig verteilt. Franco hatte den Generalangriff der vier Kolonnen Molas für den 5. November befohlen und an diesem Tag die Befreiung Madrids öffentlich angekündigt. Die ohnehin verspätete Offensive mußte nochmals im letzten Augenblick um zwei Tage verschoben werden.

In Madrid hatte Miaja den Oberbefehl übernommen, dem

als Generalstabschef der rote Rojo (von seinem Besuch im Alcázar bekannt) beigegeben war. Der Begriff »Oberbefehl« darf in diesem Fall nicht im herkömmlichen Sinn einer klaren vertikalen Unterstellung verstanden werden. Neben Miaja stand der russische General Berzin, der über die sowjetischen Flieger, Panzer, Instrukteure und Politkommissare zu verfügen hatte, sowie der General Kléber mit seinen Internationalen Brigaden. Diese ohnehin schon komplizierten Befehlsverhältnisse verwickelten sich noch mehr, als der katalanische Anarchisten-Chef mit 3000 Mann auf dem Kriegsschauplatz von Madrid eintraf und sich nicht nur keinerlei Oberbefehl unterstellen, sondern sich auch seinen Frontabschnitt selber aussuchen wollte.

Zahlenmäßig waren die republikanischen den nationalen Kräften weit überlegen. Allein die Milizen, die freilich nur als Kanonenfutter zu gebrauchen waren, denen man sehr viel proletarische Begeisterung, aber in vielen Fällen nicht mal ein Gewehr mitgegeben hatte (das sie sich erbeuten oder von gefallenen Kameraden übernehmen sollten), übertrafen die Zahl der auf rd. 20000 Mann aufgefüllten Mola-Kolonnen um ein Vielfaches. An Flugzeugen und Panzern waren die Roten eindeutig überlegen. Thoma hatte seine zwei Panzerkompanien in Sevilla mit der Schnelligkeit seiner Truppe aufgestellt und an die Madridfront gebracht. Am 24. Oktober konnte er in einem begrenzten, aber selbständig durchgeführten Unternehmen die Ortschaft Villamantilla (570 Einwohner) bei Navalcarnero im Süden Madrids einnehmen. Dann aber mußte er seine Panzer – und nur diese hatte er der gebotenen Eile wegen nach Madrid geworfen, während die übrigen Teile seiner Abteilung erst später nachgezogen werden sollten – zur Einzelunterstützung der Infanterie aufteilen, wie das auf republikanischer Seite auch geschah. Immerhin war es einer dieser deutschen Panzer (mit Leutnant von der Planitz und Unteroffizier No-

wak), der mit den ersten nationalen Truppen in die Universitätsstadt am Ostufer des Manzanares eindringen konnte. Die russischen Panzer waren den deutschen nicht nur an Zahl, sondern auch an Bewaffnung und Panzerung überlegen, gelangten jedoch – sowenig wie einstweilen die deutschen – zu entscheidendem Einsatz.

Die feindliche Luftüberlegenheit an der Madridfront war überwältigend, an Zahl und Kampfkraft. Als die Kämpfe um die Universitätsstadt Mitte November voll entbrannt waren, stürzten sich 25 rote Jäger gleichzeitig auf die Staffel v. Moreau, die ohne eigenen Jagdschutz weitere Einsätze einfach nicht mehr wagen durfte. Eine Ju 52 mußte, schwer getroffen, notlanden. Der Staffelkapitän ließ sie nicht im Stich. Seine Maschine setzte dicht neben ihr auf. Die Besatzung hatte ihre Maschinenpistolen durchgeladen, um die Kameraden notfalls herauszuhauen und in Sicherheit zu bringen. Aber die spanischen Soldaten, die jetzt auf die havarierte Ju zustürmten, waren zum Glück leicht erkennbare Moros. Moreaus Leute und die Moros lagen sich in den Armen. Man war knapp hundert Meter hinter den eigenen Linien gelandet.

Am 7. November endlich hatte der Sturmangriff auf Madrid begonnen. Drei Kolonnen sollten den der Stadt am Westufer des Manzanares vorgelagerten Park Casa de Campo durchstoßen, den Übergang über den Fluß gewinnen und in das Weichbild Madrids vorstoßen, während die vierte Kolonne vom Vorort Carabanchel im Süden der Stadt Entlastungs- und Täuschungsangriffe zu führen hatte. Die Angriffsziele des ersten Tages wurden nicht entfernt erreicht. Statt u.a. die wichtige Montaña-Kaserne auf dem Ostufer des Flusses zu nehmen, gelangte man nirgends auch nur an dessen Westufer. Dabei waren an diesem Tag die beiden ersten Internationalen Brigaden, die XI. und die XII., die neben dem (kommunistischen) 5. Regiment die Elite der Ver-

teidiger darstellten, weder in Stellung noch überhaupt einsatzbereit.

The Germans to the front!

Erst am nächsten Tag, dem 8. November, war es soweit. Da marschierte die XI. in voller Kriegsstärke mit neuen Waffen und ebensolchen Uniformen, die Stahlhelme unternehmungslustig schief aufgesetzt, durch die Straßen Madrids, die »gran vía« entlang, auf der noch immer das Schild »Reserviert für General Mola« stand, zum Westpark, dessen erschöpfte und dezimierte Verteidiger sie ablösen sollte. Vorneweg zog das 1. Bataillon, aus deutschen Kommunisten bestehend wie auch das 1. der XII. (»Thälmann«). The Germans to the front! Es war wie im Boxeraufstand zur Jahrhundertwende. Die Deutschen immer vorneweg. Sie grüßten die begeisterten Massen auf den Straßen mit geballter Faust und antworteten auf das ihnen zugerufene »no pasarán« mit zackigem »Rot-Front«, wie es bis 1933 auch auf deutschen Straßen erklungen war.

An der Spitze marschierte Bataillons-Kommandeur Oberst Hans Kahle, ein deutscher Weltkriegsoffizier, der 1918 mit den Meuterern gemeinsame Sache gemacht hatte. Ein ehemaliger Kriegsgegner von ihm an der Westfront, der französische Oberst Dumont, führte das 2. Bataillon, aus französischen und belgischen Kommunisten sowie einer englischen Maschinengewehr-Gruppe bestehend.

Höhepunkt und gleichzeitig Ende von Dumonts Karriere wurde ein Unternehmen, das er im nächsten Jahr an der gleichen Madrid-Front mit der ihm inzwischen anvertrauten XIV. Internationalen Brigade führte, und das als »Champagner-Schlacht« in die Geschichte des Bürgerkrieges einging. Als guter Kommunist wußte er, daß die Kampfkraft

einer Truppe von ihrem Geist bestimmt wird. Aber als guter Franzose versprach er sich von Weingeist, zumal in der typischen Form seiner Heimat, ähnliche Wirkung. So ließ er vor dem Angriff, von dem er entscheidende Wirkung erwartete, kistenweise Champagner ausgeben. Die Brigadisten ließen sich diese so gar nicht proletarische Verpflegung gefallen, erfüllten aber ihren Kampfauftrag unbefriedigend, so daß das Unternehmen ein Fiasko und Gegenstand einer strengen Untersuchung wurde.
Das 3. Bataillon schließlich bestand vor allem aus polnischen Bergarbeitern, die in Frankreich und Belgien rekrutiert worden waren. Es wurde von einem angeblich polnischen und diese Sprache jedenfalls beherrschenden Oberst Oppman befehligt.
Noch am Abend des 8. November bezog die XI. Brigade ihre Kampfstellungen. Die abgekämpften Milizionäre wurden unter ihre Verbände aufgeteilt. Tagelang wogten die Kämpfe im Park Casa de Campo hin und her. Varelas Legionäre und Moros konnten nur ganz geringe Geländegewinne erzielen, wenn auch die XI. Internationale Brigade bis zum 15. November ein Drittel ihres Mannschaftsbestandes verlor. Es war Miaja nicht unangenehm, daß sich an diesem Tage Durruti mit seinem Anarchistenhaufen einstellte und im Brennpunkt der Kämpfe, der Casa del Campo, eingesetzt zu werden wünschte. Man stellte ihm alle verfügbare Artillerie und Flieger zur Verfügung. Trotzdem gerieten die Anarchisten ins Laufen. Die Moros ihnen nach.

Kampf um die Universitätsstadt

Unversehens gelang ihnen am Nordflügel, gegenüber der Universitätsstadt, der erste Flußübergang. Schnell wurde auch eine »bandera« Fremdenlegion nachgezogen. Die

eben zur Auffüllung und Erholung herausgezogene XI. Internationale Brigade mußte erneut in den Kampf geworfen werden, um die Universitätsstadt zu verteidigen. Auch die XII., die im Süden vergeblich versucht hatte, den beherrschenden Cerro de los Angeles zurückzuerobern, wurde in der Universitätsstadt eingesetzt. Haus um Haus, ja Stockwerk um Stockwerk und Lehrsaal um Lehrsaal mußte erstürmt werden. Einigen Moros gelang es, im Schutz des deutschen Panzers aus der Universitätsstadt heraus die Calle de la Princesa entlang in Richtung auf die zentrale Plaza de España vorzudringen. Der Schreckensruf »die Moros kommen« verbreitete sich. Hier und da begannen die Milizen zu fliehen. Miaja trat ihnen persönlich mit gezogener Pistole entgegen: »Feiglinge! Zurück in eure Stellungen!« Den Moros war die Großstadt unbekannt und unheimlich. Von diesem ersten Stoßtruppunternehmen im Häusermeer Madrids kehrte keiner von ihnen lebend zurück.

Die Front erstarrt

Alle weiteren Versuche, über die Universitätsstadt hinauszukommen, scheiterten. Die nächtlichen Bombardierungen, auf die sich v. Moreau infolge der übermächtigen Abwehr hatte umstellen müssen, konnten für die Angreifer keine entscheidende Erleichterung bringen. Sie waren ganz einfach erschöpft, ausgeblutet, erledigt. Sie hatten Bewunderungswürdiges geleistet. Der größte Teil der Universitätsstadt war in ihrer Hand. Nur die Philosophische, Naturwissenschaftliche und Medizinische Fakultät in der äußersten Nordostecke blieben den Roten. Die hatten inzwischen sogar gelernt, sich einzugraben, was sie jetzt zwischen den Ruinen der Universitätsstadt taten, so daß ihnen Bomben

und Artilleriefeuer nichts mehr anhaben konnten. Die Front erstarrte. Sie sollte den Verlauf, den sie am 23. November 1936 hatte, zweieinhalb Jahre lang fast unverändert behalten, bis Madrid mit dem endgültigen Zusammenbruch der roten Republik Franco in den Schoß fiel und er seine Siegesparade auf weißem Araberhengst anführen konnte.
Daß es überhaupt noch dazu kam, hatte er nicht nur der über alles Lob erhabenen Tapferkeit und Härte seiner Soldaten zu danken, den Opfern und Leiden seines unglaublich geduldigen Volkes, der Unfähigkeit und den Fehlern seiner Gegner, sondern auch der deutschen Legion Condor, die mit einer symbolischen Abordnung unter ihrem letzten Kommandeur, General Frhr. v. Richthofen, an dieser Siegesparade teilnahm. Als Francos tragischer Führungsfehler mit dem Erlahmen des nationalen Vorstoßes in der Madrider Universitätsstadt bezahlt werden mußte, versammelten sich in Sevilla die ersten 5000 Mann der Legion Condor, um von nun an in die weitere Entwicklung des Bürgerkrieges bestimmend einzugreifen. Vorwärts, Legionäre!

Vierter Teil

VORWÄRTS, LEGIONÄRE!

Bei Hermann Göring

Das Anzünden einer Virginia-Zigarre ist fast eine Zeremonie und jedenfalls zeitraubend. Ehe der etwa 30 cm lange Strohhalm aus dem ebenso langen Tabakwickel herausgezogen, in Brand gesetzt und mit ihm der dunkle, feste, ungemein aromatische Tabak ringsherum unter heftigem Saugen zum Qualmen gebracht worden ist, vergehen etwa zwei Minuten. Sie standen dem Oberstleutnant Warlimont (in Spanien nannte er sich Waltersdorf) und Joh. Bernhardt zur Verfügung, um die bizarre Gestalt des Virginia-Rauchers gebührend zu bewundern. Dieser trug ein weißseidenes Hemd mit weit fallenden, bauschigen Ärmeln, darüber ein ärmelloses Wams aus grünem Leder, ebensolche Pluderhosen, die in ein Paar enorme Stulpentiefel gesteckt waren. Den gewaltigen Bauch hielt ein breiter Ledergürtel zusammen, in dem ein prächtig verziertes Jagdmesser steckte. Der Leser hat gewiß schon erraten, daß es sich um niemand anderen als Hermann Göring handeln kann.

Er befand sich in seiner ureigensten Umgebung, seinem Jagdhaus in der Rominterner Heide. In dessen Halle vor dem großen Kamin wirkte er wie eine lebendige Ergänzung der vielen Jagdtrophäen, die alle Wände zierten, urig wie die Elche, die es damals in Ostpreußens Wäldern noch zu erlegen gab. In diesem Raum erlebte am 28. September 1936 die Legion Condor gewissermaßen ihre Geburtsstunde. Oberstleutnant Warlimont (später General und zuletzt Chef des Wehrmachtsführungsstabes) und Joh. Bernhardt waren als militärischer und organisatorisch-kaufmännischer Chef

des Unternehmens »Feuerzauber« auf dem spanischen Kriegsschauplatz zur Berichterstattung zu Göring befohlen.

In kritischer Stunde

Sie hatten Spanien in einem kritischen Augenblick des Bürgerkrieges verlassen. Der schnelle Vormarsch Yagües auf Madrid war (zwecks Befreiung des Alcázars) unterbrochen worden. Die einzelnen Bravourstücke deutscher Freiwilliger waren einem aufreibenden Fliegeralltag bei ständig zunehmender Abwehr auf republikanischer Seite gewichen. Die deutsche Initialhilfe hatte nicht ausgereicht, um den erhofften schnellen Erfolg der Nationalen herbeizuführen. Erste Schwierigkeiten und Reibereien mit dem spanischen Oberbefehl hatten sich ergeben. Warlimont hatte sie mit seiner ruhigen, aber bestimmten Art und seiner ungewöhnlichen diplomatischen Geschicklichkeit überwunden.
Auch die Tatsache, daß er gläubiger Katholik war, mag ihm geholfen haben, gegenüber Franco die richtige Tonart zu finden. Mit Bernhardt ergänzte er sich in glücklichster Weise. Dessen gesunder Sinn für wirtschaftliche Realitäten gepaart mit Energie, Unternehmungslust und Organisationstalent sowie profunden Kenntnissen der spanischen Verhältnisse und Mentalität halfen dem Generalstäbler, sich erstaunlich schnell und gut in einer völlig unbekannten Umgebung zurechtzufinden. Die beiden waren ein gutes Gespann. Sie hatten schnell ein vertrauensvolles, fast freundschaftliches Verhältnis zueinander gefunden. Göring konnte sich keine besseren Informanten über das, was in Spanien vorging und was dort unternommen werden mußte, wünschen.
Obwohl Warlimont aus dem Wehrwirtschaftsstab des

Oberst Thomas (nicht zu verwechseln mit dem Panzer-Oberst Ritter von Thoma) kam, beschränkte er sich in seinem Bericht bewußt auf die militärischen Aspekte, während er die wirtschaftlichen Bernhardt überließ. Das war ganz im Sinn seiner Göring bereits vorliegenden schriftlichen Berichte, in denen eine sorgfältige Trennung der beiden Bereiche vorgeschlagen worden war. Göring war damit einverstanden, so daß Warlimont, von nun an von allen wirtschaftlichen Fragen entlastet, sich ganz auf den militärischen Teil der deutschen Hilfe beschränken konnte, während Bernhardt und seiner HISMA in eigener Verantwortung und mit allen Vollmachten ausgestattet die wirtschaftliche Abwicklung, vor allem die Begleichung der ins Uferlose anschwellenden spanischen Schulden durch Rohstofflieferungen zufiel.

Man erreichte Görings Zustimmung (vorbehaltlich der Genehmigung durch Hitler) für eine wesentliche (quantitative und qualitative) Erhöhung der deutschen Hilfe, die sich nicht allein auf die Luftwaffe beschränken durfte, sondern auch Waffen der Marine und des Heeres, vor allem Panzer und Artillerie, umfassen mußte. Damit war der Rahmen abgesteckt, in dem im Lauf der nächsten Wochen die Legion Condor aufgestellt werden sollte.

Ein Generalissimus wurde »gemacht«

Wesentlich für Görings (und später auch Hitlers) schnelles Einverständnis waren Informationen vertraulichster Art über die innere Entwicklung im nationalen Lager, die Bernhardt Göring erst am nächsten Tag bei einer Unterredung unter vier Augen in Berlin gab. An diesem 29. September machte ja Franco seinen Staatsstreich in Salamanca und sich damit zum »Generalissimus«. Bernhardt war darüber unter-

richtet und konnte Göring den Vollzug einer Entwicklung melden, die Berlin dringend erwartete. Hitler und Göring wünschten eine möglichst straffe und einheitliche Führung des entstehenden national-spanischen Staates unter dem zunächst nur von Bernhardt, bald aber auch von Canaris empfohlenen General Franco, damit die immer umfangreicher werdende deutsche Hilfe nicht in ein Faß ohne Boden fließe.

Canaris hatte, wie man weiß, anderes im Sinn. Aber in diesem Augenblick hatten beide Seiten das gleiche Ziel: alle Macht für Franco. Bernhardt konnte Göring melden, daß es erreicht sei. Das wußte noch nicht einmal Canaris. Der Oberbefehlshaber war von der Mitteilung fasziniert. Er würde der erste sein, der Hitler diese erfreuliche Meldung machen könnte. Stimmte sie wirklich? Er dürfe sich auf keinen Fall damit blamieren. Nicht nur die Aufstellung der Legion Condor, sondern auch Görings Ernennung zum Beauftragten für den Vierjahresplan, d.h. zum deutschen Wirtschaftsdiktator, würde davon günstig beeinflußt werden.

Bernhardt setzte sein bestes Pokergesicht auf und verbürgte sich ganz für die Richtigkeit seiner Information. Es lag in seiner Art, gelegentlich gewagte Einsätze zu machen. Sonst hätte er es nie soweit gebracht. Gewagt war seine Bürgschaft. Denn genau genommen bestand seine ganze Gewißheit, daß Franco am 1. Oktober zum »Generalissimus und Staatschef« proklamiert würde, in zwei Worten, die ihm Francos Bruder Nicolás im letzten Augenblick vor seinem Abflug von Sevilla am Morgen des 27. September in der Halle des Hotels »Christina« zugeflüstert hatte: »Está hecho« – »Gemacht«.

Canaris war nämlich nicht der einzige gewesen, der Franco bei der Vorbereitung seines Staatsstreiches geholfen hatte. Auch Bernhardt hatte – freilich aus ganz anderen Motiven als Canaris – dem kleinen General zugeredet, daß er nicht

nur Generalissimus, sondern auch Staatschef werden müsse, ein Ansinnen, das Franco, um das mit Canaris bereits fest Vereinbarte und Eingeleitete nicht zu verraten, entrüstet, ja »geradezu wütend«, wie Bernhardt sich erinnert[58], von sich wies. Das war in Cáceres bei einer Unterredung unter vier Augen im Anschluß an ein gemeinsames Mittagessen gewesen.

Franco äußerte sich gegenüber Bernhardt soweit, daß er erklärte, seine Aufgaben seien rein militärisch, es gelte allein den Sieg herbeizuführen, und sogar behauptete, er verstehe von Politik wenig und wolle diese Aufgabe Berufeneren überlassen. Ach, wäre das doch wahr gewesen! Wir wissen heute leider, daß das Gegenteil richtig und Franco ein wesentlich besserer Politiker als Feldherr war. Nach dieser scheinbaren Abfuhr – und Franco kannte Bernhardt gut genug, um zu wissen, daß dieser jetzt nach anderen Wegen suchen würde, sein Ziel zu erreichen – klemmte sich der Abgeblitzte hinter Francos Bruder und Generalsekretär. »Nicolás stimmte überraschend schnell meinen Argumenten bei«, schreibt Bernhardt. Uns kann diese Zustimmung heute nicht überraschen, wissen wir doch, daß Nicolás Franco damals schon den Staatsstreich seines Bruders in allen Einzelheiten vorbereitete. Und als das später vor der Junta in Salamanca verlesene Dekret fertig war, konnte er Bernhardt die beiden entscheidenden Worte zuflüstern: »Está hecho.«

Entscheidung im Pissoir

Ein pikantes Detail aus diesen Vorbereitungen konnte Bernhardt Göring nicht verraten, weil er es damals selbst noch nicht kannte. Er erfuhr es von einem befreundeten andalusischen Grafen, der mit in der Verschwörung war, und

dessen Namen Bernhardt aus verständlichen Gründen nicht nennen will. Wir wissen, daß Francos militärische Position als »primus inter pares« von der spanischen Generalität anfänglich nur stillschweigend und mit zusammengebissenen Zähnen anerkannt wurde, weil davon die Fortsetzung der deutschen und bald auch italienischen Hilfe abhängig war. Vorbedingung für das Gelingen des Staatsstreiches war, daß diese stillschweigende in eine offizielle Anerkennung umgewandelt wurde.

Das war nicht so einfach. Es war dazu eine geheime Abstimmung in der nationalen Generalität notwendig, die, wenn nicht einstimmig, so doch ohne Nein-Stimmen verlaufen mußte. Bei einer ersten Zusammenkunft der Generale in einem Zelt auf dem Flughafen von Salamanca war an eine solche Übereinkunft überhaupt nicht zu denken. Eifrige Gehirnwäsche der Beteiligten durch Francos Vertrauensleute bereitete die nächste Zusammenkunft, diesmal in Burgos vor. Allen war klargemacht worden, daß es gelte, vielleicht noch so berechtigte persönliche Bedenken zugunsten der gemeinsamen Sache zurückzustellen. Der Sieg sei ohne Hilfe von draußen nicht möglich, und diese sei nun einmal an die Person Francos gebunden. Alle ließen sich mehr oder weniger überzeugen, nur der weißbärtige Präsident der von Mola gebildeten Junta, der General Cabanellas, nicht.

Auf ihn wurde Bernhardts Gewährsmann, der andalusische Graf, angesetzt. Seine Argumente überzeugten nicht. Cabanellas war und blieb, auch auf nationaler Seite, Republikaner und erklärter Gegner des klerikal-faschistischen Franco. Da schritt der Graf zum Äußersten. Als Cabanellas

Franco schreitet die Front einer Ehrenformation der Kriegsschule des Spanischen Heeres ab.
Franco legte sich eigens eine berittene Garde zu, die vorwiegend aus Marokkanern und Berbern bestand – als gläubige Mohammedaner leidenschaftliche Gegner des Kommunismus.

im Lauf der erregten Besprechung in Burgos einen Ort aufsuchen mußte, wohin es ältere Herren nach entsprechendem Flüssigkeitskonsum treibt, folgte er ihm unauffällig, stellte sich neben ihn und zog nicht das, was in diesem Fall bei Cabanellas unerläßlich war, sondern seine Pistole und verlangte, indem er diese auf den sich erleichternden General richtete, die verbindliche Zusage, bei der unmittelbar bevorstehenden Abstimmung über Francos Beförderung zum Generalissimus nicht mit »Nein« zu stimmen. Sie wurde erteilt. Unter »caballeros«. Es war das Wort, das über dem Eingang zu dem Ort stand, an dem diese denkwürdige Unterredung stattfand. »Caballeros« = Kavaliere, als welche in der blumenreichen spanischen Sprache – im Gegensatz zu der nüchternen deutschen – die Angehörigen des männlichen Geschlechts in jedem Pissoir mittlerer Güte bezeichnet werden. Bei der unmittelbar anschließenden Abstimmung gab es nur »Ja«-Stimmen, kein »Nein«, nur ein einziges Stück Papier so weiß wie von einer unbenutzten Rolle bei »Caballeros«. Francos Beförderung zum »Generalissimus und Staatschef« standen nur noch die bekannten unerheblichen Hindernisse im Wege.
Bernhardt behielt recht. Am 1. Oktober war es soweit. Und Göring und Hitler hatten es zwei Tage vorher gewußt. Der kleine Parteigenosse aus Tetuan hatte dem allmächtigen Abwehrchef auf dessen ureigenstem Gebiet, der Information, ein Schnippchen geschlagen. Seine Position stärkte sich entsprechend. Göring wurde Bevollmächtigter für den Vierjahresplan und Bernhardt sein mit absoluten Vollmachten ausgestatteter Beauftragter in Spanien.

Die ROWAK entsteht

Als Instrument für die Erfüllung seiner Aufgaben verlangte

Bernhardt die Schaffung einer Auffangstelle in Deutschland für alle aus Spanien eintreffenden Gegenleistungen für die deutsche Hilfe, das Gegenstück zu der sofort nach den Bayreuther Vereinbarungen vom 25. Juli geschaffenen deutsch-spanischen HISMA. Göring war einverstanden. Er telefonierte seinen Staatssekretär »Pilli« Körner (mit dem er sich duzte) und dessen engste Mitarbeiter herbei, denen er das Problem zur Lösung stellte. Eine solche Organisation zu schaffen, erklärten sie übereinstimmend, erfordere zumindest vier Wochen Zeit. Bernhardt schätzte die Stärke seiner Position richtig ein, indem er etwas naßforsch fragte: »Und inzwischen findet der Krieg dort im Saale statt?« Das waren Worte, die man bisher im Reichsluftfahrtministerium nicht zu hören gewohnt war. Göring ziemlich gereizt: »Was würden Sie denn tun?« Bernhardt: »Ich mute mir zu, eine solche Organisation in drei Tagen auf die Beine zu stellen.« Göring: »Tun Sie das.«

Drei Tage später stand die ROWAK, eines der halbstaatlichen Riesenunternehmen, das wie die HISMA und die später von Bernhardt ohne Befragung Berlins gegründete SOFINDUS, Werte von Hunderten von Millionen Mark bewegen und für die Kriegsanstrengungen des Reiches ab 1939 von ausschlaggebender Wichtigkeit werden sollte. Er hätte sein etwas leichtfertig gegebenes Versprechen nicht einhalten können, wäre nicht – wie am 25. Juli – Rudolf Hess und über diesen und seinen Bruder die AO der NSDAP eingesprungen. Hier fand er wieder das unbürokratische Verständnis und die sofortige Hilfe für seine Pläne, die jedem Beamten als phantastisch, ja undurchführbar erscheinen mußten.

Chef der ROWAK wurde ein bewährter Parteigenosse der AO, Major a. D. Eberhard von Jagwitz, der später als Ministerialrat ins Reichswirtschaftsministerium eingebaut wurde (und damit die Befriedigung seines Ehrgeizes fand). Als

Mitarbeiter wurden brachliegende kaufmännische Kräfte der AO aus Spanien oder Südamerika gewonnen. Was niemand (auch Göring nicht) für möglich gehalten hatte, wurde Tatsache: die ROWAK begann sofort zu arbeiten, wenn ihre offizielle Gründung auch erst am 15. Oktober erfolgte. Von nun an gingen alle Lieferungen Nationalspaniens, von den rüstungswichtigen Mineralien bis zu Kork, Olivenöl und Zitrusfrüchten, zur Begleichung des gewaltigen Passivsaldos in der nationalspanischen Handelsbilanz mit Deutschland über die ROWAK.

Bei Rudolf Hess

Die Besprechung mit Rudolf Hess fand wie alle weiteren (und das waren nicht wenig) in der Dienstwohnung des Reichsministers in der Wilhelmstraße Nr. 63 statt. Frau Ilse Hess servierte dabei mit der größten Natürlichkeit eine schlichte Tasse Tee. Als die sachlichen Themen der ROWAK-Gründung behandelt waren, brachte Bernhardt auch einmal seine persönliche Situation zur Sprache. Als Franco ihn vor zwei Monaten unvermutet nach Berlin schickte, hatte er seine bisherige kaufmännische Tätigkeit in Tetuan notgedrungen aufgeben müssen, ohne inzwischen etwas anderes als Ersatz für seine Spesen zu bekommen. Weder Franco noch Göring hatten sich offenbar Gedanken darüber gemacht, wie und von wem der Mann bezahlt werden sollte, dessen Arbeitskapazität sie voll (und etwas mehr) in Anspruch nahmen.
Auch die ROWAK war (wie die HISMA) nicht als Erwerbs-, sondern als Treuhand-Unternehmen gedacht, deren Gewinne lediglich die laufenden Unkosten decken und die anfänglichen Reichskredite amortisieren sollten. Für den Chef dieser Unternehmen, Joh. Bernhardt, mußte also eine

Sonderregelung gefunden werden, wobei dieser darauf bestand, keinesfalls ins Beamtenverhältnis überführt zu werden. Hess fand nach einigem Nachdenken eine solche Regelung, die wie alles in seiner Dienststelle bescheiden war, die Bernhardt aber trotzdem als »zufriedenstellend« bezeichnet.

Das Vertrauen, das Bernhardt von Rudolf Hess entgegengebracht wurde, verstärkte sich im Lauf ihrer jahrelangen engen Zusammenarbeit derart, daß der Stellvertreter des Führers ihn sogar in seinen mysteriösen Friedensflug nach England vom 10. Mai 1941 einschaltete, ohne daß Bernhardt damals freilich das geringste davon ahnte. Dieser Flug war ja so geheim, daß außer Hess und Hitler niemand, absolut niemand etwas davon wissen durfte. Ja, Hess mußte sich darüber klar sein, daß, ginge dieser Flug schief, Hitler ihn desavouieren müßte. Er nahm also nicht nur den Flug als solchen – eine damals einzigartige und von vielen einfach nicht für möglich gehaltene fliegerische Leistung – mit all seinen Risiken und die in England zu erfüllende schwierige diplomatische Mission, sondern auch die Gefahr auf sich, vor der Weltöffentlichkeit als Verräter an dem Mann zu erscheinen, der ihn zu seinem Stellvertreter gemacht hatte.

Die Vorbereitungen für den Flug, vor allem die Kontakte mit Lord Hamilton in Schottland, mußten durch ganz zuverlässige Kanäle laufen. Als ein solcher bot sich Bernhardt mit seinen vielfachen Beziehungen zum neutralen Portugal an, wo er u.a. eine portugiesische Bergwerksgesellschaft, die »Mineira-Silvicula Ltda« aufgekauft hatte. Im Frühjahr 1941, also wenige Monate vor dem Flug, wurde Bernhardt nach einem seiner üblichen Teebesuche bei Rudolf Hess zu dessen Bruder Alfred in die Wirtschaftsabteilung der AO gebeten, der ihm einen unauffälligen, verschlossenen Briefumschlag mit der Weisung übergab, diesen an einem bestimmten Tag in der »Mineira-Silvicula« in Lissabon bereit-

zuhalten und einem anonymen Empfänger, der sich unter einem gewissen Erkennungszeichen bei ihm melden würde, auszuhändigen.
Das klappte alles reibungslos. Bernhardt machte sich keine Gedanken. Hess würde schon seine Gründe dafür haben, daß er eine zweifellos besonders wichtige Nachricht nicht der Post und schon gar nicht dem Kurierdienst des Auswärtigen Amtes anvertraute. Als dann die Sensationsmeldung von dem mißglückten Friedensflug um die Welt lief, wurde Bernhardt klar, daß er sehr wahrscheinlich als unbekannter Kontakt zwischen Hess und Hamilton gedient hatte. »Ich selbst bin fest davon überzeugt, daß es so war«, schreibt er. Wieder einmal hatte ihn das Schicksal als unscheinbares Rädchen im Uhrwerk der Geschichte ausersehen. Und wenn es nicht so korrekt funktioniert hätte, wie man mit Recht erwartete? Wären dann vielleicht dem Greis im Spandauer Zuchthaus Gefangenschaft und 36 Jahre hinter Gittern erspart geblieben?

Was war die HISMA?

Über Bernhardts erste Firmengründung im Auftrag Görings ist in der Zeitgeschichtsschreibung viel herumgerätselt worden. Die HISMA spielt in der gesamten Literatur über den Spanienkrieg eine mehr oder weniger geheimnisvolle Rolle. Natürlich stimmte da manches nicht, wurde vieles verschleiert und getarnt. Aber die HISMA diente nie anderen Zwekken als den ihr bestimmten: ein privatwirtschaftlich organisiertes und geführtes Unternehmen zur Erfassung, Verrechnung und Verteilung der deutschen Lieferungen und Dienstleistungen für die nationalspanische Regierung zu sein. Das Bild eines unheimlichen Polypen, der das arme Spanien mit seinen Fangarmen umschlang, um es bis aufs

Blut auszusaugen, wurde in durchaus bösartiger Absicht gemalt – leider nicht nur von kommunistischen Chronisten.

Es ist ein weiteres Verdienst des jungen spanischen Wirtschaftshistorikers Angel Viñas[5], auch diesen Mythus zerstört und die HISMA auf ihr wirkliches Format reduziert zu haben. Erklärlich werden die Verzerrungen dadurch, daß diese Gesellschaft sich mit ihrem ungemein tüchtigen Wirken Feinde nicht nur im roten, sondern auch im kapitalistischen, ja sogar im deutschen Lager machte. Sie mußte notgedrungen in manche Bereiche eingreifen, die bis dahin ein Reservat der Privatwirtschaft waren. Banken, Großhandelsfirmen und vor allem der internationale Waffenhandel (seit jeher ein einträgliches Geschäft) sahen lohnende Millionentransaktionen in die Binsen gehen. Neid und Mißgunst kamen hinzu und machten Bernhardt zu einer der umstrittensten Persönlichkeiten im Dunstkreis des Spanienkrieges. Er mußte einen guten Teil seiner Energien aufwenden, um gegen unzählige Intrigen, ja Verleumdungen zu kämpfen.

Eine von diesen, die sich besonders hartnäckig hält, ist die, Bernhardt habe schon lange vor dem Putsch vom 18. Juli 1936 mit Franco und anderen Verschwörern unter einer Decke gesteckt. Die Gründungsurkunde der HISMA, die Viñas aufgestöbert und in seinem Buch im spanischen Wortlaut veröffentlicht hat, gab selbst den Anlaß dazu. Sie wurde am 31. Juli 1936 von dem spanischen Konsul in Tetuan, Don Tomás Súñer y Ferrer, in seiner Eigenschaft als Notar ausgestellt. Aber sie stellt im Absatz 3 fest, die Gesellschaft habe ihre Tätigkeit bereits am 1. April 1936 aufgenommen und das Gesellschaftskapital (Absatz 5) sei zum gleichen Zeitpunkt von den Gesellschaftern voll eingezahlt worden.

Nun, das war allein »aus Tarnungszwecken erfunden worden«, wie Bernhardt in seinen Aufzeichnungen[58] zugibt.

Man wollte die Gründung dieser so harmlos erscheinenden Privatfirma nicht mit dem Eintreffen der ersten deutschen Waffenlieferungen zusammenfallen lassen. Und was das Kapital anbetrifft, so wurde dieses weder am 1. April, noch am 31. Juli 1936, noch überhaupt jemals von den Gesellschaftern einbezahlt. Das war eine Art Aprilscherz, den sich Bernhardt geleistet hatte.

Die Gründung der Firma und die Zwecke, denen sie dienen sollte, waren bereits bei der ersten Besprechung mit Göring beschlossen und von ihm genehmigt worden. Franco erteilte am 29. Juli sein Einverständnis. Es sollte eine dem Anschein nach gemischt deutsch-spanische Gesellschaft sein, deren Alleinbevollmächtigter jedoch Bernhardt war. Franco hatte selbst den spanischen Strohmann ausgewählt, einen betagten Kapitän z.S. im Ruhestand, Fernando de Carranza-Fernández-Reguera, der als einzige Bedingung für die Übernahme des Postens als Gesellschafter (50 %) diejenige gestellt hatte, es dürfe ihm daraus keinerlei Verantwortung und Arbeit entstehen.

Tatsächlich war das einzige, was er jemals mit der HISMA zu tun hatte, daß er seine Unterschrift unter das Gründungsdokument setzte. Franco selbst erfand auch den Namen HISMA, der als Abkürzung der offiziellen Bezeichnung entstand: Sociedad Hispano Marroquí de Transportes Limitada, Carranza y Bernhardt, zu deutsch: Spanisch-Marokkanische Transportgesellschaft m.b.H., Carranza und Bernhardt. Der Kurzname HISMA Ltda., unter dem sie in die Geschichte des Spanischen Bürgerkrieges eingehen sollte, wurde notariell eingetragen.

Vom Tage ihrer Gründung an entwickelte die HISMA eine unheimliche Aktivität. Als Mitarbeiter gewann Bernhardt tüchtige Parteigenossen zunächst in Marokko, später auch in Spanien selbst. Kaum war der Sprung über die Meerenge gelungen, richtete sie sich im Hotel »Christina« von Sevilla

ein, bis sie später eigene Geschäftsräume bezog. Ihr Wirkungsbereich dehnte sich mit dem nationalen Vormarsch aus. Bald breitete sich ein Netz von 12 Filialen über das gesamte nationale Territorium aus. Daneben wurden zahlreiche sogenannte Arbeitsfirmen gegründet, deren Aufgabe es war, die als spanische Gegenlieferungen vorgesehenen Waren, später vor allem auf dem Mineralsektor, einzukaufen, zu verladen und zu verschiffen. Zur Bewältigung der schwierigen Transportprobleme mußten eigene Unternehmen gegründet werden. In der Tat entstand so unter Bernhardts Leitung ein Wirtschaftsimperium, das in der Nationalökonomie Spaniens ein gewichtiges Wort mitzureden hatte.

Treibjagd auf deutsche Waffenschiffe

Von den Schwierigkeiten auf dem Gebiet des Transportes und der Verfilzung von kommerziellen, politischen und militärischen Belangen mag die Episode der beiden deutschen Schiffe »Kamerun« und »Wigbert« einen Begriff geben. Sie waren am 13. August 1936 aus Hamburg ausgelaufen und sollten die ersten von Franco zusätzlich in Berlin bestellten Waffen in Cádiz, Huelva oder einem anderen geeigneten Hafen Südspaniens ausladen. Von diesen beiden ersten Schiffen nach der »Usaramo« (mit der die »Reisegesellschaft Union« gekommen war) hing besonders viel für das Ingangkommen der nationalen Operationen ab.
Bernhardt war durch Chiffre-Telegramm von dem Auslaufen unterrichtet worden. Aber kaum hatte er mit den Entladungsvorbereitungen begonnen, stellte er zu seinem Entsetzen fest, daß die Weltpresse mit großen Schlagzeilen über diesen ganz geheimen Waffentransport von Deutschland nach Spanien berichtete. Die Schiffe standen zwar wie alle ähnlichen Transporte unter dem Schutz der deutschen

Kriegsmarine. Aber der war ja nur außerhalb der spanischen Hoheitsgewässer wirksam, während diese von der rotspanischen Marine beherrscht wurden. Schöne Bescherung!

Die roten Kriegsschiffe hatten sich den beiden deutschen Dampfern auf die Fährte gesetzt und hinderten sie, irgendeinen der vorgesehenen südspanischen Häfen anzulaufen. Da in ihren Schiffspapieren (zur Tarnung) Genua als Bestimmungshafen angegeben war, nötigte man sie, die Meerenge zu durchfahren und Kurs auf Genua zu nehmen. Das war wirklich fatal. Denn insbesondere die »Kamerun« hatte eine Fracht, ohne die Francos Krieg einfach nicht weiter ging: Fliegerbenzol, das die deutschen Flugzeuge unbedingt brauchten, weil der in Spanien verfügbare Kraftstoff nur unter Zusatz von Tetra-Blei-Äthyl von ihnen zu verwenden war, das wiederum auf dem Weltmarkt für Nationalspanien (zwecks »Nichteinmischung«) weitgehend gesperrt worden war. Ohne die »Kamerun« blieb Francos fast ausschließlich aus deutschen Maschinen bestehende Luftwaffe außer Kampf gesetzt. Und ohne Luftunterstützung kam der Vormarsch auf der Erde nur schleppend vorwärts. So rief Franco, wie damals stets, wenn es brenzlig wurde, Bernhardt dringend zu sich.

Was tun? Die führungslose rote Kriegsflotte kam Franco zu Hilfe. Sie hatte die »Kamerun«, als diese in Richtung Genua losgedampft war, aus den Augen gelassen. Das Panzerschiff »Deutschland«, das sich seit Beginn des Konfliktes in spanischen Gewässern aufgehalten hatte (und am 29. Mai 1937 auf Ibiza von roten Fliegern bombardiert wurde, wobei 33 deutsche Seeleute den Tod fanden), nahm die »Kamerun« unter seine Fittiche und geleitete sie sicher durch die Meerenge in Richtung Lissabon zurück. Auch »Wigbert« fand etwas später den gleichen Weg.

Jetzt kam es darauf an, von Portugals befreundetem Dikta-

tor, Dr. Antonio Salazar de Oliveira (1889–1969), die Genehmigung zum Entladen der wertvollen Fracht in Lissabon zu erhalten. Das würde nicht leicht sein, nachdem die Weltpresse das Katz- und Maus-Spiel um die »Kamerun« mit angespanntem Interesse verfolgt hatte und Salazar es trotz aller Sympathie für die nationale Bewegung Spaniens natürlich nicht mit dem Portugal traditionell befreundeten England verderben wollte. Es mußte versucht werden. Und der Mann, der bis zu Hitler vorgedrungen war und bei diesem unmöglich Scheinendes erreicht hatte, Joh. Bernhardt, sollte es auch bei Salazar versuchen.

Wie ein Diktator dem anderen half

Salazar stand der nationalen Erhebung Spaniens von allem Anfang an mit mehr als nur Wohlwollen gegenüber. Sie war ja schließlich in seinem Land von General Sanjurjo vorbereitet worden. In Lissabon fanden Spaniens Republikflüchtlinge nicht nur Asyl, sondern jede Unterstützung. Salazar, der seit seiner Regierungsübernahme im Jahr 1932 zielbewußt seinen »estado nôvo«, ein klerikal-korporatives Regime, aufgebaut hatte, nachdem es ihm als anerkannter Wirtschaftskapazität (Prof. der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Universität Coimbra) auf dem Posten des Finanzministers seit 1928 gelungen war, Portugals heruntergekommene Wirtschaft zu sanieren, wußte, daß ein roter Sieg in Spanien auch für ihn und sein Land schwerste Gefahr bedeutete. Er tat daher alles, was er konnte, um ihn zu verhindern.
Das war nicht allzuviel. Aber es kämpften immerhin rund 20 000 portugiesische Freiwillige auf nationaler Seite, und er hatte Francos Bruder Nicolás (unter dem Tarnnamen Fernández Aguilar) gestattet, im Hotel Avis von Lissabon

ein Waffeneinkaufsbüro einzurichten, während gleichzeitig der Botschafter der spanischen Republik in Portugal, Sánchez Albornoz, so scharfer Überwachung und derartigen Beschränkungen seiner Bewegungsfreiheit unterworfen wurde, daß er in seiner Botschaft praktisch wie ein Gefangener lebte.

An Nicolás Franco sollte sich Bernhardt wenden, als er am 20. August per Flugzeug schleunigst nach Lissabon geschickt worden war. Franco hatte ihm ein an diesen gerichtetes Handschreiben mitgegeben. Aber Bernhardt merkte sofort, daß er über Nicolás nicht ans Ziel gelangen würde. Er mußte – wie knapp einen Monat zuvor in Berlin – versuchen, an den Staatschef selbst heranzukommen. Der Weg zu diesem ging über dessen persönlichen Adjutanten Nunhes, dem er sich vorstellen ließ und den er für sein wichtiges Anliegen zu gewinnen wußte. Am nächsten Tag – die »Kamerun« näherte sich bereits Lissabon – stand er Salazar persönlich gegenüber. Es war in der Privatwohnung des portugiesischen Diktators, die klein und bescheiden und bestenfalls gutbürgerlich eingerichtet war. Sie lag im hohen Teil Lissabons, von wo aus man den Tajo und das gesamte Hafengebiet, Schauplatz des bevorstehenden Abenteuers, überblikken konnte.

Es war nicht schwer, Salazar von der Wichtigkeit und Dringlichkeit der »Kamerun«-Entladung zu überzeugen. Schwierig war nur die Realisierung. Salazar durfte keine internationalen Verwicklungen riskieren. Äußerste Geheimhaltung war daher die Vorbedingung seiner endlichen Zusage. Es wurde nur noch Wirtschaftsminister Ramirez ins Vertrauen gezogen, den Salazar persönlich mit der Durchführung der ganzen Aktion beauftragte. Bernhardts Mission wurde noch dadurch kompliziert, daß er, gerade im Besitz der Entladegenehmigung für »Kamerun«, aus Sevilla erfuhr, daß auch »Wigbert« nirgends landen konnte und nun

gleichfalls in Lissabon Zuflucht suchen würde. Peinlich, die einmal erfahrene Großmut nochmals in Anspruch nehmen zu müssen. Aber auch diese Bitte wurde gewährt, vielleicht sogar noch lieber, da »Wigbert« weitere General Mola als Trostpreis zugesprochene deutsche Waffen an Bord führte und Salazar damals noch zu Mola ein viel engeres Verhältnis als zu dem erst im Aufstieg begriffenen Franco hatte.

Die Nacht mit dem Gewaltigen

Es näherte sich der spannende Moment der Entladung. Gegen Mitternacht des 21. August wurde Bernhardt in seinem Hotel mit einem Regierungswagen abgeholt und zu einem entlegenen und streng von Militär abgesperrten und bewachten Kai gebracht. Hier sollten die beiden deutschen Schiffe anlegen und entladen werden. Alles war schon vorbereitet. Die Arbeit wollte man nicht den üblichen Stauern überlassen, sondern hatte dafür Soldaten bereitgestellt. Auf der Mole gingen zwei einsame Zivilisten auf und ab. Es waren Salazar und Ramirez. Bernhardt gesellte sich ihnen zu und hatte Gelegenheit, ein ausführliches Gespräch mit Portugals starkem Mann, einer der vielleicht interessantesten Persönlichkeiten jener Zeit, zu führen.
Welch Gegensatz zu Franco! Ein Mann des Geistes, kein Haudegen. Ein Staatsmann von Format, der sein Land über alle Klippen der schwierigen Kriegs- und Nachkriegszeit hinwegzusteuern wußte, der seinem Volk Ordnung und Disziplin, Freiheit und Fortschritt in richtigen Dosen zuteilte, und dessen »Neuer Staat« ihn doch nur um wenige Jahre überlebte, weil er – wie Franco – nur Restaurateur, kein Revolutionär war. Bei diesem nächtlichen Gespräch im Hafen von Lissabon wurde auch über Weltanschauung und Politik, vor allem aber über die Notwendigkeiten des Augenblicks,

die Entladung der beiden deutschen Dampfer gesprochen, um die sich Salazar mit erstaunlicher Sachkenntnis bis in alle Einzelheiten kümmerte.
Um 2 Uhr morgens war Bernhardt wieder in seinem Hotel. Um 9 Uhr meldete ihm Ramirez strahlend, daß die Ladung noch vor Morgengrauen gelöscht wurde und jetzt bereits per Bahn der spanischen Grenze zurolle. Eine noch größere Überraschung war, daß sich der englische Botschafter in Lissabon schon um 8 Uhr morgens zu einer dringenden Audienz bei Salazar gemeldet hatte, die ihm jedoch wegen der Ungehörigkeit einer solchen Stunde und unter Vorschützung von Müdigkeit und Unwohlsein des Regierungschefs abgeschlagen wurde.
Als dieser dann gegen Mittag den Repräsentanten Seiner Britischen Majestät empfing, waren die Züge mit dem deutschen Kriegsmaterial schon längst jenseits der Grenze, so daß er den von einem kompletten Satz der Verschiffungspapiere begleiteten Protest des britischen Diplomaten mit bekümmerter Miene und dem Ausdruck seines aufrichtigen Bedauerns entgegennehmen konnte. Mein Name ist Salazar, ich weiß von nichts. Er hatte nicht nur diesen und andere Diplomaten, sondern auch die findigsten Journalisten und raffiniertesten Geheimdienstagenten, die sich damals in Lissabon ein Stelldichein gaben, souverän überspielt.

Bittere Pille für Mola

Bernhardts Lissaboner Abenteuer hatte noch ein Nachspiel: Einmal sah sich Portugal durch den pressemäßig groß aufgebauschten internationalen Skandal um die »Kamerun« und »Wigbert« gezwungen, seine Häfen für deutsche Schiffe mit »zweifelhafter« Ladung in Zukunft zu sperren, so daß jetzt versucht werden mußte, die Atlantikhäfen La Coruña

und Vigo im von Mola weitgehend beherrschten Norden anlaufsicher zu machen. Zum andern erhielt Bernhardt von Franco den peinlichen Auftrag, Mola in seinem Hauptquartier aufzusuchen, um diesen darüber aufzuklären, daß die mit der »Wigbert« für ihn angekommenen deutschen Waffen über Franco zu erhalten seien. Mola hatte sie zwar direkt in Deutschland bestellt, und sie wurden ihm auch ausgehändigt. Aber sie liefen über die HISMA, d. h. über Franco, den Berlin ausdrücklich zum alleinigen Empfänger deutscher Waffenhilfe bestimmt hatte. Das war eine bittere Pille für Mola, die Bernhardt ihm durch mancherlei Artigkeiten und vor allem durch den Hinweis zu versüßen versuchte, daß er sich wenigstens über die Bezahlung keine Sorgen zu machen brauchte: Das kam alles zur Verrechnung in den großen HISMA-Topf.

Als Bernhardt die rund 600 km zwischen Sevilla und Valladolid, dem Hauptquartier Molas, im Kraftwagen zurücklegte, war er vielleicht der erste Zivilist, der die eben erst von Yagüe bei Mérida notdürftig geschaffene Verbindung zwischen dem südlichen und dem nördlichen Gebietsteil Nationalspaniens benutzte. Der Norden wurde von nun an für die nationale Kriegführung immer interessanter. Hier befanden sich Spaniens Rohstoffreserven und die Zentren seiner Kriegsindustrie. Und sie alle waren noch fest in roter Hand: Oviedo, dessen nationale Besatzung sich zwar gehalten hatte, das aber von einem immer enger werdenden roten Ring eingeschlossen war, und Gijón in Asturien, Santander und Bilbao in den baskischen Provinzen. Mit der Nüchternheit des Wehrwirtschaftlers sagte sich Bernhardt, daß Franco seinen Krieg – und daß es kein Blitzkrieg war, wußte jetzt schon jedes Kind – auf die Dauer nicht nur mit ausländischem Material würde führen können. Er mußte die Rohstoffe und Industrien des Nordens in die Hand bekommen, wollte er den Krieg gewinnen.

Diese Ansicht, zu der sich Franco noch lange nicht durchringen konnte, setzte sich in der Legion Condor vom ersten Augenblick ihres Eintreffens auf dem Kriegsschauplatz an durch. Nach dem Jahrbuch 1935 über die Erzgewinnung Spaniens betrug die minero-metallurgische Produktion allein der Provinz Oviedo 201 Millionen Peseten, diejenige Kataloniens rd. 229 Millionen. Hier im Norden und Nordosten des Landes lagen die Kraftquellen für einen langen Krieg.

Die Ernährungslage Nationalspaniens war durch den Besitz fruchtbarer landwirtschaftlicher Produktionszonen in Andalusien, Estremadura und Galicien und durch eine – im Gegensatz zur roten Zone – vernünftige Wirtschaftsordnung ziemlich gesichert. Ernste Versorgungsprobleme traten nicht auf, während im von Anarchisten regierten Katalonien die Schlangen vor den Bäckereien zum Alltagsbild des Krieges gehörten. Ohne Brot ist kein Krieg zu gewinnen, aber mit Brot allein auch nicht. Franco wußte das entweder nicht, oder er verließ sich zu sehr auf den Willen und die Fähigkeiten seiner Verbündeten, ihm zu helfen. Beide waren vorhanden. Aber sie hatten ihre Grenzen.

Das wußte niemand besser als Bernhardt. Seine Aufgabe in der doppelten Eigenschaft als Chef des HISMA-ROWAK-Apparates und als persönlicher Beauftragter des Bevollmächtigten für die Durchführung des Vierjahresplanes (Göring, seit dem 18. 10. 36) für Spanien bestand von nun an darin, für die zunächst als nebensächlich betrachtete Bezahlung der deutschen Waffenhilfe durch Rohstoffe und Lebensmittel aus Spanien zu sorgen. Einerseits hatten die deutschen Lieferungen jetzt schon und erst recht mit dem bevorstehenden Auftreten der Legion Condor auf dem Kriegsschauplatz einen derartigen Umfang angenommen,

daß das schon keine Lappalie mehr war wie die ersten 20 Ju 52 und sonstiger »Christbaumschmuck« (wie Rüstungsgut in der Fachsprache genannt wurde), anderseits bedeuteten die immer größeren Anforderungen Francos eine so starke Belastung der deutschen Rüstungsindustrie, daß es nicht mehr als recht und billig war, deren sich abzeichnenden Engpässe auf dem Rohstoffgebiet mit spanischer Hilfe zu überwinden.
Bernhardt und Warlimont mußten daher jetzt schon (wie später Faupel und Sperrle) ihre Blicke auf den Kriegsschauplatz im Norden Spaniens richten. Das war um so berechtigter, als es hier keineswegs bloß um deutsche, sondern in erster Linie um nationalspanische Interessen ging und sich dort oben ein relativ leichter militärischer Erfolg erwarten ließ, der an der Madrid-Front von Tag zu Tag unwahrscheinlicher wurde.

Geburtshilfe für Legion Condor

Göring (und über diesen auch Hitler) wußte also spätestens seit dem Besuch Warlimonts und Bernhardts, daß Francos Operationen sich nicht wie erhofft entwickelten, daß der Krieg auf der spanischen Halbinsel kein schneller und leichter sein würde, daß der schon jetzt eingetretene Zeitverlust der Republik Gelegenheit verschaffte, ihre Verteidigung zu reorganisieren, um die anrollende Sowjethilfe voll auszunutzen, und daß es einer außerordentlichen Anstrengung bedürfen würde, Francos Sieg herbeizuführen oder überhaupt nur seine Niederlage zu verhindern.
Franco selbst wurde etwas bänglich zumute. Am 16. Oktober ließ er Warlimont zu sich kommen, um mit ihm über die militärische Lage zu sprechen. Er wußte so gut wie dieser, was da mit der sowjetischen Transportflotte, die den Bospo-

rus passiert hatte, auf ihn zukam. Die Sowjetunion stehe im Begriff, ganz offen in den Krieg auf seiten der Republik einzutreten. Deutschland und Italien müßten das gleiche auf der nationalen Seite tun. Diese Ansicht solle er in seinem Auftrag Berlin übermitteln. Warlimont tat es. Seine Ansicht darüber war eine andere, wie man dort wußte. Aber sein Bericht über die Unterredung mit Franco tat doch ein übriges, seine Argumente für eine Verstärkung der Hilfe für Franco zu bekräftigen und die Pläne über die Aufstellung der Legion Condor zu beschleunigen und feste Form annehmen zu lassen.

Sein Bericht wurde durch einen anderen vom gleichen Tag (16. 10. 36) unterstützt, den der deutsche Geschäftsträger bei der republikanischen Regierung, Hans H. Voelckers, unabhängig davon und auf dem Dienstweg über das Auswärtige Amt, aber in ganz ähnlichem Sinn nach Berlin schickte. Voelckers, der noch vor den republikanischen Behörden, aber mit den meisten diplomatischen Vertretungen Madrid verlassen und sich in Alicante, an der Mittelmeerküste, 100 km südlich Valencia, provisorisch eingerichtet hatte, wies darauf hin, daß Francos Situation sich zusehends verschlechtere. Wenn er schon mit seinen guten Truppen und dem überlegenen deutschen Kriegsmaterial bisher nur so langsam vorankomme, müsse mit dem Eintreffen der massiven russischen Waffenhilfe eine weitere Verlangsamung oder gar Schlimmeres befürchtet werden. Beide Berichte taten in Berlin ihre Wirkung. Die Legion Condor hatte nur noch dieser kleinen Geburtshilfe bedurft.

Aber ehe Hitler sich derart intensiv in Spanien engagierte, wollte er sich mit dem italienischen Verbündeten abstimmen. Am 21. Oktober war Graf Ciano, Mussolinis Schwiegersohn (seit 1930) und frischgebackener Außenminister, bei seinem deutschen Kollegen v. Neurath. Er übermittelte die Besorgnis seines Chefs um die Entwicklung in Spanien,

die sich vollkommen mit der deutschen deckte. Italien, sagte er, sei bereit, eine große militärische Anstrengung zu machen, um den Roten den Todesstoß zu versetzen. Der Duce dachte an die Entsendung geschlossener militärischer Verbände mit allem dazugehörigen Material. Ihm schwebte die Eroberung Madrids unter maßgeblicher Beteiligung des italienischen Expeditionskorps vor, nachdem Italiens Waffenruhm durch den Sieg über des Negus barfüßige und z.T. noch mit Pfeil und Bogen bewaffnete Heerhaufen nicht allzu viel neuen Glanz erhalten hatte.
Weder Neurath noch Hitler waren zu einer ähnlichen Leistung von deutscher Seite bereit, da sie das sich zuspitzende politische Klima Europas nicht bis an den Rand eines allgemeinen Krieges bringen wollten. Wohl aber konnte Neurath Ciano versichern, daß das Reich an der Seite Italiens alle Anstrengungen machen werde, um Spaniens Bolschewisierung zu verhindern. Es wurde eine Koordinierung der gemeinsamen Anstrengungen und konkret vereinbart, daß Italien und Deutschland die jetzt nach innen konsolidierte Regierung Francos gleichzeitig in dem Augenblick anerkennen würden, in dem es den gemeinsamen Bemühungen gelungen sei, die spanische Hauptstadt zu nehmen.

Gemeinsam im vordersten Graben

Am 24. Oktober war Ciano 2¼ Stunden lang bei Hitler auf dem Obersalzberg. Der Bericht[43] an seinen Schwiegervater fiel ungemein positiv aus. Es seien alle gemeinsam interessierenden Fragen der Weltpolitik besprochen worden. Hitler habe mit leiser, eindringlicher Stimme gesprochen und sich nur erregt, wenn vom Bolschewismus die Rede gewesen sei. Ciano seinerseits habe daran erinnert, daß Mussolini schon 1919 den Kampf gegen den Kommunismus auf seine

Fahne geschrieben und die rote Gefahr in Italien endgültig überwunden habe. Jetzt stünden sie, erwiderte Hitler, gemeinsam im vordersten Graben im Kampf gegen den Bolschewismus. Er hieß Spanien. Ciano unterrichtete Hitler über Details der vorgesehenen italienischen Hilfeleistungen für Franco, darunter 50 Flugzeuge und 2 U-Boote. Auch Hitler verpflichtete sich zu massiven Anstrengungen, allerdings nur bis an die Grenze eines europäischen Krieges, auf den er rüstungsmäßig noch nicht vorbereitet sei.

Abseits des spanischen Themas versicherte Hitler, daß er das Mittelmeer als ein italienisches Gewässer betrachte (was Franco nicht gern hörte) und daß er das italienische Kaiserreich Äthiopien anzuerkennen gedenke. Er erwarte dagegen, daß der Duce ihm im Osten und Südosten Europas Handlungsfreiheit lasse (was dieser nicht tat, indem er 1940 Griechenland überfiel, ohne Hitler zu befragen oder überhaupt zu unterrichten). Die euphorische Stimmung dieser Berchtesgadener Besprechung kam in dem gemeinsamen Abschluß-Kommuniqué vom 26. Oktober zum Ausdruck: volle Übereinstimmung in allen Fragen. Keine Woche später (am 1. 11. 36) proklamierte Mussolini in Mailand die »Achse Berlin–Rom«. Sie war auf dem spanischen Amboß geschmiedet worden.

Tags zuvor hatte Neurath das Geheimdokument über die (bereits in vollem Gang befindliche) Aufstellung der Legion Condor unterzeichnet. Sie wurde mit der verstärkten sowjetischen Waffenhilfe für Rotspanien begründet. Ihr Ziel sei, Franco bei der schnellen Eroberung Madrids zu helfen, bei dessen Erreichung Deutschland und Italien sich verpflichteten, Francos Regierung anzuerkennen. Die Legion, hieß es, würde einem deutschen Kommandeur unterstehen, der nur Franco gegenüber für den Einsatz seiner Truppe verantwortlich und gleichzeitig dessen einziger militärischer Berater sein würde.

Schon eine Woche später (am 7. 11. 36) war die Legion Condor nicht nur aufgestellt, sondern bereits mit Teilen in Stettin auf den Dampfer »Fulda« verladen. Die ersten 697 deutschen Legionäre marschierten bereits am 16. November durch Sevilla. 16 weitere Schiffe brachten den Rest der insgesamt rund 5000 Mann mit ihrem gesamten Material. Die Gliederung der Legion Condor sah so aus:

1 Kampf-Gruppe (K/88) mit 3 Staffeln Ju 52, dazu eine weitere solche des Obltn. v. Moreau

1 Jagd-Gruppe (J/88) mit 3 Staffeln He 51 und 1 Stabskompanie, dazu eine weitere unter Obltn. Knüppel an Stelle des bereits gefallenen Obltn. Eberhard.

Aufklärung (A/88) mit 1 Staffel He 70 und 1 Staffel He 46

1 Flak-Abteilung (F/88) mit 3 Batterien 8,8 cm und 2 Batterien 2 cm, 1 Scheinwerfer-Batterie (wird nicht eingesetzt, da Rote nur bei Tag fliegen), 1 Batterie 8,8 (Obltn. Aldinger) vor Madrid

1 Nachrichten-Abteilung (LN/88) mit je 1 Kompanie Funk, Fernsprech, Flugmelde und Flugsicherung

1 Luftzeug-Gruppe mit Park (P/88).

Der Führungsstab der Legion (S/88) war nach den Grundsätzen des deutschen Generalstabs gegliedert. Dem Befehlshaber Generalmajor d. Lw. Hugo Sperrle, stand (ab Januar 1937) als Chef des Stabes der Oberstleutnant d. G. d. Lw. Wolfram Frhr. von Richthofen zur Seite. Die Schlüsselstellungen Ia (Operation), Ib (Versorgung), Ic (Feindlage) waren mit bewährten Generalstäblern der Luftwaffe besetzt.

Sperrle wie Richthofen waren Weltkriegsflieger, der letztere sogar bei Kriegsende im Jagdgeschwader seines berühmten Vetters Manfred (nach 80 Luftsiegen gefallen am 21. 4. 1918). Der ältere Sperrle gehörte – wie Udet – zum engeren Kameradenkreis Görings und war schon, ehe dieser

von Hitler mit dem Aufbau der deutschen Luftwaffe betraut wurde, im Reichswehrministerium eifrig in diesem Sinne tätig. Er leitete die sogenannte »Fliegerzentrale« des Ministeriums, deren Aufgabe es war, auf dem Gebiet der Kriegsfliegerei, die Deutschland durch das Versailler Diktat verboten war, den Anschluß an die rapide internationale Entwicklung nicht zu verlieren. Die Früchte seiner intensiven Arbeit konnte Göring 1935 ernten, als er zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe ernannt wurde. Er vertraute dem alten Kameraden zunächst den Luftgau V an, um ihn jetzt mit dem Befehl über die Legion Condor auszuzeichnen.
Sperrle war ein hervorragender Flieger und Offizier, aber kein Nationalsozialist. Nach dem Krieg hatte er als Chef der Fliegerabteilung mit dem Freikorps Lüttwitz im Baltikum gegen den Bolschewismus gekämpft, ehe er 1920 in die Reichswehr übernommen wurde. Groß, stark, mit klobigem Gesicht, das Monokel ins Auge geklemmt, wirkte er äußerlich wie eine lebendige Karikatur des deutschen Offiziers. Aus seiner Abneigung gegenüber dem Nationalsozialismus machte er niemand gegenüber ein Hehl, Göring nicht ausgenommen. Hier lag die Ursache für sein gespanntes Verhältnis zu Botschafter Faupel, das schließlich zu dem von Franco ausgenutzten offenen Bruch und der Abberufung beider aus Spanien führte. Militärisch hatten die beiden keine Differenzen, sondern waren sich vollkommen darüber einig, daß dieser Krieg anders geführt werden müsse, wenn man ihn gewinnen wolle. Die Kämpfe, diese ihre Meinung gegenüber Franco (und Canaris) durchzusetzen, kennzeichnen die mit dem Erscheinen der Legion Condor in Spanien beginnende neue Phase des Bürgerkrieges.

Richthofen, der der Legion Condor nicht nur als Chef des Stabes in dieser ersten Periode, sondern vor allem als ihr letzter Kommandeur (seit November 1938) recht eigentlich den Stempel aufdrückte, war das genaue Gegenteil von Sperrle. 41 Jahre alt, als er nach Spanien kam, elegant, sportlich und von gewandten Umgangsformen, hätte er auch auf jedem diplomatischen Parkett eine gute Figur gemacht. Im Kasino waren sein scharfer Intellekt und seine zwar nie verletzende, aber überlegene Ironie gefürchtet. Als blendender Flieger scheute er persönlich keinen, auch nicht den gewagtesten Einsatz und konnte daher seiner Truppe das Äußerste abverlangen. Seine Entscheidungen und Befehle waren kristallklar. So straff er führte, so konziliant und daher erfolgreich war der vielseitig gebildete Generalstäbler im Umgang mit Gleichgestellten, vor allem den spanischen Kommandostellen und ganz besonders Franco, dem gegenüber er sich viel besser durchsetzen konnte als Faupel und Sperrle.

Ob Richthofen Nationalsozialist war oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden, obwohl ich ein halbes Jahr lang in seinem Stab arbeitete, viele persönliche Gespräche mit ihm führte und manchen Kasinoabend in seiner Gesellschaft verbrachte. Phrasen und Sprüchemachen waren ihm verhaßt. Wenn er Nationalsozialist war, so gewiß nicht mit dem Mund, vielleicht mit dem Herzen. Durch seinen frühen Tod bei Kriegsende wurde er der Notwendigkeit so vieler seiner Kameraden enthoben, seine wahre Überzeugung zu verbergen oder gar ihr Gegenteil zu bekennen, um seine Karriere fortsetzen zu können. Ich bin gewiß, daß er sich ähnlich verhalten hätte wie die Generale Adolf Galland und Walter Wenck, die es ablehnten, zwecks Übernahme von Kommandoposten in der neuen Bundeswehr ihre Gesinnung von

einem »Gutachterausschuß« überprüfen zu lassen. Sie hatten eine. Und sie haben sie heute noch, ob sie nun mit der jetzt oder damals offiziell gewünschten übereinstimmt oder nicht.

So sahen sie aus

Die von Richthofens Geist geprägten Legionäre trugen – wie er – eine der spanischen ähnliche Uniform. Es war nicht das Fliegerblau oder Feldgrau der Deutschen Wehrmacht, sondern das Olivbraun der spanischen Soldaten und ihrer Erde. Das »Schiffchen« war das deutsche, trug aber nach spanischer Art die Rangabzeichen, die auch über der linken Brusttasche der Uniformbluse gezeigt wurden. Jeder Legionär wurde in Spanien – aber nur hier – in seinem Dienstgrad automatisch um einen Rang höher eingestuft. Der Leutnant trat als Oberleutnant auf, der Oberleutnant als Hauptmann usw. Das war vor allem auch soldmäßig interessant.
Eine Gefahr, daß deutsche mit spanischen Soldaten verwechselt würden, bestand trotz ähnlicher Uniformen nicht. Notfalls genügte ein Blick auf die vielgeschmähten, aber unvermeidlichen »Knobelbecher«, um einen noch so wenig germanisch wirkenden Uniformträger als Deutschen zu identifizieren. Farben- und symbolprächtig war die Standarte der Legion Condor. Sie zeigte die rot-goldenen Farben Nationalspaniens, in der Mitte ein großes Eisernes Kreuz, verziert mit dem Luftwaffenadler, das Hakenkreuz in den Fängen. Aber in einer Ecke war auch das Symbol der Falange, Joch und Pfeile, in einer anderen die Abkürzung L. C. zu sehen.
Am 16. November knallten die ersten »Knobelbecher« deutscher Legionäre auf das Straßenpflaster Sevillas. Am gleichen Tag meldete Oberst von Thoma, daß sich die natio-

nale Offensive gegen Madrid »festgefahren« habe. Er war zum ersten Mal auf Sowjetpanzer gestoßen. Er beurteilte den »T 26« mit seinen 8,5 Tonnen, starker Panzerung, hoher Geschwindigkeit, einem um 360 Grad schwenkbaren Turm mit einer 4,5 cm Kanone und einem SMG als den z. Z. besten Panzer der Welt (die Sowjets hatten damals noch bessere, die sie aber wohlweislich nicht vorzeigten). Dem »T 26« gegenüber waren die deutschen Panzer I (6 t, keine Kanone, 2 MGs im Drehturm, wesentlich geringere Panzerung) wie Sardinenbüchsen, von den italienischen »Ansaldo« ganz zu schweigen, die mit ihren 3,3 Tonnen, ohne Turm und mit nur 2 starr nach vorn gerichteten MGs den Sowjetpanzern wie Hasen dem Jäger ausgeliefert waren.

Daß diese 40 Sowjetpanzer, die Ende Oktober ausgeladen und mit ihren russischen Besatzungen sofort an der Madrid-Front in den Kampf geworfen worden waren, die nationalen Linien nicht durchbrachen, um in einem Zuge bis zum nicht viel mehr als 150 km entfernten Hauptquartier Francos in Salamanca durchzurollen, erscheint heute wie ein Wunder. Es ist nur so zu erklären, daß die Russen damals von der modernen Panzertaktik und -strategie, wie sie Guderian entwickelt hatte, und die in der Praxis anzuwenden Thoma in Spanien nicht erwarten konnte, keine Ahnung hatten. Statt ihre dem Gegner weit überlegene geballte Kraft konzentriert und schwerpunktmäßig einzusetzen, verzettelten sie ihre Panzer einzeln oder in kleinen Rudeln zur Unterstützung der Infanterie. Das führte zu einzelnen örtlichen Erfolgen und schließlich zur Stabilisierung der Front, aber nicht zum vernichtenden Durchbruch, der damals durchaus möglich gewesen wäre. Die Roten verschenkten den von Largo Caballero am 28. Oktober angekündigten und mit dem Panzereinbruch bei Esquivias, Seseña und Illescas am nächsten Tag bereits greifbar nahen Sieg ebenso wie Franco einen ähnlichen verschenkt hatte.

Es ist eine Ironie der Geschichte, daß der damalige Kommandeur der russischen Panzereinheit in Spanien, der Oberst S. Kriwoschein, genau drei Jahre später General Guderian, dem Schöpfer der deutschen Panzerwaffe, gegenüberstehen, ja daß er mit ihm gemeinsam eine deutsch-sowjetische Parade abnehmen sollte. Das war am 21. September 1939 in Brest-Litowsk. Guderian hatte mit dem von ihm befehligten XIX. Panzerkorps im Verband der 4. Armee (v. Kluge) die hartnäckig verteidigte polnische Festung unter beträchtlichen Verlusten (sein Adjutant Oberstleutnant Braubach war dabei gefallen) genommen und war weit über sie hinaus nach Osten vorgestoßen. Inzwischen hatten Berlin und Moskau den Bug als Demarkationslinie festgelegt. Alle Gebiete östlich desselben, auch die mit so viel deutschem Blut eroberte Festung Brest-Litowsk, mußten den Russen übergeben werden.

Ich war damals Guderians Korps als Kriegsberichter zugeteilt. In der Woiwodschaft von Brest-Litowsk, wo Guderian sein Hauptquartier hatte, wurde ich Zeuge, wie wenig Begeisterung diese politische Entscheidung bei Guderian und anderen Soldaten auslöste. »Der Polenfeldzug«, schrieb Guderian später in seinen Erinnerungen[54], »war die Feuerprobe für meine Panzerverbände. Ich hatte die Überzeugung gewonnen, daß sie sich voll bewährt hatten, und daß die an ihre Errichtung gewendete Mühe sich gelohnt hatte.« Und eine der schönsten Früchte dieser Feuerprobe sollte nun den Sowjets kampflos in den Schoß fallen.

Guderian war sich wie wir alle darüber klar, daß trotz des Ribbentrop-Molotow-Paktes und trotz aller deutsch-sowjetischen Freundschaftsbekundungen der Russe unser eigentlicher Kriegsgegner war. Das wurde uns durch einen kleinen Regiefehler sehr deutlich, der bei dem ersten Besuch deut-

scher Soldaten in einem Feldquartier der Roten Armee passierte. Zur ersten Kontaktaufnahme war ein junger Sowjet-Offizier im Panzerspähwagen bei Guderian in Brest-Litowsk erschienen. Die Panzerbrigade, die ihn geschickt hatte, stand unter dem Befehl des inzwischen zum Brigadegeneral beförderten Kriwoschein. Ich lernte ihn in seinem Hauptquartier kennen, wo ihm einige Offiziere Guderians einen Gegenbesuch machten. Schon die ersten russischen Posten in ihren fußlangen, erdgrauen Mänteln und den Pikkelhauben mit rotem Sowjetstern beeindruckten uns. Ich hatte Rotarmisten bisher nur in Spanien mit der Waffe in der Hand gegenübergestanden.

Wir wurden aufs zuvorkommendste begrüßt und sofort zum Essen mit dem General und seinem Stab eingeladen. Es wurde in einem Kasinozelt von Ordonnanzen aufgetragen und bestand aus drei Gängen. Als Vorspeise gab es einen Hering, als Nachspeise Pudding. Welch Unterschied zu unserem kräftigen, guten, aber doch mehr als einfachen Feldküchenessen, das für alle Soldaten, welchen Dienstgrad sie auch hatten, gleich war. Hier, bei der Roten Armee, gab es, selbst im Biwak, drei verschiedene Küchen, wie uns General Kriwoschein in flüssigem Französisch, wenn auch mit hartem Akzent, erläuterte: eine für Mannschaften, eine für Unteroffiziere und eine für Offiziere ». . . und selbstverständlich für Gäste wie Sie«, fügte Kriwoschein mit charmantem Lächeln hinzu. Der kleine, beinahe zierliche, aber drahtige, dunkelhaarige General wirkte ungemein sympathisch. Leider erzählte er mir nichts von seinem Spanienkommando und ich ihm nichts von dem meinigen. Was hätten wir für Erfahrungen austauschen können!

Die Verständigung mit dem politischen Kommissar der Brigade, der uns nachher durch das Zeltlager führte, war weniger gut. Er konnte ein paar Brocken Deutsch und zeigte uns voller Stolz die von ihm betreute Freizeitanlage. Da gab es für die Rotarmisten Schach- und sonstige Spiele, eine reichhaltige Bibliothek und natürlich sehr viel Propaganda. An aufgestellten riesigen Papptafeln waren Plakate und Schaubilder über den sozialistischen Aufbau und die Erfüllung des Fünfjahresplanes sowie immer wieder das Konterfei von Väterchen Stalin aufgehängt. Aber dann guckte ich mal hinter eine dieser Tafeln und da entdeckte ich ein Plakat, das nicht zum Vorzeigen vor diesem Besuch bestimmt war: Eine riesige Wanze, mit welchem Tierchen wir zwei Jahre später beim Rußlandfeldzug so intime Bekanntschaft machen sollten, war da abgebildet. Sie trug ein Hakenkreuz auf dem Rücken, und der kräftige Stiefel eines Rotarmisten trat ihr das Leben aus. Ich bin überzeugt davon, daß die Tafel, kaum daß wir das Lager verlassen hatten, wieder umgedreht wurde.

Trotzdem verlief die deutsch-sowjetische Parade am nächsten Tag vor der Woiwodschaft von Brest-Litowsk in schönster Harmonie. Guderian und Kriwoschein nahmen sie gemeinsam ab. Unter den in tadelloser Formation vorbeirollenden Sowjetfahrzeugen befanden sich auch »T 26«, wie sie in Spanien erprobt worden waren, obwohl die Rote Armee damals schon auf »T 34« umgerüstet wurde, die unseren Panzern III und IV so überlegen waren wie in Spanien der T 26 unserem Panzer I und Ib. Und trotzdem sollten Guderians Panzer in den ersten Monaten des Rußlandfeldzuges in einer einzigartigen Serie von Kesselschlachten die Rote Armee zu Paaren treiben, bis auch diese seine Strategie und Taktik übernahm. Was mögen Guderian und Kriwo-

schein wohl gedacht haben, als sie da nebeneinander militärisch grüßend, ihre Formationen friedlich hintereinander herrollen sahen!

Wir spielten die Internationale

Noch eine kleine Panne gab es bei der abschließenden Zeremonie der Flaggen-Einholung und -Hissung, die vom Abspielen der wechselseitigen Nationalhymnen begleitet werden sollte. Dem deutschen Musikkorps hatte es keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereitet, die daheim verpönte, aber klanglich mitreißende »Internationale« (damals noch die offizielle Nationalhymne der Sowjetunion, ehe sie Stalin im Zuge seines »vaterländischen Krieges« durch eine nationale ersetzen ließ) einzuüben. Schwerer war schon das musikalische Problem auf Sowjetseite zu lösen. Nicht, daß die roten Instrumente bei der Wiedergabe von Deutschland- und Horst-Wessellied gestreikt hätten, aber Kriwoscheins Panzerkorps verfügte über keinen eigenen Klangkörper.

So hatte man in aller Eile unter den Kommunisten von Brest-Litowsk ein paar zivile Musikanten zusammengetrommelt. Ich kann mich an eine Geige, eine Trompete und eine Pauke entsinnen. Sie gaben ihr Bestes. Aber während beim Hissen der roten Fahne mit Hammer und Sichel die »Internationale« aus vollen Lungen deutscher NS-Bläser imponierend erscholl, wäre das kommunistische Gefiedel unserer Hymne reichlich dürftig ausgefallen, hätten die Landser nicht kräftig mitgesungen. Besonders »Deutschland, Deutschland über alles« und zuletzt den Vers von den Kameraden, »die Rotfront erschossen«. Als der letzte Ton verklungen war, wurde die eingeholte Hakenkreuzfahne verpackt und auf den ersten Rückzug des Krieges mitge-

nommen. Es war ein friedlicher, diplomatisch vereinbarter. Und doch deprimierte er uns.

Madrid unerreichbar

Oberst Thomas' Bericht vom 16. November über Kriwoscheins Panzer vor Madrid wirkte in Berlin alarmierend. Madrid war, das wußte man jetzt, für Franco unerreichbar geworden. Hier mußte schnellstens Schlimmeres verhütet werden. Hitlers erster Schritt war ein diplomatischer. Schon am 14. November hatte, wie der französische Botschafter in Berlin, François-Poncet, seine Regierung informierte, eine geheime Beratung zwischen Hitler, Blomberg und Raeder über die immer ernster werdende Lage an der Madrid-Front stattgefunden. Die Befürchtungen über Francos Versagen wurden durch den Thoma-Bericht zur Gewißheit. Noch am gleichen Tag nahm Hitler Verbindung mit Rom auf. Wenn man mit der diplomatischen Anerkennung der spanischen Nationalregierung bis zur Einnahme Madrids warten wolle, wie ursprünglich vereinbart, dann könne das bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag dauern. Er schlage vor, daß Berlin und Rom Franco gemeinsam und sofort anerkennten.
Mussolini ließ sich überzeugen (obwohl er noch immer an die Möglichkeit einer baldigen Einnahme Madrids, wenn auch nicht durch Franco, so doch durch seine Schwarzhemden-Division glaubte) und gab sein Einverständis. Am 18. November wurde Francos Regierung in Salamanca durch die Großmächte Deutschland und Italien offiziell anerkannt, die zunächst Geschäftsträger dorthin entsandten, Wilhelm Faupel und Randolfo Cantalupo, und ihre Beziehungen zur Republik abgebrochen.
Die erwartete politische Wirkung dieses Schrittes, eine Hebung des internationalen Ansehens der Franco-Regierung,

blieb freilich einstweilen aus. Es gab keine Anerkennungswelle. Dem deutsch-italienischen Beispiel folgten nur Albanien (am 26. 11. 36) und Nicaragua (am 4. 12. 36). Vorher hatten Guatemala und El Salvador (am 8. 11.) Beziehungen zu Franco aufgenommen. Wichtiger als die Bananenrepubliken waren für den »Caudillo« seine zwar nicht geheimen, aber doch verschämt getarnten Beziehungen zum alten Freund England. Seit Bolín in England den »Dragon Rapide« für Franco geschartert und mit diesem sowie dem geheimnisvollen Major Hugh Pollard und seinen reizvollen Töchtern, fraglos ein Agent des Secret Service, zu Franco auf die Kanarischen Inseln geflogen war, hatte man die Beziehungen zu London nie abreißen lassen. Der mit dem englischen Hochadel verschwägerte Herzog von Alba (1878–1953) hatte, während sein Palast in Madrid vom roten Pöbel geplündert wurde, sein Domizil in London aufgeschlagen, wo er Gutwetter für Franco machte.

Bernhardt kannte diesen Typ spanischer Aristokraten, von denen viele in London wie Lissabon ein Leben herrlich und in Freuden führten, während ihre Landsleute, ja sogar manche ihrer Standesgenossen in Spanien kämpften oder von den Roten gefoltert und massakriert wurden. Als ihn eine solche Gesellschaft in einem Lissaboner Hotel fragte, wann denn nun endlich Madrid falle, gab er ihnen die sehr treffende Antwort: »Wenn Sie an die Front gehen!«

Immerhin hatte es der Herzog von Alba geschafft, daß sich zumindest in der führenden Londoner Gesellschaftsschicht Haß auf die immer röter werdende Republik und Sympathie mit Nationalspanien breitmachten. Selbst ein Deutschenfresser wie Churchill gehörte anfänglich zu diesen Franco-Freunden. So berichtet etwa der republikanische Botschafter in London, Pablo Azcárate y Flórez, in seinen Memoiren[59], daß Churchill, als er diesem bald nach Überreichung seines Beglaubigungsschreibens vorgestellt wurde, ihm die

Hand verweigerte und dabei »Blut, Blut, Blut« murmelte, was den gleichen Churchill allerdings nicht hinderte, die gleiche blutbefleckte Hand zwei Jahre später bei einem Empfang auf der Londoner Sowjetbotschaft nicht nur zu ergreifen, sondern kräftig zu schütteln. Da war unter dem Einfluß seines roten Schwiegersohns Duncan Sandys aus dem Kommunistenhasser Churchill bereits ein zunächst heimlicher und später offener Bewunderer Stalins und dessen kommunistischer Gewaltherrschaft geworden, die er seinem Volk vom Unterhaus aus als eine marxistische Version der Demokratie schmackhaft zu machen versuchte wie heute die westlichen Massenmedien den Eurokommunismus.
Auch der britische Botschafter in Madrid und später Valencia, Sir Henry Chilton, war ein Freund Nationalspaniens. Er hielt die Behörden in Burgos und Salamanca über die Entwicklung auf der Gegenseite auf dem Laufenden. Sein Wirtschaftsattaché war häufiger Gast im nationalen Lager. Und einem Nordamerikaner[60] vertraute Sir Henry sogar seinen frommen Wunsch an: »Ich hoffe, man schickt genug Deutsche, um den Krieg zu beenden.« (Er meinte die Legion Condor, nicht die Internationalen Brigaden).

Londons Interessen in Spanien

Chilton wurde von seinem Posten (den er einem Geschäftsträger überließ) abberufen, noch ehe England (am 27. 2. 39) zusammen mit Frankreich Francos Nationalregierung offiziell anerkannte und die Beziehungen zu der in den letzten Zügen liegenden Republik abbrach. Aber schon am 16. November 1937 kam es zum Austausch »diplomatischer Agenten« zwischen Burgos und London. Hier übernahm diesen Posten nun auch offiziell der Herzog von Alba. In Burgos wurde es der britische Karriere-Diplomat Sir Robert Hodg-

son, der als britischer Konsul in St. Petersburg 1917 die bolschewistische Revolution miterlebt hatte und daher in seinem Antikommunismus damals noch selbst von Churchill kaum übertroffen werden konnte. Franco und Canaris wußten den Vertretern des Reiches dieses nie unterlassene Liebäugeln mit England mit den tatsächlich sehr engen englisch-spanischen Wirtschaftsverbindungen verständlich zu machen. Aber gerade auf diesem Gebiet war es, wo sich – wie wir sehen werden – heftige Kontroversen mit Franco ergeben mußten. Man bedenke, daß fast alle spanischen Kupfervorkommen, die das Reich so dringend für seine Rüstung brauchte, der britischen Río Tinto Company gehörten!
Am 19. November 1936 verließen der deutsche Geschäftsträger Voelckers in Alicante und Konsul Köcher in Barcelona mit dem gesamten Personal auf deutschen Schiffen ihre Plätze. Am 28. November traf Faupel in Salamanca ein und wurde zwei Tage später von Franco zur Überreichung seines Beglaubigungsschreibens und zu einer ersten längeren Unterhaltung empfangen. Er bekam keinen guten Eindruck von Franco, aber doch einen durchaus zutreffenden, wie wir aus seinem Bericht ans Auswärtige Amt (vom 10. 12. 36) wissen: ein tapferer Soldat, bei dem es aber militärisch für die ihm gestellten Aufgaben einfach nicht langt. Canaris, dem durch seine Mitverschwörer im Auswärtigen Amt die Akten desselben stets zugänglich waren, hatte nichts Eiligeres zu tun, als diese Charakterisierung durch Faupel seinem Freund Franco brühwarm unter die Nase zu reiben, womit der deutsche Geschäftsträger trotz aller Wertschätzung, die ihm Hitler entgegenbrachte und sogar durch die Beförderung zum Botschafter bekundete, von vornherein erledigt war.

Sperrle war schon vor Faupel, ja sogar vor dem Eintreffen des ersten Kontingents seiner Legion Condor nach Spanien geflogen – in Begleitung von Canaris. Beide hatten sich für diesen geheimnisvollen Flug falsche Namen zugelegt. Canaris trat als »Guillermo« und Sperrle als »Sander« auf. Auch über diese Canaris-Mission gibt es, wie über soviele ähnliche, nur dürftige und ungenaue Unterlagen. Nicht einmal ihr genaues Datum steht fest. Bekannt ist nur, daß sie zwischen dem Ciano-Besuch auf dem »Berghof« (am 24. 10. 36) und der offiziellen Geburt der Legion Condor (am 30. 10. 36) stattfand. Denn kaum hatte Neurath an diesem Tag das L. C.-Dokument unterschrieben, richtete er, wie aus den Geheimakten des Auswärtigen Amtes[10] hervorgeht, an Canaris in Spanien eine ebenso dringende wie geheime Weisung, das Einverständnis Francos mit der Aufstellung und Entsendung der Legion Condor einzuholen, wobei dieser die wenigen deutschen Bedingungen vorbehaltlos zu akzeptieren hatte. Das war einmal die Unterstellung der Legion unter einen deutschen Kommandeur und zum anderen die Verpflichtung zu einer energischeren und wirkungsvolleren Kriegführung. Es hieß in der Weisung des Auswärtigen Amtes audrücklich, die Reichsregierung betrachte die Kampftaktik National-Spaniens zu Land und in der Luft als »nicht Erfolg versprechend«. Das war genau dasselbe, was Warlimont und Bernhardt berichtet hatten und Thoma und Faupel bestätigen sollten.

Nur Canaris war anderer Ansicht. Den Inhalt seines Gesprächs mit Franco gibt Hidalgo Salazar[9] ausführlich wieder, leider ohne Quellen- und genaue Datumsangabe. Er spricht von den »letzten Tagen des Monats Oktober 1936«. Es muß – wie aus Neuraths Telegramm hervorgeht – am 30. Oktober gewesen sein. Zunächst habe man in Francos Residenz,

dem Bischofspalais von Salamanca, gemeinsam zu Mittag gespeist.

Es ist bemerkenswert, daß dabei die Anwesenheit nicht nur von Bruder Nicolás, sondern auch von Doña Carmen, Francos Frau, erwähnt wird. Sie hatte einen starken und von vielen für verhängnisvoll gehaltenen Einfluß auf ihren Mann und war der eigentliche Motor seines Ehrgeizes. Kirchengläubig bis zur Bigotterie war sie allen Einflüsterungen der Wolken von Kutten- und Soutanen-Trägern zugänglich, die die Amts- wie Privaträume des Herrscherpaares bevölkerten. Sie hatte dem General eingeredet und bestärkte ihn ständig in dem Glauben, daß der Himmel selbst ihn zu Höherem ausersehen und dazu berufen habe, sein Volk aus den Klauen des bolschewistischen Atheismus wie aus denen des nazistischen Heidentums zu befreien. Daß der »Ketzer« Canaris ihre frommen Sprüche unterstrich, störte sie nicht im geringsten, sondern wurde von ihr als Schützenhilfe dankbar akzeptiert. Der Zweck heiligt die Mittel. Das hatte Schwager Serrano Súñer schon auf der Jesuitenschule gelernt.

Auf den Kern der Dinge, den ihm von Neurath übermittelten Auftrag, ging Canaris erst ein, als sich der Generalissimus nach dem Essen mit ihm zu einer langen Unterredung unter vier Augen zurückzog. Ausgangspunkt war die in diesem Augenblick wahrlich nicht rosige militärische Lage. Tags zuvor waren Krivoscheins Sowjetpanzer erstmalig zum Angriff angetreten. 160 Sowjetpiloten beherrschten mit ihren »Katjuschas« und »Ratas« den Luftraum, so daß der Oberbefehlshaber der republikanischen Luftstreitkräfte, General Hidalgo de Cisneros, der einzige überzeugte Kommunist, den Spaniens Luftwaffe hervorbrachte, zugeben mußte, »seine« Luftwaffe bestehe hauptsächlich aus Russen.

Dieser kommunistische Fliegergeneral war übrigens mit ei-

ner Nichte Churchills verheiratet, einer der vier ungewöhnlichen Töchter des konservativen Lord Redesdale. Ihre Geschichte erzählte mir Goebbels[27], als er im Januar 1944 auf die freundschaftlichen Beziehungen der nationalsozialistischen Führerschaft mit gewissen konservativen Kreisen der englischen Aristokratie zu sprechen kam. Einer von ihnen war der alte Lord Redesdale, ein glühender Wagnerianer und aufrechter Freund des deutschen Volkes. Als solcher hatte er sein jüngstes und liebstes Kind »Unity« = Einheit (von England und Deutschland) und mit dem Zweitnamen Walkury = Walküre genannt. Sie war eine schwärmerische Hitlerverehrerin, die sich am Tag der englischen Kriegserklärung vor einem Führerbild eine Kugel durch den Kopf schoß.

Ihre ältere Schwester Dinah hatte den britischen Faschistenführer Sir Oswald Mosley geheiratet, und die dritte Schwester Jessica war als fanatische Kommunistin nach Rotspanien gegangen und dort die Frau von General Hidalgo Cisneros geworden, aber erst nachdem sie in nationale Gefangenschaft geraten war und diese dank ihrer englischen Staatsangehörigkeit, ihrem soeben unehelich geborenen Kind und dem Eingreifen Adolf Hitlers überlebt hatte. Der unglückliche Lord war, was Goebbels offenbar nicht wußte, Henry Picker[19] aber berichtet, zu Hitler geeilt und hatte diesen angefleht, sich bei Franco für seine Tochter Jessica einzusetzen, was dieser sofort und mit vollem Erfolg tat. So dankbar der glückliche Vater auch war, Onkel Winston wollte trotzdem von Hitler nichts wissen, der – wie Picker meint – auf diese Weise versucht hatte, einen Kontakt zu dem damals noch antikommunistischen Churchill herzustellen.

Die militärische Situation der Nationalen war, als Franco und Canaris sie besprachen, beklagenswert, die deutsche (und übrigens auch italienische) Mahnung, den Krieg energisch und vernünftig zu führen, nur zu berechtigt. Trotzdem will Hidalgo Salazar wissen, daß Franco auch Canaris wieder – wie zuvor schon Warlimont – die Prinzipien seiner »humanen und patriotischen« Kriegführung auseinandergesetzt habe. Er lehne den »totalen Krieg« deutscher und italienischer Strategen ab, der den Feind zu vernichten, seine Städte und Felder zu zerstören beabsichtige. Es seien die eigenen. Er müsse nicht nur an den Sieg, sondern auch an den ihm folgenden Frieden im eigenen Volk denken.

»Canaris«, schreibt Hidalgo Salazar, »verstand und teilte diesen Standpunkt soweit, daß er während des ganzen Krieges ihn unterstützen würde, nicht nur gegen die nationalsozialistischen Führer, sondern auch gegen die Italiener, als diese zusammen mit jenen drohten, Franco die Hilfe zu entziehen, wenn er sich nicht ihren Forderungen auf einen schnellen totalen Krieg unterwürfe.« Franco habe die jetzt bei Entsendung der Legion Condor gestellten Bedingungen angenommen, aber hartnäckig auf seinen Grundsätzen der Kriegführung bestanden und die deutschen Bedingungen als »nicht ganz annehmbar« bezeichnet. Wie Canaris es fertigbrachte, daß die Legion trotzdem in Marsch gesetzt wurde, ist ebenso unbekannt wie unbegreiflich. Hidalgo Salazar stellt fest: »Obwohl es bei der festen Haltung des Generalissimus unglaublich scheint, erreichte er die Hilfe des Reiches an Menschen und Material unter Einschränkung der drastischen Bedingungen, die man ihm auferlegen wollte.«

In der ersten Phase der deutschen Hilfe für Franco, d. h. vom 25. Juli 1936 bis zum Eintreffen der Legion Condor, fielen »für Gott und Spanien«, wie es damals in den offiziellen Verlautbarungen und meist auch auf den Grabsteinen hieß, die Deutschen

Uffz. Helmut Schulze und Herbert Zech beim Absturz ihrer Ju 52 bei Jerez de la Frontera am 15. 8. 36

Ltn. Eberhard Hefter im Luftkampf bei Vitoria am 28. 9. 36

Ltn. Oskar Kolbitz abgeschossen über Getafe (Madrid) am 4. 11. 36

Obltn. Kraft Eberhard im Luftkampf bei Madrid (Casa de Campo) am 13. 11. 36

Ltn. Oskar Henrici im Luftkampf bei Alcorcón am 13. 11. 36

Von nun an würden sich die deutschen Verluste sprunghaft erhöhen, vor allem bei der von Franco befohlenen vollkommen sinnlosen Fortsetzung der Offensive an der Madrid-Front. Sie begann am 13. Dezember.

Ihr Ziel war, die Straße Madrid-La Coruña nordwestlich der Hauptstadt zu gewinnen. Es wurde nur teilweise erreicht. Ganze 10 km der heiß umkämpften Straße gelangten in nationale Hand. Das nützte und schadete niemand etwas. Am 15. Januar flauten die Kämpfe wegen beiderseitiger Erschöpfung ab. Die Nationalen hatten 15 000 Mann verloren. Die Roten etwa ebensoviel. Das deutsche »Thälmann«-Bataillon war fast vollständig aufgerieben worden. Immerhin konnte Sperrle in diesen fünf Wochen erste Kampferfahrungen mit seiner Legion Condor sammeln. Die leichten und schweren Flak-Batterien machten den beträchtlichen Mangel an Artillerie auf nationaler Seite weitgehend wett.

Thomas kleiner Panzerhaufen konnte in zusammengefaßtem Einsatz mit nachgezogener Infanterie einen Durchbruch und damit praktisch den einzigen nachhaltigen Geländegewinn des Unternehmens erzielen. Die deutschen Bomber und Jäger mußten wegen ihrer hoffnungslosen Unterlegenheit den Luftkampf meiden und sich auf ein Eingreifen in die Erdkämpfe beschränken. Aber auch das war enttäuschend. Hatten sie mit ihren Bomben und Bordwaffen den Gegner zum Verlassen seiner Stellungen gezwungen, dann jubelten ihnen die eigenen Truppen zu und fielen sich gegenseitig um den Hals, statt dem Feind nachzustoßen und ihn zu vernichten. Da die Flieger der Legion aber andererseits durch die feindliche Abwehr schwere Verluste erlitten, lehnte Sperrle ein weiteres Eingreifen in die Erdkämpfe bei Madrid ab.

Er machte statt dessen Franco einen anderen operativen Vorschlag: Bei Don Benito in Estremadura sprang die rote Front weit nach Westen vor und bedrohte nach wie vor die einzige Nord-Süd-Verbindung der Nationalen, die Yagüe schon zu Beginn des Krieges freigekämpft hatte. Dieser rote Keil wäre durch einen Zangenangriff aus den Flanken von Toledo und Córdoba aus unter geringem Kräfteaufwand abzuschneiden und zu vernichten möglich gewesen. Sperrle bot den massiven Einsatz der gesamten Legion zu diesem Zweck an. Franco lehnte höflich, aber energisch ab. Er bereitete ein neues Unternehmen gegen Madrid vor. Auch dieses sollte eine großangelegte Zangenoperation werden. Fünf spanische Brigaden sollten aus dem Raum südlich Madrid in nordöstlicher Richtung durch das Tal des Jarama vorstoßen, in den Rücken der Hauptstadt gelangen und sich hier mit den italienischen Divisionen vereinen, die gleichzeitig von Siguenza im Nordosten von Madrid eine Offensive auf Guadalajara eröffnen wollten.

Das Oberkommando des italienischen Expeditionskorps

von rund 20000 Mann hatte inzwischen der bisherige Geheimdienstchef Roatta übernommen. Er war Anfang Februar mit der Einnahme Málagas zu einem schnellen und schönen Erfolg gelangt, wenn er es auch nur mit den bekannt kampfuntauglichen Milizen, freilich in einer Stärke von 40000 Mann, zu tun gehabt hatte. Der leicht errungene Lorbeer ließ ihn nach höherem trachten. Francos stures Beharren auf seinen gegen Madrid gerichteten Plänen kam ihm gerade recht. Er wußte, daß Francos Kräfte zu einem Schlag gegen die konsolidierte Verteidigung der Hauptstadt nicht ausreichten. Aber seine Schwarzhemden würden es den Roten – wie bei Málaga – schon zeigen.

Der nationale Angriff begann, während die italienischen Vorbereitungen durch Schlechtwetter verzögert wurden, sofort. Er kam anfänglich gut voran, obwohl der grollende Sperrle nur seine schwere Flak zur Verfügung gestellt hatte und sich die fliegenden Verbände der Legion auf die Bekämpfung feindlicher Nachschubverbindungen beschränkten, ohne in den Erdkampf einzugreifen. Die republikanische Luftwaffe besaß erstmalig die totale Luftherrschaft und machte der nationalen Infanterie schwer zu schaffen. Ende Februar kam auch diese Offensive zum Erliegen. Sie hatte auf einer Front von etwa 20 km Breite einen Einbruch von 15 km Tiefe erzielt. Die Roten hatten 25000 Mann verloren, aber auch die Nationalen rund 20000. Die Straße Madrid-Valencia hatte nicht erreicht werden können, und an eine Vereinigung mit den Italienern war gar nicht zu denken. Die traten erst am 8. März an, als Francos Vorstoß aus dem Süden längst erlahmt war.

Die Schlacht von Guadalajara war nicht der große republikanische Sieg, als der sie in die Geschichte des Spanischen Bürgerkrieges eingegangen ist. Die Roten verloren einen Geländestreifen von 20 km Tiefe und rund 6000 Mann an Toten und Verwundeten, etwa ebensoviel wie die Italiener. Aber für diese war es eine entscheidende, vor allem moralische Niederlage. Sie waren mit einem kompletten Armeekorps aus vier Schwarzhemden-Divisionen, 250 Panzern und 180 motorisierten Geschützen unter dem Befehl von General Roatta, unterstützt von 50 Jagdflugzeugen und 12 Aufklärern angetreten. Auf ihrem rechten Flügel stand General Moscardó, der Held des Alcázar, mit 20000 Fremdenlegionären, Moros und Requetés. Alles war bestens vorbereitet, die Kampfstimmung (noch von der so leichten Einnahme Málagas) ausgezeichnet, die Anfangserfolge befriedigend. Den Italienern standen zwei frisch aufgestellte republikanische Divisionen gegenüber. Ihre Stellungen waren schnell durchbrochen. Ein voll motorisiertes Korps wie dasjenige Roattas hätte selbst ohne Unterstützung aus der Luft, die wegen Nebel und Vereisung ausfiel, auf der gewonnenen Straße Barcelona–Madrid blitzschnell bis Guadalajara, ja vielleicht sogar die 70 km bis Madrid durchstoßen müssen.

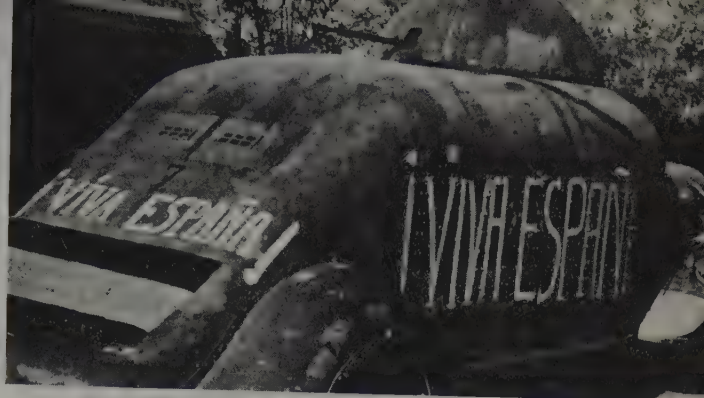
Die Schwarzhemden ließen sich Zeit, bis die Roten ein schnell zusammengestelltes Korps, darunter die XI. und XII. Internationale Brigade herangeführt hatten. Der Widerstand versteifte sich, und nun trat (am 15., 16. und 17. März) eine jener Kampfpausen ein, die uns deutschen Legionären stets ein Rätsel blieben. Man verschnaufte sich, statt dem Feind auf den Fersen zu bleiben. Und Roatta ließ seine Schwarzhemden allein und flog nach Salamanca, um Franco um Hilfe zu bitten. Da traten die Roten, von 70 So-

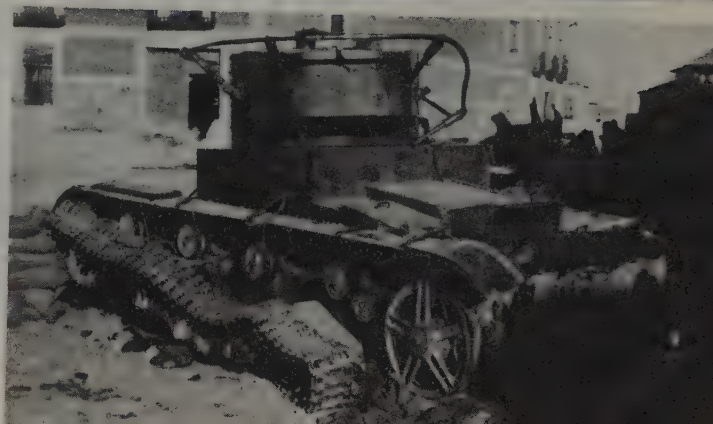
wjetpanzern und 80 ebensolchen Kampfflugzeugen unterstützt, zum Gegenangriff an. Und nun ereignete sich das, wofür die Schlacht von Guadalajara berühmt geworden ist: die Italiener begannen zu laufen. Viele warfen ihre Waffen weg, um schneller zu sein. Panik brach aus. Moscardós Legionäre und Moros konnten Schlimmeres verhüten. Rein militärisch wurde die Schlacht von Guadalajara für die nationale Seite doch noch ein bescheidener Gewinn.

Panzer und Propaganda

Sie machte in der Presse Europas (mit Ausnahme der italienischen und deutschen) Schlagzeilen. Sie wurde in den Kabinetten und Generalstäben sorgfältig anlaysiert. Die Republik hatte den greifbaren Beweis, daß auf nationaler Seite reguläre Einheiten einer fremden Macht eingesetzt wurden. Sie protestierte dementsprechend beim Nichteinmischungsausschuß (natürlich vergebens). Mussolini bekam einen Wutanfall und erklärte, er wolle keinen seiner Schwarzhemden lebend wiedersehen, wenn er nicht siegreich zurückkehre. Dem deutschen Botschafter Ulrich v. Hassel gegenüber beschwerte er sich über die mangelnde Unterstützung der Nationalspanier. Tatsächlich betrachteten diese sich bei dem so demonstrativ als italienisch herausgestellten Unternehmen mehr oder weniger als Statisten. Es war die Malaise aller Koalitionskriege. Vielleicht war auch ein wenig Schadenfreude dabei. Die rote Propaganda kreierte sofort ein Spottlied auf die »schnellen« Italiener. Dies Guada-

Panzer, wie sie im Spanischen Bürgerkrieg verwendet wurden: deutsch / spanisch / französisch / russisch.


¡VIVA ESPAÑA!



lajara-Lied wurde ungemein populär. Die Spanier sangen es begeistert und bei jeder Gelegenheit. Nicht bloß auf roter Seite. Auch wir deutschen Legionäre bereicherten damit unseren Liederschatz.

Zwei neue Waffen waren in dieser Schlacht massiv eingesetzt worden: Panzer und Propaganda. Kriwoscheins Panzer waren mühelos durch die italienisch-spanischen Linien durchgebrochen und hätten bis Sigüenza oder noch weiter gelangen können, wäre ihnen die Infanterie gefolgt. Die italienischen Panzer hatten sich selbst gegen MG-Feuer anfällig gezeigt und im Zusammenwirken mit motorisierter Artillerie und Infanterie nicht entfernt die erwarteten Erfolge erreicht. Viele Generalstäbler (vor allem französische) gelangten zu dem Schluß, daß man die Möglichkeiten selbständig operierender Panzerverbände doch wohl überschätzt habe. Nur Guderian, Thoma und andere deutsche Panzerfanatiker ließen sich nicht beirren.

Die rote Propaganda hatte einen vollen Erfolg zu verzeichnen. Noch ehe man in Deutschland an die Aufstellung irgendeiner der so gelästerten Propagandakompanien dachte, war das Garibaldi-Bataillon mit einer Einheit ausgestattet, die man wohl als solche bezeichnen durfte. Mit Lautsprechern in vorderster Linie wurde der Gegner direkt angesprochen. Es waren ja Landsleute. »Kameraden, warum schießt ihr in fremdem Land auf Arbeiter?« Die Frage machte manchen Italiener auf der anderen Seite nachdenklich. Zumal sie mit der Ankündigung verbunden war, daß jeder Überläufer 50 Peseten und 100 bekommen würde, wenn er seine Waffen oder sein Fahrzeug mitbringe. Tatsächlich war die Zahl von 300 italienischen Gefangenen, die in dieser Schlacht gemacht wurden, überraschend groß. Sie retteten vielleicht ihr Leben. Italiens militärisches Ansehen in Spanien aber – und nicht nur hier – war verloren.

Erst nach dem Desaster von Guadalajara trug Franco endlich seine Träume von einer schnellen Eroberung der Hauptstadt zu Grabe. Sie hatten etwa hunderttausend seiner Soldaten das Leben gekostet, die Zehntausende von Kommunisten aus aller Herren Länder auf der anderen Seite nicht gerechnet. In der Phase der verzweifelten Kämpfe um Madrid von Anfang November 1936 bis Ende März 1937 verloren folgende deutsche Legionäre das Leben:

Führungsstab (S/88) Oberstltn. Paul Evers

Kampfgruppe (K/88) Obltn. Oskar Liegnitz, Ltn. Werner Hornschuh, Ltn. Rudolf Kaufmann, Obfw. Adolf Hermann, Fw. Herbert Barowski, Unteroffiziere: Wilhelm Harjes, Josef Ulmann, Paul Ziepek, Gerhard Bowitz und Heinrich Sieken, Obgefr. Johann Seits, Gefreite: Hans Schüll und Kurt Becker, Soldat Alfred Jentsch

Jagdgruppe (J/88) Obltn. Paul Rehan, Ltn. Hans-Peter V. Gallera, Unteroffiziere: Kurt Kneiding, Konrad Ruckert, Georg Grasshauser

Seeaufklärung (AS/88) Obltn. Dieter Leicht, Uffz. Harald Kahl

Flak (F/88) Gefreite: Rudolf Eppert, Konrad Schäfer

Aufklärung (A/88) Obgefr. Oskar Hoffmann, Gefr. Gustav Matschek

Luftnachrichten (LN/88) Obgefr. Wilhelm Uhlig

Panzergruppe (Imker) Unteroffiziere: Paul Kempe, Paul Schneider, Gefreite: Heinrich Szymanski, Karl Schäfer

Technischer Dienst (P/88) Uffz.: Josef Fischer, Wilhelm Schuhmann, Gefr. Konrad May

Kriegsmarine (Anker) Korv. Kapt. Richard Mayrhöfer

Für einen so kleinen Verband wie die Legion Condor waren Ausfälle in dieser Höhe in so kurzer Zeit bedenklich. Man

hätte sie noch hingenommen, wären sie mit glänzenden oder überhaupt irgendwelchen Erfolgen verbunden gewesen. Das Gegenteil war der Fall. Die Kriegslage der Nationalen hatte sich seit Eintreffen der Legion alles andere als verbessert. Die Deutschen hatten nicht das Gefühl, daß das ihre Schuld war. Sie hatten getan, was sie konnten. Vielleicht sogar noch ein bißchen mehr. Und es war doch kein Erfolg sichtbar. Für eine Truppe ist dies Gefühl der Frustration gefährlicher als Verluste, sogar hohe. Es gibt für ihre Moral nichts Schlimmeres als die wachsende Überzeugung, verheizt zu werden. Was hatten sie davon, daß hier und da in den befreiten Städten einer Straße der Name »Alemania« gegeben wurde, daß man bei feierlichen Anlässen neben der spanischen, italienischen und portugiesischen auch die deutsche Fahne zeigte und »Viva Alemania« oder gar »Heil Hitler« rief, was für spanische Kehlen besonders schwierig ist, da sie kein Aspirations-H bilden können.

Die Deutschen wollten und mußten endlich Erfolge sehen. Aber wie? Auf den spanischen Oberbefehl, d. h. auf Franco, hatten sie keinen oder doch nicht den Einfluß, den sie erwartet und erhofft hatten. Sperrles Vorschlag, die Operationen von Jarama und Guadalajara zu kombinieren, war zwar – im Gegensatz zu seinem ersten (Don Benito) – angenommen, aber stümperhaft durchgeführt worden. Hinzu kam, daß sich die eingesetzten deutschen Waffen gegenüber den sowjetischen als völlig unzureichend erwiesen hatten. Dabei hatten die Russen nur ihre zweite Garnitur geschickt (und die erste für eigene Zwecke zurückbehalten), während Deutschland Franco das Beste zur Verfügung stellte,was es bei seiner damals erst langsam anlaufenden Wiederaufrüstung überhaupt bloß gab. Mit der Ju 52 und der He 51 war gegen Curtiss und Rata einfach nichts auszurichten. Selbst der offizielle Chronist des Reichsluftfahrtministeriums, Werner Beumelburg[52], mußte zugeben: »Im Januar, Fe-

bruar und März (1937) entstand eine ganz allgemeine schwere Krise.«

Faupels Initiative

Um sie zu beheben, machte Faupel den Vorschlag, mindestens eine geschlossene deutsche Division auf den spanischen Kriegsschauplatz zu werfen. Er wußte aus Hindenburgs Generalstab, daß das A und O jeden militärischen Erfolges Reserven sind. Franco wußte das nicht und wollte diese Lehre offenbar auch nicht annehmen. Jedenfalls hatte er keine Reserven und traf keinerlei Anstalten, sie zu bilden. Er verheizte einfach alles, was er hatte, und wunderte sich, daß ihm wirkliche Erfolge versagt blieben. Eine allgemeine Wehrpflicht, wie sie in Rotspanien längst selbstverständlich war, hielt Franco einzuführen nicht für notwendig. Den Mangel an Reserven wollte Faupel durch die Entsendung der deutschen Eingreif-Division beheben. Sie sollte – vollmotorisiert – stets dorthin geworfen werden, wo nur noch eine kleine Anstrengung nötig war, um einen halben in einen ganzen Erfolg umzuwandeln, was Franco bisher nie gelungen war. Man wäre so – im Gegensatz zu den Italienern – auch dem spanischen Nationalstolz entgegengekommen. Man hätte den unerhört tapferen und harten spanischen Soldaten so das verdiente Bewußtsein gelassen, selbst gesiegt zu haben, gewiß mit deutscher Hilfe, aber doch vor allem durch eigene Leistung.
Faupels Plan, den er übrigens bei dem damals noch normalen Verhältnis zu Sperrle mit diesem abgesprochen hatte, wurde in Berlin abgelehnt. Das Auswärtige Amt befürchtete internationale Verwicklungen (die sich nicht einmal für Italien mit seinen vier Divisionen ergeben sollten). Die Militärs befürchteten (nicht zu Unrecht) eine Beeinträchtigung

des ihnen von Hitler auferlegten Aufrüstungs-Solls. Es breitete sich eine Stimmung aus, in der der tatsächlich gemachte Vorschlag, sich ganz aus der verfahrenen spanischen Affaire zurückzuziehen, leicht hätte Anklang finden können.
Aber damit kam man bei Hitler nicht an. Es war nicht seine Art, eine Sache, zu der er sich einmal entschlossen hatte, so leicht wieder aufzugeben. Er war es ja gewesen, der ganz allein die Entscheidung getroffen hatte, Franco zu helfen, und der sich immer tiefer in das spanische Abenteuer hatte verstricken lassen. Es mußte nun auch durchgestanden werden. Das Gegenteil hätte sein Eingeständnis bedeutet: »Entschuldigt bitte, ich habe Quatsch gemacht.« Das konnte er natürlich nicht. Und das brauchte er auch gar nicht. Sein Entschluß war grundsätzlich richtig gewesen. Geirrt hatte er sich freilich in der Beurteilung Francos. Das war bitter, aber verzeihlich. Unverzeihlich war nur, daß er noch immer nicht die Rolle von Canaris durchschaute.
Bei der entscheidenden Besprechung, die Hitler in kleinstem militärischem Kreis über die Rückziehung oder Verstärkung der deutschen Truppen in Spanien im Dezember 1936 abhielt, waren auf jeden Fall Blomberg und Warlimont dabei, der gerade in Salamanca abgelöst worden war und die dortigen Verhältnisse so gut wie die Standpunkte von Franco, Sperrle und Faupel kannte. Möglicherweise nahmen ferner teil: Fritsch, Raeder, Milch und Hossbach (nach Garriga[17]) sowie Reichenau und Canaris (nach Hidalgo Salazar[9]).
Warlimont vertrat in der Besprechung die richtige Ansicht, Francos Sieg und die zu diesem Zweck gewährte massive deutsche Hilfe würden ein dauerhafter Erfolg nur sein, wenn man den Spaniern das Gefühl lasse, »aus eigener Kraft« gesiegt zu haben. Canaris soll die Auffassung vertreten haben, eine Rückberufung der Legion Condor würde den »Generalissimus« als Mißtrauen in die Güte seiner Sa-

che und seine persönlichen Führungsqualitäten ebenso kränken wie die Entsendung einer zusätzlichen deutschen Division. Es wäre das beste, alles beim alten zu lassen. Mit anderen Worten: Wir wursteln weiter. Er habe, schreibt Hidalgo Salazar, »die edlen Ideale Francos« verstanden und sich für sie eingesetzt.
Hitler entschied: Weder Zurückziehung noch Neuentsendung von Truppen, aber mengen- und qualitätsmäßig wesentliche Verstärkung der deutschen Hilfe, vor allem durch Bereitstellung des inzwischen entwickelten neuesten Kriegsmaterials der jungen deutschen Luftfahrtindustrie. So dringend und bitter nötig sie Göring selbst brauchte, sollten die neuen He 111, Do 17 und vor allem der Wunderjäger Me 109 (auch noch des Zweiten Weltkrieges) in ausreichenden Mengen nach Spanien gehen. Aber – und darauf legte Hitler besonderen Wert – dies wertvolle Material dürfe nicht in den großen Franco-Topf geworfen und dort verbraten, sondern müsse sinn- und wirkungsvoll (also keinesfalls für neue Madrid-Abenteuer) eingesetzt werden. Canaris reiste im Anschluß an die Besprechung sofort nach Italien, um Mussolini im Auftrag Hitlers detailliert zu unterrichten.

Terror geht weiter

In Rotspanien hatte inzwischen eine Entwicklung stattgefunden, die diese Bezeichnung für die Republik vollauf rechtfertigte. Die Kommunisten und ihre sowjetischen »Berater« (rd. 2000) waren an der Macht, auch wenn sie in der Regierung Largo Caballero nur eine Minderheit darstellten (aber die saß ja in Valencia, wo sie täglich an Einfluß verlor), und wenn Manuel Azaña (im fernen katalonischen Kloster Montserrat) als Präsident die Republikanische Partei re-

präsentierte. Beide, Azaña wie Largo Caballero, bemühten sich, um ihre Posten zu behalten, die Kommunisten in Worten und Handlungen noch zu übertreffen. Ihre Erklärungen und Reden waren von denen der blutrünstigen »Pasionaria« kaum mehr zu unterscheiden.

Am 19. November 1936 war Don José Antonio Primo de Rivera (33) nach einem schandbaren gerichtlichen Scheinverfahren im Hof des Gefängnisses von Alicante erschossen worden. Seine letzte Bitte war gewesen, daß man nach seiner Exekution den Gefängnishof scheuern möge, damit sein Bruder Miguel (den und dessen Frau das gleiche Schicksal erwartete) sich nicht mit seinem Blut beflecken müsse. Der anarchistische Justizminister García Oliver hatte Wichtigeres zu tun, als diese Bitte zu erfüllen. Er war dabei, eine Justizreform vorzubereiten, die noch fortschrittlicher, wenn auch von ähnlichen Gedankengängen getragen war wie die, die sein deutscher Kollege Heinemann später in der Bundesrepublik Deutschland einleitete. García begründete nämlich: »Wir müssen hier in Spanien erstmalig zugeben, daß der gewöhnliche Kriminelle kein Feind der Gesellschaft, sondern vielmehr ihr Opfer ist.«[61]

Milde ließ man demzufolge nur gegenüber gewöhnlichen Verbrechern walten, die an der Front viel besser als im Gefängnis zu gebrauchen waren, eine Erfahrung, die – wie die famose Justizreform – gleichfalls in Deutschland aufgenommen wurde, als SS-Brigadeführer Dirlewanger gegen Ende des Zweiten Weltkrieges seinen zwar wilden, aber äußerst erfolgreichen Haufen aus Berufsverbrechern zusammenstellte.

So sehr die Justiz Rotspaniens auf diese Weise entlastet wurde, so intensiv gingen die Greuel und das Morden der illegalen »checas« weiter, so lange noch der kleine Vorrat an noch nicht umgebrachten politischen Gegnern reichte.

Diese und andere Errungenschaften des kommunistischen Regimes in Spanien (es wurde weiter wild enteignet, so allein bis Mai 1937 fast vier Millionen Hektar Boden) gingen selbst Stalin zu weit. Am 21. Dezember 1936 schrieb er Largo Caballero, den er zwar als Genossen, aber doch als Regierungschef titulierte und behandelte und nicht wie sein Botschafter Rosenberg wie einen Schuhputzer, einen väterlichen Brief, in dem er ihn zu mehr Mäßigung ermahnte. Das parlamentarische System, meinte er ganz offen, lehne man in Rußland ab, aber in Spanien könnte es doch vielleicht revolutionäre Wirkung haben. Man solle das Privateigentum nicht völlig mißachten und vor allem die »petite bourgeoisie« ungeschoren lassen. Sie sei – zumindest bis zur Erlangung des Endsieges – ein wertvoller Verbündeter. Aus dem gleichen Grund solle man sich auch Präsident Azaña und seine republikanische Partei warmhalten[62].

Damit war für alle linientreuen Kommunisten die Marschroute vorgezeichnet. Einer ihrer – damals wie heute – unterwürfigsten, der Generalsekretär der mächtigen marxistischen Einheitsjugend, Santiago Carillo (heute Repräsentant des sogenannten »Eurokommunismus«), erklärte denn auch sofort auf dem Jugend-Kongreß, der im Januar 1937 in Valencia abgehalten wurde: »Wir kämpfen für eine demokratische, parlamentarische Republik.« Für Moskau log er schon immer das ungereimteste Zeug. Damals fielen nur wenige Dumme darauf herein.

Wirtschaftlich ging es mit Rotspanien rapide bergab, seit Moskau für seine Kriegslieferungen den spanischen Gold- und Devisenschatz vereinnahmt hatte. Er war schon, als die Regierung Madrid verließ, aus den Tresoren der Bank von Spanien »evakuiert« worden. Wir wissen von der Liquidierung der politischen Gefangenen in Madrid, welch vielfache

Bedeutung das Wort »evakuieren« im marxistischen Sprachgebrauch hat. In diesem Fall bedeutete es »evaporieren«. Der spanische Staatsschatz verduftete ganz einfach. Nach Moskau.

Er wurde in Cartagena in aller Stille auf ein Sowjetschiff verladen, dessen Namen und Nationalität unkenntlich gemacht worden waren. Am 25. Oktober 1936 verließ es den Hafen mit Kurs auf Odessa, wo es am 6. November eintraf und ebenso heimlich nächtens entladen wurde, wie der deutsche Konsul in Odessa dem Auswärtigen Amt berichtete[10]. Er konnte sich – im Gegensatz zu den kommunistischen Hafenarbeitern in Hamburg – keine Gewißheit über den Inhalt der entladenen geheimnisvollen Kisten verschaffen, obwohl er zuvor über das Auslaufen zahlreicher Sowjetschiffe mit Waffen für Madrid sorgfältig und zutreffend berichtet hatte und ein Zusammenhang zwischen beiden Verschiffungen nicht allzu schwer zu konstruieren war. Das überließ er den schlauen Herren im Auswärtigen Amt, die aber auch nicht dahinter kamen.

Das Geschäft des Jahrhunderts

Tatsächlich handelte es sich um ein Geschäft Zug um Zug. Der mit Gold beladene 4000-Tonnen-Dampfer der Sowjets begegnete im Mittelmeer der Sowjetflotte, die das bestellte Kriegsmaterial nach Spanien brachte und deren erstes Schiff am 29. Oktober in Alicante einlief. Moskau hatte sozusagen gegen Vorkasse geliefert, ein gegenüber unsicheren Kunden in der kapitalistischen Welt beliebter Brauch. Hier muß nämlich einmal der weitverbreiteten Meinung entgegengetreten werden, die Russen hätten den Spaniern ihr Gold einfach gestohlen. Nein, es war ein Geschäft, ein mieses zwar, ja ein infames, aber doch ein Geschäft, ordnungsgemäß von

zwei Partnern ausgehandelt und sogar unterschrieben, von denen sich einer allerdings in einer so verzweifelten Lage befand und dazu so gewissenlos war, daß er auch die reichste Erbschaft für ein Ei und ein Butterbrot verscheuert hätte.
Die Repräsentanten dieses Geschäftspartners waren Ministerpräsident Largo Caballero und sein Finanzminister Dr. Juan Negrín López (1889–1956). Sie unterzeichneten (zusammen mit dem Vertreter des anderen Partners, Sowjetbotschafter Rosenberg, der dabei bewies, daß er auch von Geschäften was verstand); Präsident Azaña gab seinen Segen, und der Minsiter für Luft- und Schiffahrt, Indalecio Prieto, wohnte der Verschiffung in Cartagena persönlich bei.
Krivitzky[53] schrieb später, man hätte mit den spanischen Goldbarren den ganzen Roten Platz in Moskau von einem Ende zum anderen pflastern können. Es war Gold im Wert von insgesamt damals 1581642400,– Peseten, die seinerzeit rund 400 Millionen Reichsmark entsprachen, praktisch alles, was Spanien an Reserven besaß (ein kleiner Teil war nach Paris ausgelagert). Was an der Begleichung der happigen Kreml-Rechnung fehlte, mußten die übers Ohr gehauenen Spanier in Rohstoffen nachzuliefern sich verpflichten. Es sind im Weltrüstungshandel schon viele blendende Geschäfte gemacht worden: Dies war das (gold-) glänzendste.
Was die Russen auch immer lieferten – es war gewiß nicht Ausschuß, aber ebenso gewiß nicht das Beste, was sie hatten – sie rissen sich dafür den sechstgrößten Goldschatz der Erde unter den Nagel, ganz abgesehen davon, daß dieser materielle Erfolg nur eine beinahe nebensächliche Randerscheinung ihrer damit verbundenen militärischen und politischen Machtergreifung in der spanischen Republik war. Was für ein idealistischer Trottel war doch im Vergleich zu Stalin dieser Hitler, der sich – wie Bernhardt uns verriet –

Sorgen darüber machte, wie Franco seine Soldaten bezahlen sollte, wenn er ihm seine popligen 12 Millionen Peseten für das gelieferte Kriegsmaterial abnähme. Die Folge davon – eine für Franco sehr angenehme – war, daß Ende 1936 die nationale Peseta an den internationalen Börsen zum doppelten Kurs der republikanischen gehandelt wurde.

Totgeschwiegene Währungsreform

Wie kam das? Die Kurse an den Börsen der kapitalistischen Welt richten sich nach dem dort ehernen Gesetz von Angebot und Nachfrage. Die das eine und die andere bestimmen, das heißt mit Getreide, Edelsteinen, Effekten, Devisen oder Gold handeln, pflegen keine idealistischen Trottel, sondern – wie der tüchtige Rosenberg (nicht der deutsche mit seinem Mythus, sondern der sowjetische) – nüchterne Geschäftsleute mit guten internationalen Verbindungen und Informationen zu sein. Und wenn sie für die nationale Peseta das Doppelte wie für die republikanische boten, dann mußte das seine Gründe haben – reale, nicht ideelle.
Sie mußten schon Ende 1936 trotz Francos miserabler militärischer Lage die Gewißheit haben, daß er es – mit deutscher Hilfe – schon schaffen und gleichzeitig dafür sorgen werde, daß Hitler mit seinen antikapitalistischen Spinnereien (»Gemeinnutz geht vor Eigennutz«, »Kraft durch Freude«, »Du bist nichts, Dein Volk ist alles« usw.) ihm und ihnen schließlich doch die Tour nicht vermasseln werde. Wenn diese Annahme verkehrt sein sollte, so wurde sie doch durch den Lauf der Ereignisse voll bestätigt. Franco siegte, und der Mann, der ihm dabei so nachhaltig geholfen hatte, war sechs Jahre später mit seinem ganzen Nationalsozialismus erledigt, während der nicht weniger totalitäre »Caudillo« noch drei Jahrzehnte weiter im besten Einvernehmen

mit Wallstreet und dem Vatikan, mit »big business« und schließlich sogar dem Kreml leben und regieren sollte. Dies ist keine Verherrlichung einer historischen politischen Bewegung, es sind 40 Jahre »post festum« angestellte Überlegungen eines alten deutschen Legionärs, der als junger Freiwilliger die Frage »Kämpfen wir auf der verkehrten Seite?« so wenig wie seine Kameraden zu beantworten wußte, sie aber doch wenigstens stellte.

Franco verstand von Wirtschaft so wenig wie von Strategie. Aber er hatte von allem Anfang an einen hervorragenden Wirtschaftsberater: Joh. Bernhardt, der von Dr. Hjalmar Schacht wußte, daß eine Währung, um stabil zu bleiben, nicht unbedingt Gold braucht, wovon Franco noch weniger hatte als Ahnung von wirtschaftlichen Zusammenhängen. Wenn im Gespräch mit Bernhardt die Rede darauf kam, pflegte er sein verächtlichstes Gesicht aufzusetzen und mit der ganzen Geringschätzung des kampferprobten Troupiers von »mercauchifles« (Krämerseelen) zu sprechen. Trotzdem ließ er sich von Bernhardt einschlägige Literatur empfehlen, um sich mit den Grundbegriffen der Nationalökonomie vertraut zu machen, wie ihm das schon Anfang der dreißiger Jahre auf dem Gebiet der Politik gelungen war. Er nahm gewissermaßen einen Schnellkurs in Wirtschaftswissenschaft, der nicht ohne Erfolg blieb, obwohl es – zumindest auf diesem Gebiet – nicht einmal für einen Ehrendoktorhut reichte, wie sie ihm im Lauf seiner langen und weisen Staatsführung haufenweise nachgeworfen wurden.

So vorbereitet konnte Berhardt ihm schon in der zweiten Augusthälfte 1936 das in der Tat kuriose Problem vortragen, daß in National- wie in Rotspanien die gleichen Banknoten umliefen, obwohl sich schon damals eine Kursdifferenz zugunsten von Burgos bemerkbar machte. Das öffnete nicht nur der Spekulation und dem illegalen Notentransfer aus dem roten ins nationale Spanien Tür und Tor, sondern

schuf eine auf die Dauer unerträgliche Situation, die Bernhardt durch die Schaffung einer eigenen nationalen Währung zu beheben vorschlug. Dies hochinteressante Problem ist eigenartigerweise in der gesamten Literatur über den Spanienkrieg, obwohl für seinen Ausgang von entscheidender Wichtigkeit, nur von Dr. Abendroth[63] behandelt worden, dem Bernhardt seine ausführlichen Unterlagen darüber zur Verfügung stellte.

Deutsche Bank schoß quer

Die entscheidende Unterredung über das Währungsproblem fand zwischen Bernhardt und Franco im September 1936 in Cáceres statt. Dieser hatte den Chef der Devisenabteilung seiner Zentralbank (Banco de España), Direktor Huete, hinzugezogen, der Bernhardts Pläne über die Schaffung einer eigenen Währung und ihre Stabilhaltung von vornherein und obstinat als undurchführbar ablehnte. Huete war aus dem alten Beamtenstamm der Deutschen Bank und ihres Auslands-Tochterunternehmens Banco Alemán Transatlántico (BAT) hervorgegangen. Für seine scharfe Opposition gegen Bernhardts Pläne, an denen Franco sichtbar Gefallen gefunden hatte, kann eigentlich nicht nur Befangenheit in herkömmlichem Währungsdenken maßgeblich gewesen sein. Es muß auch die Treue gegenüber seinem Stammhaus dabei mitgespielt haben.
Der BAT war von vornherein auf Bernhardt nicht gut zu sprechen. Er nahm ihm – wie anderen Unternehmen auch – mit seiner HISMA manch schönes Geschäft weg (ohne es zu wollen). So hatte sich Bernhardt bald nach der HISMA-Gründung, die ja praktisch ohne einen Pfennig baren Geldes erfolgte, an den BAT mit der Bitte um Gewährung eines Kredites von einer Million Peseten gewendet. Sie wurde ab-

geschlagen. Statt dessen bot man ihm 50000 Peseten an, wenn er eine persönliche Bürgschaft dafür übernähme, was nun wieder Bernhardt als beleidigend ablehnte. Er löste sein Problem ohne den BAT, aber die beiderseitige Animosität blieb bestehen und war auch in der Person Huetes deutlich wahrnehmbar.

Franco verfolgte den heftigen Disput zwischen diesen beiden Finanzleuten, wie Bernhardt sich erinnert[58], mit sichtlichem Vergnügen. Er nahm weder für den einen noch den anderen Partei, aber er war schlau genug, um sich zu sagen, daß dem BAT eine eigene nationalspanische Währung in diesem Augenblick schon deswegen nicht sehr gelegen kam, weil er ja damals noch (und mehr oder weniger bis zum Abbruch der Beziehungen zwischen Berlin und Madrid) in beiden Teilen Spaniens operierte und so ziemlich mühelos jede Menge der immer schlechter werdenden republikanischen Peseten in die immer höher bewerteten nationalen verwandeln konnte. Dem schob Franco, kaum daß sich Huete verabschiedet hatte, einen Riegel vor, indem er Bernhardts Vorschlag durch die Weisung realisierte, sämtliche im nationalen Gebiet umlaufenden Banknoten abzustempeln und so unverwechselbar von denen der Republik zu unterscheiden. Das war praktisch schon der erste Schritt zu Bernhardts Währungsreform, deren wichtigste Punkte die folgenden waren:

Herstellung neuer Banknoten der »nationalen Peseta« in Deutschland.

Scharfe Kontrolle über den Druck und den Umlauf derselben, an dem Deutschland als Hersteller in gewisser Weise beteiligt war.

Gleichgewicht zwischen Im- und Export zur Vermeidung einer negativen Handelsbilanz.

Absolute Disziplin in den Ausgaben, damit der Geldumlauf im richtigen Verhältnis zwar nicht zu einer (nicht vorhande-

nen) Golddeckung, aber zur Leistungskraft der Volkswirtschaft in dem beherrschten Gebiet stünde.
Trennung der normalen Staatsausgaben von den Kosten des aus Deutschland und Italien bezogenen Kriegsmaterials, die auf politische Sonderkonten zu verbuchen und bis zu ihrer Amortisierung von den Lieferländern zu stunden seien.
Das waren nun freilich ganz andere Bedingungen, als sie Moskau den Genossen in Madrid aufgezwungen hatte. Franco akzeptierte sofort. Bernhardt setzte auch das Einverständnis Görings und sogar des anfänglich widerspenstigen Dr. Schacht (damals noch Reichswirtschaftsminister) durch. Der Druck der Noten erfolgte bei Giesecke & Devrient in Leipzig (bisher waren die spanischen Banknoten in London hergestellt worden).
Eine erste kleinere Partie traf vorab auf dem Luftweg ein, die Masse folgte mit dem Dampfer »Lahneck«. Ende 1936 hatte Nationalspanien seine eigene Währung. Und was für eine! Spanische Zeitgeschichtler haben dies ungemein wichtige Kapitel bisher mit völligem Stillschweigen übergangen, die republikanischen, weil das Währungs- und Goldthema für sie ohnehin peinlich genug ist, die nationalen vermutlich, weil sie in dem Notendruck in Deutschland einen unzulässigen Souveränitätsverzicht des Caudillo sehen, der seinem nationalen Heiligenschein etwas von seinem Glanz nehmen könnte. Ich glaube, daß Franco kaum je etwas Gescheiteres als diesen Schritt getan hat. Seinem Land und seinem Volk schlug es zum Segen aus.

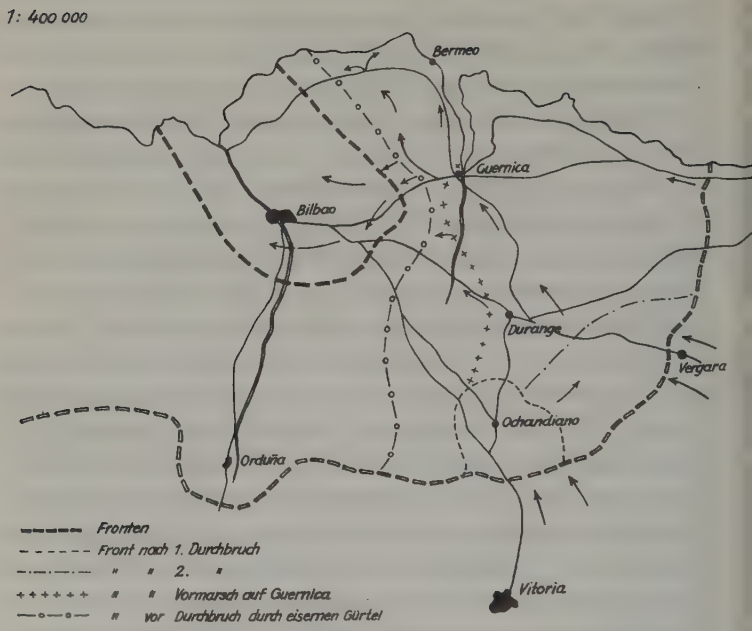
Das nächste Ziel: Bilbao

Auf militärischem Gebiet war Franco leider, wie wir wissen, den Vorschlägen seiner deutschen Ratgeber weniger zu-

gänglich. Er hatte sich seine unglückliche Idee, Madrid frontal zu berennen, noch immer nicht ganz aus dem Kopf geschlagen und würde, wie wir bald sehen werden, nochmals auf sie zurückkommen. Im Hauptquartier der Legion Condor aber wußte man wie in Berlin und Rom, was keinem Absolventen eines Kriegsschullehrganges verborgen bleiben konnte, und was der Auswertungsstab »Rügen« des Reichsluftfahrtministeriums über die Situation auf dem spanischen Kriegsschauplatz gegen Ende März 1936/1937 mit vorbildlicher Kürze feststellte: »Kampfkraft der Nationalen weitgehend gebrochen. Reserven nicht vorhanden.«

Trotzdem mußte etwas geschehen, wollte man den Roten nicht die Initiative überlassen. Sperrle kannte die Kampfkraft seiner Legion gut genug, um zu wissen, daß auch ihre massive Unterstützung keine Operation großen Umfanges (wie etwa gegen Madrid) zum Erfolg führen könnte. Anderseits waren die von Berlin versprochenen Verstärkungen in Gestalt der modernsten deutschen Kampf- und Jagdflugzeuge He 111, Do 17 und Me 109 eingetroffen. Die auf unzulänglichen Maschinen bewährten Piloten der Legion waren glücklich und brannten darauf, sie in lohnendem Einsatz fliegen zu dürfen. Eine begrenzte Operation mit bescheidenen Kräften, aber hohen Erfolgsaussichten bot sich im Norden an, wo nun schon seit acht Monaten neben der Hauptfront, die sich von Katalonien über Madrid bis nach Andalusien erstreckte, ein zweiter Kriegsschauplatz existierte.

Auf den wehrwirtschaftlichen Wert dieses asturisch-baskischen Küstenstreifens hatten nicht nur Warlimont und Bernhardt schon seit langem hingewiesen. Hier im Norden verfügte man zudem über die vorzüglichen Navarra-Brigaden des Generals Mola, die ihr erstklassiges Menschenmaterial und ihre einheitliche politisch-weltanschauliche Ausrichtung inzwischen durch sorgfältige militärische Ausbildung und erste Kampferfahrung ergänzt hatten. Aus den



freikorpsartigen Requetés der Carlisten war eine disziplinierte, schlagkräftige Elitetruppe geworden, deren Mangel an schweren Waffen durch das Zusammenwirken mit den Flugzeugen, Panzern und Flakgeschützen der Legion mehr als wettgemacht werden würde.

Alle diese überzeugenden Argumente hatte General Sperrle in langen und intensiven Besprechungen mit dem General Vigón als Molas wichtigstem Generalstabsoffizier erörtert. Die beiden verstanden sich glänzend. Vigón, obwohl kein Jüngling mehr, war bei Ausbruch des Krieges aus dem Exil in Argentinien über Lissabon nach Spanien geeilt, zunächst als Standortkommandant von San Sebastián verwendet und dann zum Generalstabschef Solchagas ernannt worden. Er

wurde der engste und wichtigste Mitarbeiter sämtlicher Kommandeure der Legion Condor, bei dem diese – ganz im Gegensatz zu Franco – aufrichtige Sympathie, Kameradschaft und Verständnis fanden. Wenn der Einsatz der Legion Condor in Spanien, der in diesem Augenblick einem völligen Fiasko nicht fern war, schließlich ein glänzender militärischer Erfolg wurde, so war das ganz maßgeblich diesem vorbildlichen Offizier zu verdanken, auf den Spaniens Heer – wie auf so viele andere – stolz sein darf.

Als erstes Operationsziel wählte Sperrle in engem Einvernehmen mit Vigón die Hauptstadt der baskischen Provinz Vizcaya, die mit ihren 200000 Einwohnern das Zentrum der spanischen Eisenerzproduktion (Jahresexport damals 6 Millionen Tonnen) war. Von Bilbao aus sollte dann die gesamte Nordfront nach Ost und West aufgerollt werden. Die Einnahme Bilbaos bot beträchtliche Schwierigkeiten. Der Stadt als natürlicher Schutz südlich vorgelagert, erheben sich die Gipfel des kantabrischen Gebirges bis zu 2000 Meter. Die Roten hatten sie zur Anlage eines sogenannten »Eisernen Ringes« ausgenutzt, eines Befestigungs- und Stellungssystems, von dem die Verteidiger behaupteten, es mache Bilbao uneinnehmbar. Dieser mit viel Propagandaaufwand gepflegte Mythus sollte ihnen – wie den Verteidigern der Maginotlinie – zum Verhängnis werden. Sperrle und Vigón glaubten nicht an ihn. Aus gutem Grund. Ihnen lagen nämlich die genauen Befestigungspläne Bilbaos vor. Ein roter Überläufer hatte sie mitgebracht. Sie lagen dem Operationsplan zugrunde, den Sperrle Franco vorlegte.

Franco sagte nein

Sperrle war es gewohnt, daß seine Vorschläge von diesem abgelehnt oder verwässert und unzulänglich durchgeführt

wurden. Aber für diesen Operationsplan hatten er und Vigón soviel überzeugende Argumente zusammengetragen, sie hatten ihn so sorgfältig vorbereitet, und sie stellten so geringe Anforderungen an den zentralen Oberbefehl, daß sie fest mit seiner Annahme und sofortigen Durchführung rechneten. Sie hatten sich anheischig gemacht, das Unternehmen mit den 4 Navarra-Brigaden der 61. Division Solchagas, unterstützt von der gesamten Legion Condor und zwei italienischen Divisionen, zu schaffen, wenn Franco ihnen lediglich zwei bis drei zusätzliche Brigaden zur Verfügung stellte. Das schien ihnen gegenüber der Bilbao verteidigenden baskischen Armee des Generals Llano de Encomienda mit ihren rund 50 000 Mann nicht zuviel verlangt.
Franco lehnte ab. Eine Begründung hielt er nicht für nötig. Vielleicht wollte er sich für sein nächstes Madrid-Unternehmen (das im November nur durch den roten Gegenangriff von Teruel verhindert wurde) Reserven bilden, deren Nichtvorhandensein ihm bisher jeden Erfolg verwehrt hatte. Den Plan als solchen akzeptierte er – ohne Begeisterung. Er habe nichts dagegen, wenn er mit eigenen Kräften durchgeführt werden könne.
Es mußte auch so gehen. Sperrles Schätzung, man könne Bilbao innerhalb von fünf Tagen nehmen, mußte allerdings jetzt schon revidiert werden. Der Angriffsbeginn wurde auf den 31. März festgesetzt. Die Legion Condor verlegte ihren Stab von Salamanca nach Vitoria und ihre fliegenden Verbände auf frontnahe Feldflugplätze.
Die Schlacht begann am 31. März um 7.10 Uhr mit einem einstündigen Angriff der deutschen Bomber auf die feindlichen Stellungen im Raum von Ochandiano. Die Ortschaft fiel den vorgehenden Requetés im Lauf des Tages fast kampflos in die Hand. Die völlig demoralisierten Roten büßten 600 Tote und 400 Gefangene ein. An der Straße Vitoria–Bilbao gelang ein erster Durchbruch. Überall drangen

die Navarra-Brigaden in das Vorfeld des »Eisernen Ringes« ein. Aber nach wenigen Tagen waren sie abgekämpft. Eine Kampfpause mußte eingelegt werden. Einen halben Tag, schlug Sperrle vor. Wieder wurden sämtliche fliegenden Verbände und die schwere Flak der Legion zur Angriffsvorbereitung eingesetzt. Doch die Infanterie trat nicht an. Sie brauchte angeblich mehr Ruhe. Sperrle versuchte herauszubekommen, wer den unnötigen Einsatz seiner Verbände verschuldet hatte. Sabotage von ganz oben? Zumindest der Verdacht blieb bestehen.

Drei Monate statt fünf Tage

Erst am 3. April konnte der Angriff wieder aufgenommen werden. Ein entscheidender Durchbruch in 5 km Breite gelang. Nachstoßen, verlangte Sperrle. Wieder erfolgte nichts. Sperrle stellte (in einem Bericht vom 11. 7. 1938) erbittert fest: die Einnahme Bilbaos brauchte nicht fünf Tage, sondern fast drei Monate. Am Nachmittag des 19. Juni drangen deutsche Panzer als erste in die Stadt ein. Sie stießen auf keinen Widerstand. Bilbao war kampflos geräumt worden. Der Sieg wurde ausgiebig gefeiert. Franco richtete an General Sperrle folgendes Schreiben[65].

»Mein General! Bei Beendigung des Operationsabschnittes, der mit dem Ergebnis der Einnahme von Bilbao und der Besetzung fast der gesamten Provinz Vizcaya gekrönt wurde, bei der die Luftstreitkräfte unter Ihrem Kommando in so wirkungsvoller und glänzender Weise mitgewirkt haben, möchte ich Euer Exzellenz gleichzeitig mit meinen Glückwünschen danken und Sie bitten, ganz besonders Herrn Oberstleutnant von Richthofen, der mit so viel Geschicklichkeit gearbeitet hat, meinen aufrichtigen Dank für so glänzende Arbeit auszusprechen.

Gleichzeitig möchte ich bei dieser Gelegenheit eine wehmütige Erinnerung den tapferen Deutschen widmen, die gefallen sind und verwundet wurden in Verteidigung von Idealen, die uns gemeinsam sind.«

Der Generalissimus
gez. Franco

Sperrle bedankte sich, glaubte aber, den Generalissimus ermahnen zu müssen, nicht auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen, sondern die Operation schnell, konsequent und wirkungsvoll fortzusetzen. Er schrieb:

»Die völlige Bereinigung des Nordens einschließlich Asturiens ist aus militärischen und wirtschaftlichen Gründen wünschenswert . . .« Gleichzeitig wiederholte er seinen von Franco schon einmal abgelehnten Vorschlag, den bei Don Benito vorspringenden roten Frontbogen von Córdoba und Toledo aus abzuschneiden. Das empfehle sich – wie die Wegnahme Bilbaos – nicht nur aus politischen, sondern auch wehrwirtschaftlichen Gründen. Er wies auf den Ertrag der reichen Minengebiete nördlich Córdoba, Almadén und Jaén hin, der mit 117 Millionen Peseten jährlich (1933) »einen wesentlichen Anteil an der wirtschaftlichen Erzeugung Spaniens« darstelle und schon deshalb die »Durchführung größerer Operationen« rechtfertige.

Sperrle warnt

Franco reagierte darauf, wenn überhaupt, so wiederum sauer, da Sperrle anschließend auf das heikle Madrid-Thema zu sprechen kam, von dem er durch Vigón wußte, daß es Francos militärisches Denken, wenn der Ausdruck in diesem Fall überhaupt angebracht ist, vollkommen beanspruchte. Man müsse überlegen, schrieb Sperrle, »ob dagegen neue verlustreiche Kämpfe in der mit allen Mitteln der Verteidi-

gung eingerichteten Zone um Madrid sich lohnen,« und »ob nach der Eroberung des industriell wichtigen Nordens nicht die Wegnahme der genannten Industrie-Gebiete und größerer Teile des wirtschaftlich wichtigen Kataloniens zunächst wichtiger ist . . .« Natürlich war sie das, denn: »Im Besitz dieser weiteren wertvollen Gebiete und gegebenenfalls nach vollzogener Trennung Frankreichs von Valencia wäre die Widerstandsfähigkeit Rot-Spaniens auf ein geringeres Maß begrenzt . . .« Hier war in nüchterner militärischer Sprache der Weg beschrieben, der schließlich zum Sieg führen sollte. Dazu waren allerdings noch zwei lange, schreckliche Jahre nötig.

Allein das Aufrollen der Nordfront von Bilbao aus beanspruchte weitere vier Monate. Eine Zangenoperation spanischer und italienischer Verbände – Roatta hatte nach dem Guadalajara-Desaster den Oberbefehl an General Ettore Bastico abgeben müssen, wie auch Botschafter Cantalupo von dem grollenden Duce zurückberufen worden war – hatte am 17. August den Nationalen die ungewöhnlich hohe Zahl von 6000 Gefangenen und die Stadt Reinoso eingebracht. Die hier befindliche größte Geschütz- und Munitionsfabrik Spaniens war kaum beschädigt und konnte bald ihre Produktion wieder aufnehmen. Am 25. August fiel Santander. Seine 100 000 Einwohner wurden befreit. 50 000 Rote wanderten in Gefangenschaft. Mit Gijón, das am 21. Oktober genommen wurde, befand sich auch ganz Asturien und damit der gesamte Norden Spaniens in nationaler Hand.

In diesem Abschnitt des Krieges, also von Ende März bis Ende Oktober 1937, verloren folgende deutsche Legionäre das Leben:

Kampfflieger (K/88): Obltn. Hans Sobotka, Rolf Gilsa, Ltn. Leo Falk, Ernst König, Heinrich Meyer, Heinrich Stallmann, Fw. Fritz Götze, Georg Überhack, Uffz. Franz Nie-

buhr, Claus Held, Walter Brötzmann, Fritz Berndt, August Heyer, Heinrich Dallmann, Otto Hoffmeister, Friedrich Müller, Leo Gorski, Richard Link, Ernst Mratzke, Egon Marting, Rudolf Hartig, Karl Uhrmeister, Obgefr. Bruno Ness, Franz Nokler, Willi Sembach, Karl Brettmeier

Jagdflieger (J/88): Obltn. Christian V. Harling, Ltn. Wilh. Aug. Blankenagel, Ernst-Friedrich Reuter, Uffz. August Wilmsen, Guido Honess, Dolmetscher Paul Freese

Aufklärer (A/88): Obltn. Hans Detlef v. Kessel, Ltn. Siegfried Gottanka, Helmut Hildemann, Hans v. Posser, Gerhard Krocker, Hans Kemper, Friedrich Schwanengel, Uffz. Hermann Heil, Ernst Hein, Waldemar Schnell, Obgefr. Waldemar Krüger, Gefr. Stanislaus Leske.

Seeaufklärer (AS/88): Gefr. Siegfried Papendick

Flak (F/88): Obfw. Gustav Gaus, Uffz. Felix Claus, Richard Steeg, Friedrich Bauer, Gerhard Hilger, Gefr. Karl Rettemaier, Emil Creutz, Johann Fischer, Martin Hoffmann, Hermann Otto, Georg Kohlheim, Erich Zschetzsching, Dolmetscher Felix Wolf.

Luftnachrichten (LN/88): Ltn. Paul Fehlhaber, Giesecke, Uffz. Wilhelm Aldag, Willi Oblau, Demant, Ossenkopp, Hermann Altenstädtler, Techn. Oscar Wiegand, Gefr. Eberhard Knecht.

Park (P/88): Obgefr. Willi Graber.

Panzer (Imker): Ltn. Hans-Hannibal v. Morner, Schirrm. Paul Jaskulla, Uffz. Walter Schaumburg, Wilh. Blume, Otto Balewski, Adalbert Butz, Fritz Wohlgemut, Obgefr. Oskar Mayer, Karl-Heinz Förster, Richard Wolf, Gefr. Karl Hol, Funker Kurt Noack

Marine (Anker): Freg.Kpt. Manfred Funcke

Stab (S/88): Obltn. Ohlhorst, Funker Karl-Heinz Bastein, Obgefr. Walter Grempel.

Ein weniger düsteres Bild vom Fliegerleben an der Nordfront gibt uns der monarchistische Fliegermajor Ansaldo[14]

in seinen Aufzeichnungen mit der stichwortartigen Schilderung eines eigenen Tagesablaufes.

8.30 Uhr	Frühstück mit Familie
9.30 Uhr	Abfahrt zur Front. Bomben auf feindliche Batteriestellungen. Maschinengewehrfeuer auf Gräbern und LKW-Kolonnen.
11.00 Uhr	Etwas Golf in Lasarte (Badeort in der Provinz Guipúzcoa)
12.30 Uhr	Sonnenbad am Strand von Ondarreta, etwas in ruhiger See geschwommen.
13.30 Uhr	Bier und Garnelen bei Unterhaltung im Café
14.00 Uhr	Mittagessen zu Hause
15.00 Uhr	Kurze Siesta
16.00 Uhr	Zweiter Einsatz, ähnlich wie morgens
18.30 Uhr	Kino. Film mit Katherine Hepburn, alt, aber gut.
21.00 Uhr	Apéritif in Bar Basque, Guter »Scotch«. Angeregte Unterhaltung.
22.15 Uhr	Abendessen bei Nicolasa. Kriegslieder, Kameradschaft, Begeisterung . . .

Fast sieben Monate dauerte der Nord-Feldzug . . .

Ohne Rücksicht auf Zivilbevölkerung

Die spanischen und italienischen fliegenden Verbände operierten stets engstens mit denen der Legion Condor zusammen. Sie waren im Einsatz General Sperrle unterstellt, der seinerseits die ihm unterstellten Verbände nicht nach eigenem Gutdünken, sondern nach den jeweiligen Erfordernissen der Lage nur im engsten Einvernehmen mit dem örtlichen Oberbefehl, d.h. also an der Nordfront mit General Solchaga und dessen Generalstabschef Vigón, einsetzte. Über die Wegnahme Bilbaos war eine schriftliche Vereinba-

rung zwischen Sperrle und Vigón getroffen und unterzeichnet worden, in deren Punkt 7 für die Legion Condor »die fliegerische Hilfe mit ihren schweren Kampfkräften ohne Rücksicht auf die zivile Bevölkerung« festgelegt war. Franco seinerseits hatte ebenfalls schriftlich am 20. März 1936 die Gesamtoperation genehmigt. Diese Feststellungen sind wichtig, ehe wir auf eine Episode am Rande des Nord-Feldzuges zu sprechen kommen, die trotz ihrer militärisch begrenzten Bedeutung noch heute, mehr als 40 Jahre danach, als »erstes deutsches Kriegsverbrechen« durch die Zeitgeschichtsdarstellung geistert. Wir meinen Guernica.

Guernica ist ein Landstädtchen von 7000 Einwohnern etwa 20 km ostwärts Bilbao, dessen Name nie in die Weltgeschichte eingegangen wäre, hätte es nicht zwei besondere Eigenschaften gehabt. Einmal ist Guernica für die Basken eine Art Heiligtum, ähnlich wie Potsdam für die Preußen. Schon im Mittelalter tagten hier im Schatten einer historischen Eiche die baskischen Räte (juntas), vor denen die spanischen Könige einmal im Jahr die den Basken gewährten Autonomie-Rechte neu zu beschwören hatten. Zum andern war Guernica in der zweiten Phase der Schlacht um Bilbao, als die nationalen Kräfte am 20. April 1937 nach Überwindung des Vorfeldes zum eigentlichen Angriff auf den »Eisernen Ring« antraten, zu einem strategisch nicht entscheidenden, aber doch wichtigen Punkt geworden. Es besaß nicht weniger als vier Munitions- und sonstige Rüstungsfabriken. Das Städtchen war mit Rüstungsgut und roten Truppen vollgestopft, die sich befehlsgemäß in die Verteidigungsstellungen des »Eisernen Ringes« zurückzogen. Guernica war zwar eine für die Basken heilige, aber alles andere als eine »offene Stadt« (im Gegensatz etwa zu Dresden während des Zweiten Weltkrieges).

Die Kriegstagebücher und Einsatzbefehle der Legion Condor sind, wie man weiß, verloren. Aber sie lagen dem Auswertungsstab »Rügen«[64] vor, als er seine Studie über den Spanienkrieg anfertigte, in der es wörtlich heißt: »Am 26. April war ein Fliegerangriff auf Brücke und Straßengabel hart ostwärts Guernica befohlen, der mit neun Flugzeugen aus 2300 m Höhe im Einzelflug durchgeführt wurde.
Es wurden 9 250-kg-Bomben und 114 50-kg-Bomben, insgesamt 7950 kg geworfen. Die Beobachtung ergab auf der Brücke keinen Treffer. Die Sicht war vollkommen ungenügend, da die Stadt in Rauch und Brand gehüllt war.«
Es besteht kein Anlaß, an diesen militärisch sachlichen Angaben zu zweifeln. Aber wir wissen heute noch mehr. Der Angriff dauerte etwas mehr als drei Stunden. Er begann um 16.30 Uhr. Das war die Stunde, zu der spanische Flieger wie Ansaldo – zwischen Siesta und Abend-Whisky – ihren zweiten Einsatz zu fliegen pflegten. Und wir wissen weiter, daß auch spanische und italienische Flieger an dem Angriff auf Guernica beteiligt waren. Daß sie in den amtlichen Unterlagen der Legion Condor nicht erscheinen, ist logisch. Sie waren ihr ja nur operativ unterstellt, gehörten aber nicht ihrem Verband an. Die Spanier flogen mit deutschen Maschinen und warfen deutsche Bomben. Die Splitter deutscher Bomben, die angeblich in Guernica gefunden wurden, könnten also auch von ihnen stammen.
Adolf Galland[66], der spätere General der Jagdflieger, der damals gerade als Oberleutnant auf dem spanischen Kriegsschauplatz eingetroffen war, gibt sogar die Möglichkeit zu, daß bei der damaligen Primitivität der Zielgeräte, der relativen Unerfahrenheit der Besatzungen und den schlechten Sichtverhältnissen einige der für die Brücke und Straßengabel bestimmten Bomben in die Stadt gefallen sein können.

Insgesamt waren es noch nicht einmal acht Tonnen. Wer jemals einen Tausend-Tonnen-Angriff miterlebte, wie ihn die Allierten im Zweiten Weltkrieg auf unzählige deutsche Städte (ob »offen« oder nicht) durchführten, kann sich einen Begriff davon machen, welchen Schaden der Bruchteil von acht Tonnen in Guernica angerichtet haben kann. Galland hat zweifellos recht, wenn er nüchtern feststellt, Guernica sei weder eine offene Stadt gewesen, noch von deutschen Fliegern zerstört worden. Es habe sich einfach um einen Irrtum gehandelt, wie er später im Zweiten Weltkrieg auf beiden Seiten so oft passierte.

Es gibt noch andere Erklärungen. Der Hinweis im Einsatzbericht der Legion Condor auf die Sichtbehinderung durch Rauch und Brand führte zu der Behauptung der offiziellen Franco-Propaganda, Guernica sei von den flüchtenden Roten selbst in Brand gesteckt oder gar dynamitiert worden. Sie konnte nicht bewiesen werden, obwohl vieles für ihre Wahrscheinlichkeit spricht. Das Prinzip der verbrannten Erde wurde nämlich nicht von den Deutschen, sondern von den Russen erfunden, die nachweislich bei den Roten das Sagen hatten. General Berzin war bis zuletzt in Bilbao dabei. Trotzdem glaube ich, daß die bereits beim Anflug der deutschen Bomber in Guernica festgestellten Brände eine andere Ursache hatten. Bei der Unordnung eines erzwungenen Rückzuges kann mancherlei passieren. Und viele Häuser des Städtchens waren in leichter Holzbauweise erstellt. Hätten die Sowjets die Absicht gehabt, Guernica als Trümmerhaufen zu hinterlassen, wären sie gewiß zunächst daran gegangen, seine Rüstungswerke in die Luft zu jagen. Aber gerade die fielen den Nationalen unversehrt in die Hand.

Franco greift ein

Die Bombardierung Guernicas war ein so unbedeutendes Ereignis des Kriegsalltags, daß Franco erst am 28. April durch die internationale Presse davon erfuhr. Er nahm an, der Angriff habe am Vortag stattgefunden und konnte daher guten Gewissens durch seinen Propagandachef in Salamanca erklären lassen, am 27. April sei wegen Schlechtwetters kein nationales Flugzeug an der Nordfront aufgestiegen. Das war richtig, nur brannte Guernica nicht erst am 27., sondern schon am 26. April, an welchem Tag es zweifellos von nationalen Flugzeugen angeflogen worden war. Das Dementi hob Francos Glaubwürdigkeit nicht. Von nun an beschränkte er sich darauf, alle Schuld an Guernica den Deutschen zuzuschieben.

Zunächst befahl er Faupels Militärattaché, Oberst Hans Frhr. von Funck, in sein Hauptquartier, um sein allerhöchstes Mißfallen auszudrücken. Hidalgo Salazar[9] will wissen, er habe dem deutschen Offizier erklärt, er, Franco sei unter keinen Umständen gewillt, zuzulassen, daß »ein totaler Krieg gegen sein Volk« geführt werde. In ähnlicher, wenn auch verbindlicherer Form soll auch Sperrle von Franco bestandpunktet worden sein. Sodann erteilte er seinem Luftwaffenchef Kindelán – immer nach Hidalgo Salazar – den strengen Befehl, mit allen Mitteln eine Wiederholung ähnlicher Vorfälle zu verhindern »notfalls durch Unbrauchbarmachung der Flugzeuge der deutschen Staffeln«.

Bitterer Abschied

Sperrle kochte begreiflicherweise vor Wut. Er hatte bei Beginn der zweiten Phase des Bilbao-Unternehmens am 20. April sein an Franco gerichtetes Ersuchen um Bereitstellung

von zwei zusätzlichen Brigaden noch dringender wiederholt. Er hatte dabei wieder die Unterstützung des Generals Vigón gefunden. Es war ausdrücklich darauf hingewiesen worden, den für unerläßlich gehaltenen Verstärkungen die notwendige Artillerie beizugeben, deren unzulängliches Vorhandensein durch die Einsätze der Legion ausgeglichen werden mußte. Man hatte seine Bitte wiederum abgeschlagen. Er konnte, er durfte Solchagas Infanterie nicht im Stich lassen. Er befahl in völliger Übereinstimmung mit den grundsätzlichen Vereinbarungen und Vollmachten den Angriff vom 26. April. Guernica wurde zwei Tage später praktisch kampflos genommen.

Sperrle verließ nach siegreichem Abschluß der baskisch-asturischen Kampagne seinen Posten als Befehlshaber der Legion Condor voller Bitterkeit, die keine Anerkennungs- und Dankschreiben und keine Auszeichnungen (u. a. Militärverdienstkreuz mit Brillanten) mildern konnten. Weder die Sieger in Nürnberg noch die Entnazifizierer in München konnten ihm das »Kriegsverbrechen« von Guernica anhängen. Beide mußten ihn freisprechen, obwohl die baskische Exilregierung den Fall Guernica beim Internationalen Militärtribunal vorgebracht hatte. Als Sperrle am 2. April 1953 (nach einer Magenoperation) in München starb, vermachte er seinen Marschallstab dem General Vigón, mit dem zusammen er (siegreich) für Spanien und (weniger erfolgreich) gegen Franco gekämpft hatte. Am 30. Oktober 1937 übergab Sperrle den Befehl über die Legion Condor an Generalleutnant d. Lw. Hellmuth Volkmann, der mit Franco ganz ähnliche Erfahrungen machen sollte. Oberstleutnant Frhr. v. Richthofen blieb als Generalstabschef der Legion noch bis zum Jahresende, als er von Obstltn. i. G. d. Lw. Hermann Plocher abgelöst wurde.

Nicht nur das Nürnberger Siegertribunal, sondern auch vorher schon jede andere internationale Körperschaft offizieller Art hatte es abgelehnt, sich mit Guernica zu befassen. Bei den Siegern war das leicht verständlich, da ihr Luftkriegsgewissen nach Dresden, Hiroshima und Nagasaki zu heftig schlug, um mit einer Lappalie wie Guernica an offene Wunden zu rühren. Im Londoner Nichteinmischungs-Ausschuß erklärten sich Ribbentrop und Grandi bereit, das Guernica-Thema zu erörtern, vorausgesetzt, daß das im Zuge einer allgemeinen Debatte über die humanitären Aspekte des Spanienkrieges erfolge. Sowjet-Botschafter Maisky ließ das nicht zu. Aus gutem Grund. Hier nämlich lag der Hund begraben.

Die roten Greuel, die zu diesem Zeitpunkt des Krieges unvermindert weitergingen, schrien in der »Weltöffentlichkeit« nach einem Gegengewicht. Moskaus Propagandagenie in Paris, Willi Münzenberg, war es, der blitzartig die einmalige Gelegenheit erkannte, die Guernica in diesem Sinne bot. Die ersten relativ nüchternen Berichte englischer und französischer Kriegskorrespondenten (The Times, Daily Telegraph, Daily Express, Ce Soir usw.), die schon am 27. April erschienen, gaben das Rohmaterial für seine auf volle Touren gebrachte Lügenfabrik ab. Aus ihr gingen am laufenden Band erschütternde »Augenzeugenberichte« über die Leiden der baskischen Frauen, Kinder und Greise und die Bestialität der Hitler-Faschisten hervor. Das mit dem Kruzifix in der Hand erschlagene Mütterchen durfte dabei so wenig fehlen wie der tote Säugling an der Mutterbrust. Aus den zivilen Opfern, die es natürlich gegeben hatte, wurden »Berge von Leichen Unschuldiger«, aus den kümmerlichen neun Flugzeugen der Legion, »Wellen von Hitler-Bombern, die den Himmel verdüsterten«.

Die ganze westliche Welt, die wahrlich genug Anlaß gehabt hätte, sich über die bolschewistischen Massenmorde, Folterungen und sonstige Schandtaten in Spanien zu entrüsten, ließ sich von Münzenberg, Koestler, Katz & Co Schauer des Grauens von Guernica über den Rücken jagen, und Pablo Picasso, der gerade den Auftrag bekommen hatte, ein Riesengemälde für den Pavillon der spanischen Republik auf der Pariser Weltausstellung anzufertigen, ließ sich von Münzenbergs Guernica-Märchen inspirieren und schuf den Monumental-Schinken, der noch heute als »künstlerische Dokumentation« gewertet wird und in New York hängt, obwohl er nach Moskau gehört, dem allein Inspirator Münzenberg und Exekutor Picasso damit dienten.

Görings falsche Aussage

Die Legende von Guernica, die an Langlebigkeit alle anderen kommunistischen Greuellügen übertraf und die noch heute eine der wirkungsvollsten Waffen im Arsenal der Feinde Deutschlands ist, erhielt nach dem Krieg bedauerlicherweise neue Nahrung durch unglückliche Aussagen, die Göring in dem ehrenwerten Bemühen, alle Schuld auf sich zu nehmen, um nicht nur Hitler, sondern auch Untergebene wie Sperrle zu entlasten, vor dem Internationalen Militär-Tribunal machte. Er behauptete nicht mehr und nicht weniger, als daß er persönlich Befehl gegeben habe, Guernica anzugreifen und zu zerstören. Einen Beweis dafür konnte er nicht erbringen. Das Tribunal verlangte ihn nicht. Man glaubte ihm auch so. Auf diese seine Aussage vor allem stützt sich ein Bericht, den einer von Francos Hofjournalisten, Vicente Talón, zunächst in seiner Zeitung »El Correo Español – El Pueblo Vasco« in Bilbao und dann als Buch unter dem Titel »Guernica brennt« veröffentlichte[67].

Darin heißt es wörtlich: »Der Charakter einer eigenen Initiative, den der Luftangriff auf Guernica hatte, ist heute eine nahezu unumstößliche Tatsache. Es waren die Deutschen, die aus eigenem Wunsch und Willen heraus die Entscheidung der Bombardierung faßten, womit sie den ihnen zugeteilten Zuständigkeitsbereich überschritten.« Ich glaube das Gegenteil hinlänglich bewiesen zu haben. Wäre es tatsächlich, wie Talón behauptet, Görings Absicht gewesen, das »Ausradieren einer offenen Stadt« zu probieren, hätte er gewiß mehr als die neun eingesetzten Legion Condor-Flugzeuge (er verfügte in dem Raum über rund 100), andere Bombenmengen als die kümmerlichen 7,9 Tonnen und ein militärisch lohnenderes und psychologisch weniger heikles Objekt als Guernica dafür ausgewählt. Eine solche Absicht hat auf deutscher Seite nie bestanden.

Wohl aber muß hier das Ultimatum zitiert werden, das Mola vor Beginn der Nord-Kampagne am 31. März 1937 veröffentlichte. Er sicherte allen Roten, die keine Verbrechen begangen hätten und ihre Waffen ablieferten, ihr Leben und ihren Besitz zu. »Aber«, so fügte er wörtlich hinzu, »wenn die Unterwerfung nicht sofort erfolgt, werde ich das ganze Baskenland, beginnend mit seiner Kriegsindustrie, ausradieren.«[68] Sollte Franco dies Ultimatum seines Befehlshabers im Norden wirklich nicht gekannt haben? Die eigene Absicht dem Freund und Verbündeten in die Schuhe zu schieben, wenn dieser besiegt und wehrlos am Boden liegt, ist das Zerrbild jener Ritterlichkeit, die wir deutschen Legionäre am spanischen Volk als eine seiner edelsten Eigenschaften schätzen lernten.

Beim Vatikan kamen die in aller Welt von den Kommunisten »spontan« organisierten Proteste wegen Guernica nicht an. Zwei baskische Priester, die mit einem solchen nach Rom geschickt worden waren, mußten lange warten, bis sie zwar nicht vom Papst, aber vom Kardinal-Staatssekretär

Pacelli empfangen wurden. Er hörte sie stehend an und verabschiedete sie ebenso schnell wie formlos. Er dachte dabei vielleicht an den Vermittlungsversuch, den er bei Beginn der Kampfhandlungen im Norden unternommen hatte. Damals richtete er an den Präsidenten der baskischen Regierung, Aguirre, der diese später auch im Exil leitete, einen Brief, in dem er ihm zu einem Separatfrieden mit Franco riet. Er schickte ihn mit gewöhnlicher Post, deren Verteilungsstelle für internationale Korrespondenz nach Spanien Paris war. Aguirre, entschied man dort mit Recht, ist Rotspanier, also leitete man den Brief an die Regierung in Valencia weiter. Dort wurde er geöffnet und als Beweis dafür angesehen, daß die Basken hinter dem Rücken der legalen Regierung mit dem Feind konspirierten, was der Unterstützungsfreudigkeit für die Basken in ihrem Verzweiflungskampf gegen Solchagas Kolonnen und Sperrles Flieger nicht zuträglich war.

Rote Hilfe

Trotzdem darf niemand sagen, daß die rote Zentralregierung die Genossen im Norden ganz im Stich gelassen habe. Ihre Versorgung mußte freilich nach Inkrafttreten mehr oder weniger wirksamer Kontrollmaßnahmen durch den Londoner Ausschuß am 30. April 1937 nicht mehr über Frankreich, sondern auf dem Seeweg um ganz Spanien herum erfolgen. Der größte Engpaß der Roten im Norden waren Flugzeuge (sonst hätte es nie ein Guernica gegeben). Eine Partie derselben wurde vor ihrer Entladung von einem holländischen Kontrollschiff angehalten. Man beschlagnahmte die schußbereit eingebauten Bordwaffen und schickte die Maschinen ohne dieselben postwendend nach Valencia zurück.

Ähnliche Probleme ergaben sich auch für den deutschen Nachschub für die Legion Condor. Die grundsätzlich beschlossene und zum Teil bereits durchgeführte Umrüstung der Legion auf modernste Flugzeugtypen (He 111, Do 17 und Me 109) stieß auf erhebliche Schwierigkeiten. Zwar befand sich eine Staffel Me 109 (damals noch mit Holzpropeller!) bereits in erfolgreichem Einsatz, aber, so stellt Görings offizieller Chronist Werner Beumelburg[52] fest: »So bereitwillig die Heimat gab, so schwer war die Heranführung des Materials und seine Eingliederung in die Verbände.«
Das rote Oberkommando versorgte aber die Nordfront nicht nur mit Waffen und Beratern (namentlich den letzteren), sondern leitete auch am 4. Juli einen kraftvollen Entlastungsangriff im Raum von Madrid ein. Er war so gut vorbereitet und so kraftvoll angelegt, daß er leicht den Zusammenbruch der gesamten nationalen Front an diesem Abschnitt, wie von dem Chef der Gesamtoperation, General Miaja, geplant, hätte herbeiführen und damit Fancos Träume von einer Eroberung Madrids endgültig zunichte machen können.

Die Hölle von Brunete

Sperrle bewahrte ihn davor, indem er die gesamte Legion Condor, getreu seinem – Franco entgegengesetzten – Grundsatz, seine Kräfte nicht zu zersplittern, aus eigenem Entschluß in den roten Einbruchsraum warf. Am 7. Juli hatten die Roten die nationale Front bei dem Dörfchen Brunete (500 Einwohner) in 18 km Tiefe durchbrochen. Und während die ersten deutschen Einheiten im Direktflug aus ihrem bisherigen Einsatzraum in die Kämpfe eingriffen, verlegte er die gesamte Legion Condor an einem einzigen Tag vom Norden in den Mittelabschnitt. Sperrle richtete seinen

Gefechtsstand in San Martín de Valdeiglesias mitten im Schlachtfeld dieser ersten Materialschlacht des Spanienkrieges ein.
Galland erlebte bei dieser Gelegenheit in der Staffel des Oberleutnants Harder seine Feuertaufe. Die Legion rettete durch ihren konzentrierten Einsatz die nationale Front. Am 11. Juli war die Gefahr eines vernichtenden Durchbruchs beseitigt, die Front mehr oder weniger stabilisiert. Aber Franco bestand, wie vorher und später, darauf, daß der Geländeverlust, so unbedeutend er auch sein mochte, aus Prestigegründen wettgemacht würde. Das kostete 30000 Spaniern das Leben. Nach drei Wochen unerhört harter und blutiger Kämpfe war das 500-Seelen-Dorf am 25. Juli wieder in nationalem Besitz. Die »Hölle von Brunete« wird allen Legionären, die sie erlebten, unvergeßlich sein.

Bomben auf Mallorca

Ein weiterer Entlastungsangriff der Roten bezweckte nichts anderes, als die aussichtslose Lage im Norden dadurch zu retten, daß man den Spanischen Bürger- in einen Weltkrieg verwandelte. Das war die Lieblingsidee des sozialistischen Ministers für Luft- und Seefahrt, Indalecio Prieto. Mallorca, heute das Ziel so vieler friedliche Erholung suchender deutscher Urlauber, war damals das bevorzugte Angriffsobjekt der republikanischen Fliegerei. Bei einem dieser Angriffe am 24. Mai wurde auch der italienische Kreuzer »Barletta« getroffen, der im Dienst der internationalen Kontroll-Kommission stand und im Hafen von Palma de Mallorca lag. Es gab sechs Tote. Italien protestierte, der Nichteinmischungs-Ausschuß bedauerte. Trotzdem gab Prieto den Befehl, den Angriff auf die Bucht von Palma am 26. Mai zu wiederholen.

Diesmal bekam das deutsche Patrouillenboot »Albatros« etwas von dem Bombensegen ab, ohne daß Verluste entstanden. Admiral Fischer, der Kommandant der deutschen Einheiten in der internationalen Kontrollkommission, protestierte und kündigte im Wiederholungsfall »Gegenmaßnahmen« an. Am gleichen Abend, dem 29. Mai, flogen mit sinkender Sonne zwei republikanische Flugzeuge das auf der Reede von Ibiza liegende Schlachtschiff »Deutschland« an. Zwei ihrer Bomben trafen. Die eine beschädigte das Seitendeck unerheblich, die andere fiel in die Mannschaftsmesse, wo die Matrosen gerade ihre Abendverpflegung in Empfang nahmen. 22 von ihnen wurden sofort getötet. 83 andere z. T. so schwer verwundet, daß sich die Zahl der Todesopfer auf insgesamt 33 erhöhte.

Die Lehre von Almería

Die Nachricht schlug nicht nur in Berlin, sondern in den Kabinetten der Welt wie eine Bombe ein. Was würde Hitler tun? An diesem 30. Mai roch es nach Krieg in Europa. Daß das Reich diese Herausforderung durch einen Hasardeur wie Prieto, der in der spannungsgeladenen Atmosphäre dieses letzten Friedensjahres für Europa mit der Brandfackel des Krieges spielte, tatenlos hinnehmen würde, durfte niemand erwarten. Und als dann am 31. Mai der Kreuzer »Leipzig« und vier deutsche Zerstörer auf der Reede von Almería erschienen und sich damit begnügten, 200 Schuß auf die Stadt und ihre heftig feuernden Küstenbatterien abzugeben, atmete die kriegsunlustige Menschheit auf.
Hitler hatte, nach stundenlangen Beratungen mit seinen Militärs und Ministern nicht im Affekt, sondern wie ein Staatsmann gehandelt, der in einem der für Europa kritischsten Augenblicke das Notwendige mit dem Möglichen in

Übereinstimmung brachte, alle militärischen, politischen und psychologischen Momente sorgfältig abwog und genau das befahl, was in diesem Augenblick getan werden mußte, konnte und durfte. Die 19 Todesopfer des deutschen Vergeltungsangriffes auf Almería wogen die eigenen Verluste nicht auf. Ein Handstreich auf den Regierungssitz Valencia, ein kombinierter Großangriff auf irgendeine andere Stadt im Besitz der Roten oder eine Vergeltungsaktion gegen die Reste der roten Flotte, die dabei in Grund gebohrt worden wäre, hätte gewiß spektakulärere Ergebnisse gezeitigt. Aber hier galt es nicht, nationale Leidenschaften zu befriedigen, sondern den Roten eine Lehre zu erteilen, ohne damit den Weltfrieden zu gefährden.

Das wurde überall anerkannt, selbst in Moskau, wo Stalin die Entwicklung in der spanischen Republik mit wachsendem Mißbehagen beobachtete. Und als ihm von seinem Statthalter in Spanien, Rosenberg, berichtet wurde, Prieto habe bei einer erregten Kabinettssitzung in Valencia in der Absicht, einen Weltkrieg zu provozieren, Vergeltung für die Vergeltung verlangt, gab er die Weisung, Prieto unter allen Umständen an der Verwirklichung seines Planes zu hindern, notfalls durch seine Liquidierung.

Sein Rat zur Mäßigung, den er Ministerpräsident Largo Caballero eben erst erteilt hatte, war nicht befolgt worden. Die Sozialisten gebärdeten sich wie die Tollhäusler, Prieto nach außen, Largo Caballero nach innen. In Barcelona war es Anfang Mai zum Bürgerkrieg im Bürgerkrieg gekommen. Anarchisten und POUM-Trotzkisten traten den Kommunisten bewaffnet entgegen. Es gab 400 Tote und an die 1000 Verwundete. Die KP-Führung verlangte von Largo Caballero Auflösung und Verbot des POUM. Als er das nicht tat, entzogen sie ihm das Vertrauen, was automatisch seinen Rücktritt zur Folge hatte.

Sein Nachfolger wurde der bisherige Finanzminister Juan Negrín López (1889–1956), eine der bizarrsten Gestalten, die je im roten Kaleidoskop der spanischen Republik glitzerten. Der sozialistischen Partei hatte er sich relativ spät angeschlossen. Als ihr Abgeordneter in den Cortes war er nie irgendwie hervorgetreten. Er wurde dem bürgerlich gemäßigten Flügel zugerechnet. Als Sohn einer wohlhabenden Bürgerfamilie auf den Kanarischen Inseln war er zum Studium der Medizin nach Deutschland geschickt worden. Sein Beruf, in dem er sich hohes wissenschaftliches Ansehen erwarb, ließ ihn erst spät mit der Politik in Berührung kommen. Er interessierte sich mehr für die schönen Seiten des Lebens, besonders für Frauen, ein Interesse, das nicht erlahmte, auch als er sich ganz der Politik zugewandt hatte. Negrín hatte einige äußere Ähnlichkeit mit Mussolini und liebte es auch, sich in dessen bevorzugter Positur, die Arme über der breiten Brust gekreuzt, das Kinn martialisch vorgestreckt, fotografieren zu lassen. Mit Hitler und Churchill hatte er die unordentliche Tageseinteilung gemein, die seine wie dieser Mitarbeiter zur Verzweiflung brachte. Sonst hatte er mit keiner der genannten Persönlichkeiten irgendwelche Ähnlichkeit.

Wie er auf den Posten des Finanzministers im Kabinett Largo Caballero gelangt war, weiß man in Spanien bis heute noch nicht. Er verstand von Wirtschaft und speziell Finanzen noch weniger als Franco (und das will was heißen). So kam unter seiner Verantwortung das Geschäft mit den Sowjets zustande, bei dem diese den spanischen Goldschatz erhielten. Verständlicherweise waren seit dieser Zeit seine Beziehungen zu Stalins Wirtschafts-Beauftragten in Spanien, Artur Staschewsky, die denkbar besten. Und diese Verbindungen, die sich bis nach Moskau verlängerten, waren es,

die zusammen mit seinem internationalen Ansehen als Akademiker, seiner gutbürgerlichen Herkunft und seiner Zugehörigkeit zum gemäßigten Flügel der Sozialisten den Ausschlag für seine Beauftragung mit der Regierungsbildung gaben.
Dieser kluge und vielseitig gebildete Arzt, der aber wegen seines unausgeglichenen Charakters, seines bis zur Arroganz getriebenen Selbstbewußtseins und seiner exzentrischen Lebensgewohnheiten einfach unfähig war, zu regieren, und gerade deswegen von den mannigfachen Interessenten (keineswegs bloß den Sowjets) auf seinen Posten lanziert worden war, in der Hoffnung, ihn dort als leicht manövrierbares Instrument benutzen zu können, sollte von nun an die Geschicke der spanischen Republik auf ihrem immer chaotischer werdenden Weg bis zum bitteren Ende lenken. Am 4. März 1939 überließ er den Trümmerhaufen der Republik seinem Schicksal und floh über Paris nach Mexiko, wo er 1956 starb.

Genug Opfer für Franco

Es passierte noch mehr in diesem Sommer, während in Spaniens Norden die Weichen für Francos Sieg gestellt wurden. Im April hatte Franco die Falange gleichgeschaltet. Am 2. Juni war Mola tödlich verunglückt. Dávila übernahm den Oberbefehl im Norden. Die Hedilla-Affaire hatte gleich zwei unbequeme Deutsche, Faupel und Sperrle, in ihren Strudel gerissen. Jetzt stand dem Generalissimus mit seinem Schimmelreiter-Komplex beim Madrider Einzugsmarsch scheinbar nichts mehr im Wege.
Aber jetzt schien selbst Mussolini der Geduldsfaden zu reißen. Als Neurath ihn in Rom besuchte, um seinen spektakulären Staatsbesuch in Berlin und anschließend Italiens Bei-

tritt zum Antikominternpakt (im November 1936 mit Japan geschlossen) vorzubereiten, wurde natürlich auch über Spanien gesprochen[1]. Der Duce fragte den deutschen Außenminister, ob er nicht auch der Ansicht sei, Deutschland und Italien hätten »genug Opfer« für Franco gebracht. Die Frage war überflüssig. Neurath hatte noch nie allzuviel von Hitlers Beteiligung am spanischen Bürgerkrieg gehalten. Seine Begeisterung wurde um so geringer, je mehr sich die politische Situation in Europa zuspitzte und je länger sich das für einige Monate vorgesehene spanische Abenteuer hinzog. Seit einem Jahr kämpfte man nun schon dort und noch immer war kein Ende abzusehen. Wenn Franco jetzt nicht endlich seinen Krieg energischer führe, sagte Mussolini, werde er ihm mitteilen, daß die Italiener im nächsten Monat aus Spanien zurückgezogen würden.

Auch in der Legion Condor breitete sich das Gerücht über eine dicht bevorstehende Rückberufung nach Deutschland aus. Es war nicht unbegründet. Man mußte sich in Berlin Gedanken darüber machen, wie es in Spanien weitergehen solle. Sperrle hatte in seinem Brief an Franco vom 2. Juli 1937, in dem er die Wegnahme der reichen Minengebiete im Norden (die Franco nicht mehr verhindern konnte) und dazu derjenigen von Córdoba, Almadén und Jaén (natürlich vergeblich) vorschlug, die deutschen Zweifel über die Fortführung des Krieges ausgedrückt, indem er dem Generalissimus mit allem Respekt mitteilte, er habe eine entsprechende Anfrage seiner Regierung nicht beantworten können, da er den Operationsplan des spanischen Oberkommandos für die nächste Zukunft nicht kenne. Er hoffe aber, daß sich dieser ausschließlich nach den militärischen und wehrwirtschaftlichen Notwendigkeiten richte, womit er erkennen ließ, daß Franco seine von Prestigegedanken und persönlichem Ehrgeiz bestimmten Madrid-Pläne endgültig zurückgestellt habe.

Das Gegenteil war der Fall. Franco beantwortete Sperrles Brief mit kühler Sachlichkeit. Er ließ keinen Zweifel daran, daß er nach der »Befriedung des Nordens«, d. h. der totalen Eroberung der Rüstungsschmiede seines Landes, die er durch die Verweigerung der dringend erbetenen Truppenhilfe so sehr erschwert und verzögert hatte, die »Isolierung der roten Armee Madrids« an die Spitze der militärischen Prioritäten gestellt hatte. Er blieb bei seinem sinnlosen Traum von einer glorreichen Einnahme der spanischen Hauptstadt. Ja, er ließ, nachdem die spanischen, deutschen und italienischen Generalstäbler ihn Anfang November 1937 endlich zu einem konzentrierten Angriff auf Katalonien überreden konnten, um Madrid und Valencia von Fankreich zu trennen, von wo den Roten (trotz des Nichteinmischungs-Ausschusses) jede Hilfe kam, die für diesen Feldzug bereits bis in alle Einzelheiten getroffenen Vorbereitungen, ja sogar den vollzogenen Aufmarsch abbrechen und befahl, einen neuen Angriff auf Madrid mit Datum 18. Dezember 1937. Der Wahnsinn wurde nur durch den roten Gegenangriff von Teruel am 16. Dezember verhindert.

Flirt mit England

Es wäre verkehrt, für Francos katastrophale militärische Fehlentscheidungen nur seinen persönlichen Ehrgeiz verantwortlich zu machen. Wir kennen seine nie abgerissenen Beziehungen zu England, die dessen »master spy« Canaris zu pflegen ihm immer wieder empfahl. Kaum war Bilbao, wo starke britische Mineninteressen lagen, mit nachhaltiger deutscher Hilfe erobert worden, verdichteten sich die englisch-nationalspanischen Kontakte. Außenminister Eden

konnte im Unterhaus bekanntgeben, daß die spanische Nationalregierung das Gebäude des britischen Konsulats, das mit spanischem und deutschem Blut zurückerobert worden war, einem Beamten des Foreign Office übergeben hatte. Und noch ehe der Feldzug im Norden beendet war und Sir Robert Hodgson als »diplomatischer Agent« Seiner Britischen Majestät am 16. November in Burgos seinen Einzug hielt, erließ Franco am 9. Oktober 1937 das berüchtigte Minen-Dekret, durch welches sämtliche Bergbau-Konzessionen an ausländische Kapitalgeber seit Beginn des Bürgerkrieges (und das waren nur deutsche) annulliert wurden. Francos Dekret, Vorbedingung für die Aufnahme halboffizieller Beziehungen zu England, begrenzte die ausländische Beteiligung (d.h. die deutsche) auf 30 %. Alle vorhergehenden (nämlich die englischen) durften bis zu 100 % betragen.

Vor diese Situation sah sich Eberhard v. Stohrer gestellt, als er Franco am 23. September 1937 im Bürgermeisteramt von Salamanca sein Beglaubigungsschreiben als Botschafter des Reiches übergab. Die Zeremonie war mit allem Pomp umgeben, den Franco so liebte. Er selbst trug Gala- und seine Moro-Leibwache Parade-Uniform. Das machte gegenüber dem hünenhaften Stohrer ein wenig den körperlichen Größenunterschied wett, der noch beträchtlicher war als der gegenüber seinem Vorgänger Faupel.

Schwerer Anfang für Stohrer

Stohrer war Karrierediplomat der alten Schule. Sohn eines kaiserlichen Generals, hatte er in Bonn, München, Tübingen, Lausanne und Paris studiert und in Leipzig als Jurist, in Straßburg in politischer Wissenschaft promoviert. Seit 1909 im diplomatischen Dienst, war er nach Tätigkeit in Sofia,

London und Brüssel 1913 als Botschaftssekretär nach Madrid gekommen, in welcher Eigenschaft er sich bis 1919 den Ruf eines Spanien-Spezialisten erwarb. Ins Auswärtige Amt zurückberufen, leitete er dessen Presse- und danach die Personalabteilung. 1927 wurde er Botschafter in Kairo, 1935 in Bukarest. Als 53jähriger war er der NSDAP beigetreten, so daß Hitler keinen Besseren finden konnte, um den nach Paris versetzten Grafen Welczek als Botschafter in Madrid zu ersetzen. Am 24. Juli 1936 unterschrieb seine Ernennungsurkunde. Am Tag darauf wurde er durch den Besuch Bernhardts im Auftrag Francos überrascht. Stohrer blieb 15 Monate lang auf seinen gepackten Koffern sitzen. Erst als die bedauerliche Episode Faupel beendet war, konnte er seinen Posten antreten. Es war keine leichte Erbschaft, die er übernahm.

In seinem ersten Bericht an das Auswärtige Amt vom 12. Oktober 1937[1] teilte er seine Bedenken mit, wie Bernhardts HISMA nach Francos von englischen Interessen diktiertem Minen-Dekret die ins Uferlose anwachsenden spanischen Schulden kompensieren wolle. Es seien noch 70 Millionen Reichsmark aus laufenden Lieferungen und weitere 90 Millionen an Dienstleistungen und Schäden Deutschlands im Bürgerkrieg ungedeckt (nicht gerechnet die 190 Millionen Mark Kosten für das erste Jahr der Legion Condor). Am 3. November wies er auf die englisch-nationalspanische Annäherung besonders in der Bergbaufrage hin, die den deutschen Interessen in bezug auf die Begleichung der spanischen Schulden abträglich sei. Am 16. November 1937 übergab er einen offiziellen Protest seiner Regierung gegen das Minen-Dekret.

Der deutsch-spanische Wirtschaftsvertrag, den sein Vorgänger Faupel am 12. Juli 1937 unter Einschluß der Meistbegünstigungsklausel hatte abschließen können, war ebenso wie ein dazugehöriges geheimes Zusatzprotokoll zur Farce

geworden. Franco hatte sich darin nicht nur verpflichtet, die Reichsregierung vor dem Abschluß von wirtschaftlichen Vereinbarungen mit anderen Regierungen zu unterrichten, sondern auch Deutschland in der Rohstoffversorgung weitestgehend zu unterstützten. Das alles stand jetzt, da England ihm auch nur den kleinen Finger reichte, bloß auf dem Papier.

Das Verhältnis Francos zu Deutschland verschlechterte sich in dem gleichen Maß, wie sich dasjenige zu England verbesserte. Wie gut dieses letztere war, geht aus einer bezeichnenden Episode hervor, die Bernhardt in seinen Aufzeichnungen[58] festgehalten hat. Bei einer der Besprechungen mit Franco über die deutschen Kriegsmateriallieferungen, die immer größeren Umfang annahmen, äußerte Bernhardt Bedenken über die Sicherheit der Transporte, die ja sämtlich durch den Ärmelkanal, also an »Englands offenen Fenstern« vorbei fahren mußten. Franco lächelte vieldeutig und sagte: »No van a hacer nada« (Sie werden nichts unternehmen).

Das konnte nichts anderes bedeuten, als daß er einen englischen Freibrief für die deutschen Kriegslieferungen besaß. Oder anders ausgedrückt: Der deutsche Michel sollte ruhig für Franco liefern und bluten, die Früchte würde später John Bull ernten. Er tat es spätestens 1940 in Hendaye.

Gentlemen's Agreement

Bernhardt hatte bei dem innigen Vertrauensverhältnis, das ihn von vornherein mit Franco verband, diesen auch von seiner Aktivität auf dem Bergwerksektor unterrichtet und sein »stillschweigendes Einverständnis« erlangt. Er spricht von einem »Gentelmen's Agreement«, das zwischen ihnen über diesen Punkt unter Umgehung der Junta in Burgos zu-

stande gekommen sei. Als jetzt mit Zuspitzung des deutsch-spanischen Verhältnisses das Auswärtige Amt über seinen Botschafter eingreifen mußte, um die deutschen Interessen zu wahren, ergaben sich daraus beträchtliche Schwierigkeiten. In der Diplomatie gibt es Verträge, Abkommen, Protokolle, Noten und Akten, auch geheimer Art, aber keine Gentlemen's Agreements, die mit Handschlag auf Treu und Glauben ohne Brief und Siegel abgeschlossen werden. Stohrer war ein Beamter von echtem Schrot und Korn, der sein Metier gründlich kannte. Er hatte die Interessen des Reiches zu wahren und die Weisungen des Amtes zu befolgen. Aber hier kam er nicht weiter.

Das Unternehmen »Feuerzauber«, das ohne Mitwirkung des Auswärtigen Amtes auf sehr unkonventionellen, ja ungewöhnlichen Gleisen zustande gekommen war, lief mit Bernhardts HISMA als Schaltstelle auf einem immer unübersichtlicher werdenden Netz halb staatlicher, halb privater, halb deutscher, halb spanischer Unternehmen weiter. Wer sollte sich in all diesen Tarnunternehmen und Strohmännern auskennen! Bernhardt – gewiß. Und der Rechnungshof in Berlin, der das alles unter Kontrolle hatte, auch. Aber ein Berufsdiplomat wie Stohrer, der das Völkerrecht so gut wie seine Dienstvorschriften kannte, mußte sich in diesem Irrgarten geradezu levantinischer Spitzfindigkeiten verlaufen.

Am 13. Dezember hatte er aus Berlin die Weisung erhalten, sich nicht weiter hinhalten zu lassen und die Anerkennung der deutschen Minenrechte durchzusetzen. Am 16. Dezember meldete er, daß er auf heftigen Widerstand stoße. Aber am 20. erreichte er schließlich, daß Franco ihn gemeinsam mit Bernhardt empfing. Das Dreiergespräch, das – wie konnte es nach allem Vorhergegangenen anders sein – betont kühl begann, wurde Franco »sichtbar unangenehm«. Stohrer bezog sich auf Abmachungen zwischen Bernhardt

und dem Staatschef, von denen dessen Minister – aus gutem Grund – nichts wußten. Stohrer ließ nicht locker. Er wollte es wissen. Franco wurde, in die Enge getrieben, weiß wie die Wand. Wen sollte er desavouieren – seine Minister oder Bernhardt? Er entschied sich für den Deutschen und erklärte – ohne rot zu werden – er habe sich in der Tat gewundert, daß die HISMA heimlich Minenrechte erworben habe.

Das war ein schwerer Schlag für Bernhardt. Aber er maß die Schuld weniger Franco als Stohrer und seiner als »beschämend« und »undiplomatisch« bezeichneten Beharrlichkeit bei. Und er leugnet, daß sein Verhältnis zu Franco dadurch beeinträchtigt worden sei. Tatsächlich berief ihn dieser schon wenige Tage später (in einer anderen Angelegenheit) zu sich und war so »freundlich wie immer, als wäre nichts geschehen.« Man hatte das Dreiergespräch mit dem Beschluß beendet, eine gemischt deutsch-spanische Kommission mit der Regelung der Differenzen zu beauftragen. Bernhardt machte jedenfalls – auch auf dem Bergwerkssektor – weiter, und am 7. Juni 1938 gab es ein neues Minengesetz, das beiden Teilen mehr oder weniger gerecht wurde. Wichtig war allein, daß die spanischen Gegenlieferungen nicht unterbrochen wurden. Bei Jahresende 1937 hatte die HISMA 2583000 Metertonnen Mineral nach Deutschland verschifft. Göring legte in der Lüneburger Heide Halden an, deren Vorräte bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges reichten! Aber die deutsch-spanischen Beziehungen hatten einen Knacks bekommen – einen beträchtlichen.

Kriegsverlängerer Eden

Der englische Einfluß auf Franco, seit dem Austausch von »diplomatischen Agenten« eine nicht mehr verheimlichte

Tatsache, hatte auch seine militärischen Folgen. Franco fand in London für seine halb und halb bereits begrabenen Madrid-Träume bereitwillige Unterstützung. Die Eroberung des gesamten spanischen Nordens war – so lange sie auch gedauert und so wenig Unterstützung sie bei Franco gefunden hatte – militärisch, wirtschaftlich und politisch eindeutig ein großer Erfolg, der das Ansehen Francos in aller Welt beträchtlich erhöht und die Unterstützungsfreudigkeit für die Roten ebenso beeinträchtigt hatte wie deren Moral. Wenn Franco so weitermachte, hätte er den Krieg bald gewonnen. Das nächste Angriffsziel, Katalonien, war ebenso oder noch lohnender. Mit Barcelona würden auch Madrid und Valencia fallen. Das mußte verhindert werden.

Bei einer nach der Einnahme Santanders Anfang September 1937 in London abgehaltenen Kabinettssitzung setzte Außenminister Anthony Eden seinen Kollegen die in Spanien eingetretene Lage auseinander. Er wußte, auf wessen Seite sich die Waage des Kriegsglücks in Spanien neigte. Und er erklärte wörtlich[17]: »Ein schneller Sieg Francos schädigt Englands Interessen.« Man müsse versuchen, den Krieg um mindestens sechs Monate zu verlängern. Das würde diejenigen, die seine Last zu tragen hätten, schwächen. Er dachte dabei gewiß nicht so sehr an Spanien – das Blut fremder Völker war England nie besonders heilig, wie sich sehr bald im Zweiten Weltkrieg am Schicksal Polens und Frankreichs bestätigen sollte – als vielmehr an Deutschland und Italien, die unter der ihnen von Franco aufgebürdeten Last zu seufzen begannen und in ihrer Rüstung gehemmt wurden.

Der Idealverlauf des Spanischen Bürgerkrieges war für das Foreign Office so, wie das sein Chef bei dieser Kabinettssitzung mit schöner Offenheit dargelegt hatte: Die Spanier sollten sich solange wie möglich gegenseitig abmurksen und

dabei die einen die Sowjets, die anderen Deutschland und Italien tüchtig zur Ader lassen, bis dann bei allgemeiner Erschöpfung England auf den Plan treten würde, um Frieden, Freiheit und Demokratie wiederherzustellen (und dabei sein Schäfchen ins Trockene zu bringen wie seinerzeit Gibraltar im Spanischen Erbfolgekrieg).

Neue Flugzeuge für die Legion

Das Gelände, auf dem sich Anfang November 1937 der neue Kommandeur der Legion Condor, General Volkmann, militärisch und politisch zu bewegen hatte, war so schwierig wie das geographische, mit dem seine Flieger, Panzer, Nachrichten- und Nachschubkolonnen fertigwerden mußten. Gerade der Nachschub war von besonderer Wichtigkeit, da sich die Legion in voller Umrüstung auf modernste Flugzeugtypen befand. Nachdem sich der ganze Norden in nationaler Hand befand, hatte man in Vigo unweit der portugiesischen Grenze einen geeigneten Hafen für die deutschen Transporter gefunden, die nicht mehr das so viel weiter gelegene Cádiz im Süden anzulaufen brauchten. Als Nachschubbasis wurde die etwa 300 km ostwärts gelegene Stadt León eingerichtet, wo sich bis zur Heimkehr der Legion ihre Lager, Werkstätten und Parks befanden (und wo auch im Mai 1939 das Super-Volksfest zur Verabschiedung der deutschen Legionäre stattfand).
Die Eisenbahnverbindung von Vigo nach León war nicht ideal, aber erträglich. Doch von hier über Valencia nach Burgos gab es durch die Schründe und Schluchten des kantabrischen Gebirges soviele niedrige und enge Tunnel und Kurven, daß die schweren Transporte (z. B. Flugzeugrümpfe) auf Lastwagen umgeladen und 300 km über Straßen geleitet werden mußten, die diese Bezeichnung nur sehr be-

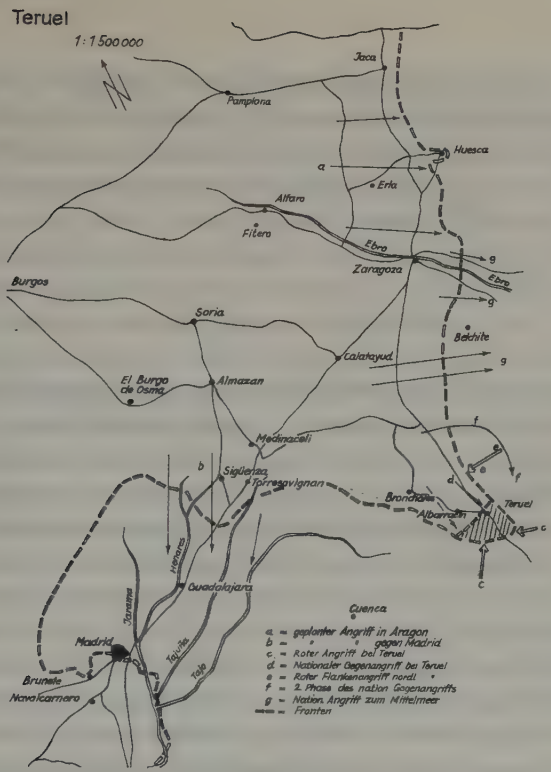
dingt verdienten. Die Kraftfahrer hatten wahre Kunststücke an Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit zu vollbringen.
Trotz aller Schwierigkeiten kam die Umrüstung zügig voran. Als Galland[66] im Sommer 1937 seine ersten Kampfeinsätze flog, waren schon zwei Staffeln der Jagdgruppe (J/88) mit Me 109 ausgestattet, während seine eigene, die II. nach ihrem taktischen Zeichen Micky-Maus-Staffel genannt, noch – sehr zu seinem Leidwesen – die alten He 51 fliegen mußte. Erst als er im nächsten Jahr seine Staffel an seinen Nachfolger, Oberleutnant Werner Mölders, abgeben mußte, bekam auch diese das damals und für lange Zeit beste Jagdflugzeug der Welt.
Die Kampfgruppe (K/88) war bereits mit allen vier Staffeln auf die neuen He 111 umgestellt. Die Aufklärung (A/88) verfügte über vier Ketten Do 17 und eine Kette He 45. Die Flak (F/88) hatte fünf schwere Batterien der vorzüglichen (und im Erdkampf wahrlich durchschlagenden) 8,8-cm-Geschütze und zwei leichte Batterien von 2 cm, dazu je einen Zug 3,7 cm. Die Luftnachrichten-Gruppe (LN/88) war zwischen Salamanca, Sevilla, Burgos und Mallorca aufgeteilt. Hier lag auch die mit He 59 ausgestattete Seestaffel (AS/88). »Drohne« (Panzer) und »Anker« (Marine) wurden voll aufgefüllt, und »Imker« (Panzer- und Artillerie-Ausbildung) setzte seine Lehrtätigkeit so erfolgreich fort, daß Sperrle bekanntgeben konnte, es seien 56000 (!) spanische Offiziere von deutschen Instrukteuren ausgebildet worden.
Neben dieser zahlenmäßig kleinen, aber an Menschen und Material hervorragenden deutschen Streitkraft in Spanien

Die neuentwickelten He 111 und Ju 87 auf einem Feldflugplatz an der Ebro-Front.

hatten auch die Italiener ihre hier eingesetzten Luftstreitkräfte quantitativ und qualitativ erheblich verbessert. Sie verfügten jetzt über rund 190 Maschinen modernster Bauart (also wesentlich mehr als die Legion Condor) und wurden mit einem eigenen Luftkriegsstab ausgestattet. Die Spanier hatten mit deutschem und italienischem Material und entsprechenden Ausbildern eine eigene Luftbrigade mit Kampf-, Jagd-, Schlacht- und Aufklärungsverbänden sowie eigener Flak aufgestellt. Diese sehr beachtliche Luftstreitmacht sollte zusammen mit rund 400 Geschützen aller Kaliber die etwa 10 Divisionen kampferprobter Infanterie bei dem geplanten Angriff auf Katalonien unterstützen, von dem sich alle einsichtigen spanischen Heerführer, an ihrer Spitze General Vigón, mit Recht ein schnelles Ende des Krieges versprachen.

Weihnachten zu Hause?

Bei der entscheidenden koordinierten Generalstabsbesprechung Anfang November 1937 wurde darüber volle Einmütigkeit erzielt. Aus dem Raum Saragossa heraus sollte in ostwärtiger Richtung auf das Mittelmeer vorgestoßen und das so vom übrigen roten Gebiet getrennte Katalonien genommen werden. Die im Norden freigewordenen Kräfte wurden in Eilmärschen herangeführt. Der Aufmarsch begann. Deutsche und Italiener bereiteten sich auf einen gewiß schweren, aber vielleicht doch letzten Einsatz vor. In ihren Verbänden breitete sich Zuversicht aus. Weihnachten zu Hause? Es wäre zu schön, um wahr zu sein. Sie hätten gewiß alles darangesetzt, es zu schaffen. Aber sie hatten nicht mit Mr. Eden gerechnet, der den Krieg verlängern wollte, und nicht mit Franco, der die sich versammelnde Streitmacht anders zu verwenden gedachte. Im letzten Monatsdrittel des



November 1937 gab er Gegenbefehl: Einstellung sämtlicher Angriffsvorbereitungen auf Katalonien, Neuer Angriffstermin: Mitte Dezember. Ablenkungs- und Tarnangriffe vor allem der Luftstreitkräfte von Saragossa aus, während Franco seinen Aufmarsch im Bogen nordöstlich Madrids vollzog. Am 18. Dezember wollte er antreten.

Der spanische Winter hatte mit ungewöhnlicher Härte eingesetzt. Es schneite in den Bergen im Nordosten der Halbinsel. Das Thermometer sank auf 10, 15, schließlich gar 20 Grad unter Null. Die Moros und Fremdenlegionäre, an das milde Klima Nordafrikas gewöhnt und ohne richtige Winterkleidung, zitterten zum ersten Mal – nicht aus Furcht. Und doch stand ihnen eine der längsten, blutigsten, schreck-

lichsten Schlachten dieses Krieges bevor. Sie ging um ein militärisch völlig unbedeutendes, ja eigentlich nur hinderliches Stück Erde, an das der »Caudillo« freilich sein Ansehen und seine Ehre gebunden glaubte. Sie ging um Teruel. Sie begann am 16. Dezember 1937.

Wieder nur Prestigedenken

Teruel hatte damals 14000 Einwohner und eine militärische Besatzung von 2000 Mann, keinerlei wirtschaftliche, verkehrsmäßige oder gar strategische Bedeutung. Das Städtchen liegt auf drei Seiten von hohen Bergen eingefaßt am Ende eines sich nach Nordwesten öffnenden Schlauches, durch den sich die einzige Straße und Eisenbahn schlängelt. Auf den Bergen am Rand dieses Schlauches saßen in beherrschender Position die Roten. Als sie schon am ersten Angriffstag Teruel eingeschlossen hatten und sich die Besatzung am 8. Januar 1938 ergeben mußte, wäre es das einzig Richtige gewesen, Stadt und Schlauch aufzugeben und aus der so begradigten Front heraus weiterzuoperieren. Aber Teruel ist eine der ältesten Städte Spaniens noch aus der Phönizier-Zeit. Der »Cid Campeador« eroberte es 1076 von den Arabern. Durfte man ein solches historisches Kleinod den Roten überlassen?
Der Generalissimus meinte: Nein! Und er brach seinen so sorgfältig vorbereiteten Angriff auf Madrid ab wie damals, als es hieß, den Alcázar von Toledo zu befreien. Er wußte, was er seinem Land und seiner Ehre schuldig war. Als Teruel am 21. Februar 1938 wieder in nationaler Hand war, hatten Zehntausende spanischer Soldaten ihr Leben lassen müssen. Allein in der Stadt selbst wurden 10000 Leichen gezählt. Strategisch wurde der Sieg nicht ausgenützt. Seit der siegreichen Kampagne im Norden waren vier Monate

vergangen. Das waren schon Zweidrittel der sechs Monate, um die Mister Eden den Krieg verlängern wollte. Er schaffte noch mehr – dank Franco.

Graf Ciano trug am 20. Dezember 1937 in sein Tagebuch ein: »Keine guten Nachrichten aus Spanien. Franco hat vom Kriegführen keine Ahnung. Seine Operationen sind die eines großartigen Bataillonskommandeurs. Sein Ziel ist immer Boden, nicht der Feind.«[43] Die deutsche militärische Führung war in ihrem Urteil weniger treffend, aber nicht so hart. Sie billigte ihm, wie Bernhardt[58] die Meinung der Militärs zitiert, »die Fähigkeiten eines Regimentskommandeurs« zu.

Botschafter v. Stohrer deprimierten begreiflicherweise die militärischen Vorgänge dieses Jahreswechsels 1937/38. In seinem Lagebericht vom 13. Januar 1938 an das Auswärtige Amt unterstrich er die Verbesserung der republikanischen Position durch die anfangs erfolgreiche Teruel-Offensive. Die roten Truppen würden zwar von Ausländern geführt, zeigten aber Angriffsgeist und Siegeszuversicht, während bei den Nationalen sich Mutlosigkeit, ja Panik auszubreiten beginne. Es werde für Franco nicht leicht sein, sich mit eigenen Kräften zu behaupten. Er halte es daher für unerläßlich, nicht nur die Hilfe für Franco zu verstärken, sondern daß deutsche Generalstabsoffiziere die Führung der Operationen in die Hand nähmen.

Der Bericht alarmierte Berlin. Man hatte dort gerade mit der Spanienhilfe etwas kurz getreten, nachdem Franco sich in der leidigen Minen-Angelegenheit so wenig entgegenkommend gezeigt hatte und auch die militärischen Berichte Volkmanns nur Kopfschütteln erregen konnten. Bei Hitler begann sich ein gewisses Desinteressement an den spanischen Querelen zu zeigen. Sein einziges Interesse war nach wie vor, daß Spanien nicht kommunistisch würde. Das Ziel schien ihm mehr oder weniger erreicht. Er mußte jetzt sein

Pulver trocken halten. Große Ereignisse bereiteten sich vor. In diesem Jahr 1938 hatte er die Probleme Österreich und Sudetenland zu lösen. Darüber konnte seit seiner mehr als vierstündigen Geheimrede vom 5. November vor den Spitzen der Wehrmacht kein Zweifel mehr bestehen, auch wenn das darüber angefertigte »Hossbach-Protokoll« noch so fragwürdig ist.

Mallorca für Österreich?

Mussolinis Deutschland-Besuch vom 25.–28. September 1937 hatte die letzten Hindernisse für den Anschluß Österreichs beseitigt. Mussolini, der 1934 bei der drohenden nationalsozialistischen Machtergreifung in Österreich seine Truppen am Brenner aufmarschieren ließ und der noch im März 1937 auf Fühler dieser Art negativ reagiert hatte, war jetzt als »Bruder der Achse« und Mitverschworener im Antikominternpakt nicht mehr dagegen. Die selbst von nationalspanischer Seite[17] aufgenommene Verleumdung, Hitler habe Mussolini Mallorca für Österreich angeboten, ist durch nichts bewiesen, durch die tatsächliche Entwicklung widerlegt und viel zu abstrus, um ernst genommen zu werden.
Was Mussolini zu seinem politischen Stellungswechsel in bezug auf Österreich bewog, war nicht so sehr der Stechschritt der Leibstandarte (obwohl er ihn tief beeindruckte), auch nicht der Blick in die Waffenschmiede des Reiches, die Essener Krupp-Werke, ja nicht einmal die ihm gezeigten Manöver in Mecklenburg, bei denen er einen Begriff von der Schlagkraft der neuen deutschen Panzerstrategie bekam, sondern es waren die Erfahrungen, die er mit dem Einsatz der deutschen Waffen und Soldaten in Spanien hatte machen können. Ja, es ist wohl nicht übertrieben, zu sagen, daß der Anschluß in Bilbao und Brunete gewonnen wurde.

Durch Stohrers alarmierenden Bericht geriet Hitlers inzwischen zu den spanischen Vorgängen gewonnene Einstellung ins Wanken. War die Gefahr einer roten Beherrschung Spaniens vielleicht doch noch nicht beseitigt? Mußte man weiter tief in die Tasche langen, um den immer lästiger werdenden Bittsteller nicht straucheln zu lassen? War es vielleicht wirklich nötig, wie Stohrer meinte, ihm die Führung aus den unfähigen Händen und in die eigenen zu nehmen? Die Fragen mußten geklärt werden. Ihm fiel nichts Besseres ein, als Canaris, der Spanien ein Jahr lang (solange dort alles nach seinen – und Englands – Wünschen lief) mit seiner Anwesenheit verschont hatte, zu Franco zu schicken.

Trotzdem: Weitermachen!

Am 12. Januar 1938 saß der listige Admiral seinem alten Freund und Bundesgenossen für die Sache Englands in seinem Hauptquartier an der Teruel-Front gegenüber. Die Stadt war gerade nach heldenhaftem Widerstand in den Besitz der kommunistischen Brigaden gelangt. Ein roter Durchbruch hatte nur durch den massiven Einsatz der Legion Condor verhütet werden können. Aber Franco war schwer besorgt. Er hatte seinen bereits angelaufenen Angriff auf Madrid am Vortag des Heiligen Abends abbrechen und seine gesamten im Norden freigewordenen Kräfte zur Abwehr der roten Offensive einsetzen müssen.
Trotzdem fiel der Bericht, den Canaris nach Berlin schickte, recht positiv aus. Stohrer sähe die Dinge viel zu pessimistisch. Gewiß, Hilfe tue weiter not. Aber Franco wisse genau, was er tue. Man dürfe ihm voll und ganz vertrauen. Sowie die Lage bei Teruel bereinigt sei, werde er die erste richtige Regierung bilden und sodann die nächste große Offensive in Angriff nehmen. Weitermachen! Das war beruhi-

gend. Gut, daß man einen so zuverlässigen Spanien-Spezialisten wie Canaris zur Verfügung hatte. Der Spanien-Krieg ging weiter, wie Franco, Eden und Canaris es wollten.
Seit Beendigung des Nord-Feldzuges bis zum Ende der Teruel-Schlacht, also in den drei Monaten von Ende November 1937 bis Ende Februar 1938 verloren folgende deutsche Legionäre in Spanien ihr Leben:
Kampfgruppe (K/88): Ltn. Friedr. Karl Beuke, Heinrich Klein, Siegfr. Plate, Fw. Helmut Wolf, Anton Bergmann, Uffz. Fritz Brühl, Karl Lütgeduhme, Anton Kurz, Paul Schick, Obgefr. Wilh. Hildebrand, Willi Lehmann, Erwin Hoster, Alois Ehlen, Thomas Martner.
Jagdgruppe (J/88): Ltn. Heinz Runze, Gerhard Klein, Ufw. Heinrich Torner, Monteur Heinz Wengler.
Aufklärer (A/88): Uffz. Heinz Brückner.
Flak (F/88): Uffz. Ludw. Florezack, Arno Lampe, Gefr. Heinr. Finger.
Luftnachrichten (LN/88): Obgefr. Ludw. Ottzen.
Imker (Panzer): Uffz. Heinr. Hinners, Georg Scheuern.
Park (P/88): Gefr. Alois Möhlmann, Wilh. Schmidt.

Auch Volkmann bekam Ärger mit Franco

General Volkmann, ein tüchtiger Offizier, wenn auch wenig profiliert und beinahe unauffällig, hatte es von allen drei Kommandeuren der Legion vielleicht am schwersten. Sperrle konnte bei den Anfangserfolgen (besonders im Norden) und Richthofen am Endsieg mitwirken. Auch sie hatten ihre Probleme. Aber Volkmann und seiner stets als »Feuerwehr« eingesetzten und von einem Brennpunkt (im wahrsten Sinne des Wortes) zum anderen geworfenen Legion fiel es zu, in den schweren Abwehrschlachten von Teruel und am Ebro Löcher zu stopfen, Fehler zu korrigieren,

die andere begangen hatten, Schlimmeres zu verhüten, ohne eigenen Konzepten folgen zu dürfen und ohne die operative Bewegungsfreiheit, die jedem Korps- oder auch nur Divisionskommandeur zusteht.

Der Mann, dessen außerordentliche Fähigkeiten als Generalstabsoffizier dadurch anerkannt wurden, daß man ihm nach Beendigung seines Spanienkommandos die Führung der Luftkriegsakademie in Berlin-Gatow anvertraute, mußte nicht nur mit all den Unzulänglichkeiten des spanischen Kriegsalltags fertig werden, sondern auch die Kapriolen eines Dilettanten auf seinem Gebiet ertragen, ja oft genug ausbaden. Er hatte sich, um die Ungelegenheiten der ständigen Verlegungen seines Gefechtsstandes zu reduzieren, einen solchen in den 12 Waggons eines Zuges eingerichtet. Man brauchte ihm nur eine Lokomotive vorzuspannen, wenn es wieder einmal hieß: Stellungswechsel. Dann rollten Unterkünfte und Arbeitsräume für ihn und seinen ganzen Stab mit Schreibstuben, Wache, Funkstelle, Küche und Flaksicherung zum nächsten Standort.

Noch während die Teruel-Schlacht im Gange war, am 9. Februar 1938, legte Volkmann dem Generalissimus einen sorgfältig und präzis ausgearbeiteten Plan vor, um die bei Rückeroberung Teruels zu erwartende Lage, die Schwächung und Demoralisierung des Gegners und die eigene Kräftekonzentration in diesem Raum operativ auszunützen. Da ihm Francos (von England eingeblasene) Bedenken gegen eine Katalonien-Offensive bekannt waren, schlug er zunächst nur den Durchstoß zum Mittelmeer in Richtung Ebro-Mündung knapp 100 km südlich Tarragona vor. Diese Operation brachte später, ebenso blendend durchgeführt wie konzipiert, den Sieg. Einstweilen wurde sie von Franco abgelehnt.

Der Caudillo hatte Wichtigeres zu tun. Er mußte seine erste Regierung bilden. Das war eigentlich erst für den Augenblick der Einnahme Madrids vorgesehen. Bisher hatte er sich mit der Junta in Burgos beholfen. Aber deren Unzulänglichkeit hatte sich nicht nur in der leidigen Minen-Affäre gezeigt. So konnte man nicht weiterwursteln. Er stellte daher ein Kabinett zusammen, das nicht nur auf ihn als den »Staatschef und Generalissimus unserer ruhmreichen Armeen« vereidigt wurde, sondern ihm auf den Leib zugeschnitten war.

Sein bester Griff war wohl noch der Generalleutnant Graf Jordana, den er zu seinem Stellvertreter als Regierungschef und Außenminister machte. Jordana, einst Leibadjutant König Alfons XIII. und Minister Primo de Riveras, war Monarchist, reaktionär und totalitär, aber ein guter spanischer Patriot und vor allem ein ebensolcher Kavalier. Er hatte natürlich weder mit der (alten) Falange, noch mit dem Faschismus oder gar Nationalsozialismus das geringste im Sinn. Aber das Reich hatte mit ihm nie irgendein Problem. Wahrscheinlich war das der Grund, daß Franco ihn 1940 durch seinen Schwager Serrano Súñer ersetzte, mit dem wir uns bereits ausführlich beschäftigt haben. Er wurde als Innenminister und Generalsekretär der Staatspartei das, was formell Jordana hätte sein sollen: Francos rechte Hand.

Der einzige Alt-Falangist im Kabinett, Raimundo Fernández Cuesta, bekam den bescheidenen Posten eines Landwirtschaftsministers. Seinen Jugendfreund aus El Ferrol, Juan Antonio Suances, machte Franco zum Minister für Handel und Industrie. Arbeitsminister wurde ein anderer Mann seines absoluten Vertrauens, Pedro González Bueno, der mit viel falangistischen Phrasen eine gewaltige, vom Staat kontrollierte Gewerkschaftsbürokratie aufbaute. Ge-

neral Dávila, der bewährte Truppenführer, wurde Kriegsminister unter Beibehaltung des Kommandos über die Nordarmee als Nachfolger Molas. Das älteste Kabinettsmitglied war der 75jährige monarchistische General Severiano Martínez Anido als Minister für öffentliche Sicherheit. Er galt als Spezialist in der Bekämpfung des Terrors durch Terror und leistete in dieser Beziehung noch Erkleckliches, ehe er im gleichen Jahr das Zeitliche segnete.

Stohrer charakterisierte dies Kabinett in seinem Bericht[1] ans Auswärtige Amt vom März 1938 gewiß zutreffend: 50 % Klerikale, 30 % Monarchisten und Traditionalisten, 15 % apolitische Technokraten und 5 % Falangisten. Es war wie eine Personifizierung der folgenden fast 40 Regierungsjahre Francos. Eine der ersten Amtshandlungen der neuen Regierung war es, die Rechte der von der Republik verbotenen und enteigneten Gesellschaft Jesu wiederherzustellen. Die Jesuiten konnten sich jetzt wieder nicht nur um das Seelenheil der Spanier, sondern auch um ihre z. T. recht einträglichen Minen- und Immobiliengeschäfte kümmern. Einer ihrer erlauchtesten Brüder, der Bischof (von Teneriffa, später Córdoba), Msgr. Menéndez Raigada, wird von Stohrer in seinem Bericht als enger Berater Francos erwähnt. Stohrer wollte keine Prognosen stellen, meinte aber, das einzige, was feststehe, sei, daß der Einfluß der katholischen Kirche in Nationalspanien beträchtlich gestiegen sei.

So kam es auch zu jenem Gesetz, das nicht nur Hitlers Kopfschütteln, sondern auch seine Bemerkung[31] auslöste, dies allein sei Grund genug, daß er »nie nach Spanien fahren« werde. Franco hatte durch (von seinem Kabinett verabschiedetes) Gesetz die Heilige Jungfrau von Fuencisla in den Rang eines Generalfeldmarschalls erhoben, weil sie als Schutzpatronin von Segovia (rd. 100 km nordwestlich Madrid) dem General Varela geholfen habe, den Ansturm von 15000 Roten (als Entlastungsangriff für Bilbao) abzuweh-

ren. Hitler hielt sein Wort. Er reiste nie nach Spanien. Er kam nur bis Hendaye.

Bigott und grausam

Francos und seiner engeren Umgebung geradezu mittelalterlich anmutende Kirchen- und Wundergläubigkeit (Spanien hat nie eine Reformation erlebt) wurde durch eine ebenso mittelalterliche Rücksichtslosigkeit gegenüber dem menschlichen Leben ergänzt. Wir wissen, daß unmenschliche Grausamkeiten nicht nur auf roter Seite vorkamen, daß auch Francos Leute lange keine Gefangenen machten und dem wilden Morden erst im Oktober 1937 ein Ende bereitet wurde. Daß aber auch Franco selbst vor harten, ja brutalen Maßnahmen nicht zurückschreckte, zeigt ein persönliches Erlebnis, das Joh. Bernhardt bis heute nicht vergessen kann und das er in seinen Erinnerungen[58] festgehalten hat.
Es war in den ersten Kriegsmonaten, als er Franco in seinem Hauptquartier in Cáceres besuchte. Schon die Kulisse war gespenstisch: ein düsterer, halb verfallener Palast aus der Konquistadorenzeit. Im »patio« saßen auf einer steinernen Bank unter Bewachung vier junge Mädchen in blauen Monteuranzügen, in Tränen aufgelöst. Bernhardt erinnerte sich ihrer erst wieder, als er nach seiner Besprechung mit Franco von diesem zur Mittagstafel gebeten wurde, an welcher ihm wie gewöhnlich der Platz neben dem Hausherrn eingeräumt wurde. Als der Nachtisch aufgetragen wurde, näherte sich Franco ein hoher Offizier mit Unterschriftenmappe und bereitgehaltenem Federhalter. Franco sollte Todesurteile unterschreiben. Für die im »patio« weinenden Mädchen. Es waren Milizionärinnen, die an der Front mit dem Gewehr in der Hand in Gefangenschaft geraten waren.
Obwohl es damals auf republikanischer Seite durchaus noch

üblich war, daß Frauen sich unmittelbar an Kampfhandlungen beteiligten (sie wurden erst nach diesem Vorfall aus den Frontverbänden herausgezogen) befand sich der verantwortliche Offizier vor einer für ihn neuen Lage. Ehe er daher den üblichen Exekutionsbefehl gab, schickte er die vier Milizionärinnen unter Bewachung zu Franco, um dessen grundsätzliche Entscheidung einzuholen. Franco las das ihm vorgelegte Todesurteil, nahm den Federhalter, sagte »no me queda otro remedio« (mir bleibt nichts anderes übrig) und unterschrieb. Danach wurde Kaffee gereicht.

An Francos erster offizieller Regierungsbildung waren vielleicht bezeichnender als die Ernennungen die Männer seiner engsten Umgebung, die er dabei überging. Dazu gehörte, wie wir wissen, vor allem sein Bruder Nicolás, den er als Botschafter nach Lissabon abschob. Noch weiter weg, nämlich nach Caracas (Venezuela), schickte er seinen alten Mitverschwörer noch aus der Teneriffa-Zeit, José Antonio Sangróniz y Castro, der ihm damals als Verbindungsmann zur englischen Diplomatie gedient hatte. Seit er einen viel besseren und einflußreicheren, Canaris, dafür gefunden hatte, brauchte er ihn nicht mehr und hatte sich nur noch seine gesellschaftlichen Fähigkeiten als Protokollchef zunutze gemacht. Sangróniz war durch unvorsichtige Äußerungen in der Öffentlichkeit (man müsse die englische Karte spielen, um sich besser gegen Berlin und Rom wehren zu können[58]) in deutschen Kreisen nicht sonderlich beliebt. Seine Abschiebung bot sich daher jetzt im Proporzverfahren an, da der als deutschfreundlich geltende Franco-Bruder Nicolás abgehalftert werden mußte.

Hauptfigur der Übergangenen war jedoch der »Vizekönig von Sevilla«, Rundfunkgeneral Queipo de Llano, mit dem wir uns schon wiederholt beschäftigt haben. Er stellte, hörbar eingeschnappt, sofort seine allabendlichen Rundfunkreden ein, durch die er fraglos in Spanien (nicht bloß im nationalen) weit populärer geworden war als Franco. Er schloß damit eines der interessantesten Kapitel der Kriegspropaganda ab. Fast zwei Jahre lang hatte er Abend für Abend von Sevilla aus gesprochen, wobei sich sämtliche nationalspanischen Sender automatisch einschalteten. Bei der damals in Spanien durchaus noch nicht allgemeinen Verbreitung von Rundfunkapparaten hatte er eine unerhört hohe Zahl anhänglicher Hörer, die keine seiner Sendungen verpassen wollten.

Er sprach unkonventionell, oft aus dem Stegreif und pflegte sogar persönliche Bemerkungen wie etwa Grüße oder besondere Mitteilungen an seine Angehörigen einzuflechten. Der rote Rundfunk behauptete, er stehe vor dem Mikrophon unter Alkohol, was nicht ausgeschlossen ist. »Warum nicht?« antwortete er selbst und fragte seine Hörer, was das wohl für ein Mann sei, den Sevillas Weine und Frauen nicht reizen könnten. Von Frauen war gar nicht die Rede gewesen. Noch gewagtere Dinge sagte er auf dem Gebiet der Politik. Aus seiner grundsätzlich republikanischen (aber antikommunistischen) Einstellung hatte er nie ein Hehl gemacht. Jetzt läge die Verantwortung bei Franco, der Spaniens Bestes wolle. Aber, so versicherte er seinen Hörern, wenn der Caudillo einmal nicht in diesem Sinne handeln sollte (was er für ausgeschlossen halte), dann würde er auch ihn wie jeden anderen Vaterlandsfeind bekämpfen. Ich weiß nicht, ob ihn irgend jemand an dies Versprechen erinnert hat. Gehandelt hat er nicht danach.

Sein Stern erlosch nach und nach. Ein letztes Mal leuchtete er bei den Siegesfeiern der Legion Condor in Berlin auf. Dann gab Franco ihm endgültig den Abschied und ernannte ihn zum Botschafter in Rom. Danach lebte er unbelästigt, aber auch unbeachtet bis 1951. Er war der erste große Rundfunksprecher unserer Zeit, der die ungeheuren Möglichkeiten des neuen Massenkommunikationsmittels erkannt hatte und – in seinem Kreis – in den Dienst der politischen Propaganda zu stellen wußte, aktiv wie keiner vor und kaum einer nach ihm.

Österreich ein zweites Spanien?

Auch in Berlin gab es eine Kabinettsumbildung oder sogar ein bißchen mehr. Das bisher von Blomberg geführte Reichswehrministerium wurde am 4. Februar 1938 durch das Hitler direkt unterstellte und von Keitel geführte Oberkommando der Wehrmacht ersetzt. Generaloberst Frhr. v. Fritsch wurde als Oberbefehlshaber des Heeres durch General v. Brauchitsch abgelöst. Die Begleitumstände waren peinlich bis skandalös, die Ergebnisse allein wichtig für Hitler. Er hatte jetzt auch die Wehrmacht – wie er meinte – ganz in seiner Hand. Außenminister wurde Ribbentrop an Stelle Neuraths. Diese weitere Machtkonzentration in seiner Hand hielt Hitler für notwendig, um das schon vor beinahe 20 Jahren (am 12. November 1918) von seiner österreichischen Heimat erlassene Gesetz zu verwirklichen: Deutsch-Österreich ist ein Bestandteil der Deutschen Republik[71]. Die Sieger von 1918 hatten seine Durchführung bisher verhindert. Jetzt stand der Anschluß vor der Tür.
Am 11. Februar wurde Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg (wie später noch so mancher Staats- oder Regierungschef) auf den Obersalzberg zitiert. Stehend stellte ihm Hit-

ler ein Ultimatum, die Verwirklichung des Volkswillens in Deutsch-Österreich nicht länger zu hintertreiben. Es könnte sonst leicht zu einem »zweiten Spanien« kommen. Tatsächlich war der Bürgerkrieg in Österreich schon in vollem Gange und hatte bereits rund 2000 Todesopfer gefordert. Es kam zu neuen Unruhen in Graz und der Steiermark. Schuschnigg wandte sich hilfesuchend ans Ausland. Betretenes Schweigen in London und Paris. Moralische Unterstützung ja, militärische Hilfe nein. Selbst der alte Freund Mussolini winkte energisch ab. Da trat Schuschnigg am 11. März zurück. Am nächsten Morgen um 6 Uhr marschierte die Wehrmacht ein. Am 13. März war Österreich wieder Bestandteil des Reiches und jubelte dem, der es dazu gemacht hatte, dem österreichischen Führer des Großdeutschen Reiches zu.

Wendepunkt des Krieges

Dessen Legionäre in Spanien flogen und rollten an diesem Tage in der ersten Blitzkriegsoperation der Geschichte dem Mittelmeer entgegen, um das rote Restgebiet mittendurchzuschneiden. Diese ebenso neuartige wie kühne und schließlich unerhört erfolgreiche Operation hatte ihre Vorgeschichte. Franco war natürlich dagegen, wie er ja auch den gesamten Plan dieser ihm von General Volkmann vorgeschlagenen Aragón-Offensive, die die Entscheidung im Spanischen Bürgerkrieg herbeiführen sollte, zunächst abgelehnt hatte. Am 24. Februar 1938 berief der Generalissimus seine Korpskommandeure und die Befehlshaber der italienischen und deutschen Verbände mit ihren Stabschefs in sein Hauptquartier. Er hatte ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen. Beumelburg[52] bezeichnet sie mit Recht als den »Wendepunkt des ganzen Krieges«. Er habe sich entschlos-

sen, sagte er, seine Offensive im Raum Madrid aufzugeben und statt dessen von Teruel (das drei Tage zuvor zurückerobert worden war) und Saragossa aus auf breiter Front mit starken Kräften und (erstmalig) ausreichenden Reserven in Richtung auf das Mittelmeer bei Tortosa anzugreifen.
Das war genau das gleiche, was ihm Volkmann schon vor mehr als drei Monaten geraten hatte. Auch die militärischen und politischen Begründungen für diese neue Offensive waren genau dieselben, die Volkmann angeführt hatte. Das sagte der Generalissimus natürlich nicht. Trotzdem kann man sich die Befriedigung vorstellen, die der deutsche Generalstäbler dabei empfand. Er war eine Verkörperung des für den preußischen Generalstab gültigen Wortes: »Mehr sein als scheinen.«
Franco, der seine Gesamttruppenstärke damals auf rund 500000 Mann gebracht hatte, konnte schon für den ersten Abschnitt der Operation vier komplette Armeekorps (darunter das italienische) mit reichlich Artillerie und Fliegern zur Verfügung stellen. Nach den ersten Erfolgen wurde unter Vermeidung des bisher stets gemachten Fehlers einer Verzettelung der Kräfte die Zahl der Korps sogar auf acht verdoppelt. Franco hatte offenbar inzwischen gelernt.

Stukas und Panzer

Bei Teruel hatte die Legion erstmalig ihre neuen Stukas eingesetzt. Es war die alte Idee Ernst Udets, für die er sich in der Luftwaffe so fanatisch eingesetzt hatte wie Guderian im Heer für seine Panzer. Der Stuka (Ju 87) stellte als leicht zu handhabendes, ebenso schnell wie relativ billig herzustellendes Flugzeug mit seiner erstaunlichen Treffsicherheit und seinem unerhörten psychologischen Effekt durch die im Sturzflug betätigte infernalisch heulende Sirene (»Trom-

pete von Jericho« – Udets Spezialeinfall) ein ideales Kriegsinstrument dar (Rudel wußte darauf später virtuos zu spielen). Galland[66] nannte den Stuka schon in Spanien »das Ei des Kolumbus«. Am 17. Februar 1938 griffen die ersten Prototypen der Ju 87 A über Teruel an. Ihre Wirkung war einzigartig, revolutionär. Vier Tage später war das so hartnäckig verteidigte Teruel in nationaler Hand.

Ähnlich revolutionär wollte die Legion bei der neuen Offensive auch ihre Panzer einsetzen, im Zusammenwirken mit motorisierter Infanterie und Artillerie, ähnlich wie Oberst von Thoma das bei Yagües Vormarsch von Sevilla zusammen mit dessen tapferen afrikanischen Truppen nur kurz und in bescheidenem Umfang, aber mit sichtbarem Erfolg hatte ausprobieren können. Aber davon wollte Franco nichts wissen. Die Panzer hatten ausschließlich der Infanterie als Hilfswaffe zu dienen. »Das Übliche bei Generalen der alten Schule«, bemerkte Thoma später dazu und beklagte sich: »Ich hatte zu kämpfen, die Panzer konzentriert einsetzen zu dürfen.«[40] Er mußte den Generalissimus ganz einfach überlisten.

Dazu war die erste Voraussetzung, daß die Legion Condor dem marokkanischen Korps des Generals Yagüe zugeteilt wurde. Das gelang. Und mit Yagüe wurde Thoma sich schnell einig. Der junge (eben erst zum General beförderte) Draufgänger aus Afrika begeisterte sich an der Idee, die deutschen Panzer als eherne Speerspitze für eine blitzschnelle Operation seines Korps zu benutzen, für die ihm auch die Unterstützung der Kampf-, Schlacht- und Jagdflieger sowie leichter und schwerer Flak der Legion Condor zugesagt wurde.

Am Morgen des 9. März 1938 begann die Offensive mit vorbereitendem Artilleriefeuer und Bombenangriffen der Legion auf die roten Stellungen. Die Front geriet überall in Bewegung. Am nächsten Tag schon wurde von Yagües

5. Division Belchite genommen, nachdem die Panzer der Gruppe Drohne die Ortschaft umfahren und von rückwärts geöffnet hatten. Schleunigst wurde die gleiche Division mit sämtlichen Waffen auf Lastwagen verladen. Thoma ließ die Motoren einer leichten und einer schweren Panzerkompanie (zu je 15 Panzern) anwerfen. Schwere deutsche Flak übernahm die artilleristische Unterstützung. Die Infanterie folgte auf ihren bunt zusammengewürfelten Lastkraftwagen, ein ziemlich wilder Haufen, der aber von unbändigem Vorwärtsdrang beseelt war.

Vision des Blitzkrieges

Tiefflieger begleiteten ihn. Jeder Widerstand wurde gebrochen, meist ohne daß die Infanterie überhaupt ihre Lastwagen zu verlassen brauchte. Im Handumdrehen waren die roten Linien durchbrochen, man stieß tief ins Hinterland bis in die aufmarschierenden Reserven vor. 36 km legte die schnelle Kolonne an diesem 13. März zurück. Ähnliches hatten die Moros und Legionäre noch nicht erlebt. Es war die Vision des modernen Bewegungskrieges, die sich ihnen offenbarte. Die Begeisterung war grenzenlos. Man hätte gleich bis zum Meer durchstoßen können, wären nicht erst die Nachschubverbindungen nach rückwärts und der Anschluß an die Nachbarabschnitte herzustellen gewesen. Thomas und Yagües Plan war gelungen, über alle Erwartungen gut gelungen. Sie hatten dem Generalissimus eine Lektion in moderner Kriegführung erteilt.
Nicht überall ging es so schnell vorwärts. Aber Yagües Angriffsschwung schien auch die anderen Korps mitzureißen. Am 18. März 1938 wurden Caspe und Alcañiz genommen, am 25. fiel Huesca, das marokkanische Korps überschritt den Ebro und führte zusammen mit den deutschen Panzern

einen neuen Blitzangriff wie den von Belchite aus durch. Ziel war diesmal die Stadt Fraga unmittelbar an der Grenze mit Katalonien. Es wurde mit einem Durchbruch in 42 km Tiefe am ersten Tag ein noch größerer Erfolg. Am 27. März fiel Fraga, am 2. April Lérida, die erste katalonische Provinzhauptstadt. Und während die Nachbarkorps in Eilmärschen bis zur französischen Grenze vordrangen, erreichte die Navarradivision des Generals Aranda am 15. April 1938 bei Viñaróz das Mittelmeer.

Die Soldaten gebärdeten sich wie närrisch. Sie tanzten am Strand, warfen ihre Gewehre in die Luft, stürzten sich in voller Uniform ins Meer. Sie hatten einen großen, einen entscheidenden, einen (an bisherigen Maßstäben gemessen) blitzartigen Sieg errungen. So schnell hatte noch keine Offensive dieses Krieges ihre operativen Ziele erreicht. Um den Norden hatte man sieben Monate lang kämpfen müssen. Die Abwehrschlacht von Teruel hatte zwei Monate gedauert und praktisch nichts eingebracht. Um das Dörfchen Brunete mußte man drei Wochen lang ringen und 30000 Soldaten opfern. Die Aragón-Offensive aber hatte in wenig mehr als einem Monat den Nationalen eine ganze Provinz und vor allem den Durchbruch zum Meer und damit die Aufspaltung des roten Restgebietes gebracht.

Dieser größte, ja entscheidende Erfolg des Spanischen Bürgerkrieges war unter maßgeblicher Beteiligung deutscher Waffen, deutscher Soldaten und deutscher Generalstäbler zustande gekommen. Francos Luftwaffenchef Kindelán[15] schrieb ihn in aller Bescheidenheit zu 70 % »seiner« Luftwaffe zu. Wenn man weiß, daß diese zu 50 % aus deutschen

National-spanische Truppen und Soldaten der deutschen Legion Condor marschieren in Madrid und Templiqua ein.

Maschinen und Verbänden bestand, kann man sich mit jedem Taschenrechner den deutschen Anteil am Sieg herausknobeln. Aber schon das berühmte Milchmädchen wäre durch die modernsten Errungenschaften der Technik nicht vor Fehlkalkulationen bewahrt geblieben. Verzichten wir darauf. An Francos Endsieg war jetzt jedenfalls kaum mehr zu zweifeln.

Prieto: »Wir sind verloren«

In Barcelona und Valencia brach Panik aus. Die beiden roten Hauptstädte hatten jetzt keine direkte Verbindung mehr. Es mußte ein U-Boot-Pendelverkehr eingerichtet werden, der mühselig, langwierig und nicht gefahrlos war. Barcelona war besonders schlecht dran. Mussolini hatte die katalonische Hauptstadt dazu ausersehen, die Theorien vom totalen Luftkrieg seines ehemaligen Generals Douhet zu verwirklichen: ein Krieg könne allein aus der Luft durch rücksichtslose Bombardierung der Nerven- und Versorgungszentren des Gegners gewonnen werden.
Nach seinem Rezept wurde Barcelona am 16. März 1938 das erste Ziel einer systematischen Flächenbombardierung. Stohrer[1] bezeichnete sie als »schrecklich«. Es gab 1300 Tote und 2000 Verwundete. Franco schäumte vor Wut, wie Stohrer weiter berichtete. Er war über die Bombardierung Barcelonas weder befragt noch unterrichtet worden. Mussolini hatte sie direkt befohlen, wenn man seinem Schwiegersohn (Graf Ciano)[43] glauben darf. Er setzte sie fort, bis er einsehen mußte, daß sie keinen militärischen Vorteil brachte.
Dies war eine der großen Lehren des Spanischen Bürgerkrieges: Flächenbombardierungen mit allem Leid, das sie über die Zivilbevölkerung bringen, können die Moral des Gegners nur brechen, wenn diese ohnehin nichts taugt. An-

dernfalls erzielen sie das Gegenteil. Das war 1938 in Barcelona und wenige Jahre später in England und Deutschland der Fall. Die Russen zogen die richtige Lehre daraus und verwendeten ihre nicht unbeträchtliche Luftflotte taktisch, nicht strategisch. Die westlichen Alliierten richteten sich nicht danach, wie die unzähligen im Zweiten Weltkrieg zerbombten deutschen Städte beweisen.

Der erste, der den Kopf verlor, war der rote Kriegsminister Indalecio Prieto. Er rief, sogar vor Journalisten, aus: »Wir sind verloren!«[72] wobei er fünf Jahre später als Nachahmer keinen geringeren als den Generalfeldmarschall Milch fand, der – wie Goebbels berichtete[27] – nach der Hamburger Luftkriegskatastrophe von 1943 ein über das andere Mal wehklagte: »Wir haben den Krieg verloren! Endgültig verloren!« Beide behielten recht, aber nur scheinbar. Denn Rotspanien wurde nicht durch die Bombardierung Barcelonas und Deutschland nicht durch diejenige Hamburgs in die Knie gezwungen.

Prieto nahm Verbindung zur Feindseite auf (auch dabei fand er deutsche Nachahmer). Aber er erhielt (wie diese) nur eine Antwort: bedingungslose Kapitulation! Die Kommunisten wollten den defaitistischen Kriegsminister los sein. Sie drohten mit dem Entzug der sowjetischen Hilfe. Vielleicht war das nur ein Bluff. Aber er wirkte. Am 5. April 1938 zwang Ministerpräsident Negrín Prieto zum Rücktritt. Auch Oberbefehlshaber Rojo mußte gehen. Er wurde durch einen überzeugten Parteikommunisten, den ehemaligen Sergeanten der Fremdenlegion Juan Modesto, ersetzt. Die russische Hilfe floß weiter. Nicht mehr über das für sie jetzt unpassierbar gewordene Mittelmeer, sondern über Frankreich, das am 17. März seine im Zug der »Nichteinmischung« für Waffentransporte nach Rotspanien gesperrten Grenzen wieder öffnete.

Das hatte Negrín weniger seinen inständigen Bitten in Paris zu verdanken als vielmehr dem Umstand, daß das manchmal so unbegreifliche französische Revanchedenken einer zum Glück endgültig überwundenen Zeit eine neue seltsame Blüte trieb, indem sich in politischen Kreisen der französischen Hauptstadt der Ruf verbreitete: Rache für Österreich in Spanien[73]! Wie man im vorigen Jahrhundert in Paris »Rache für Faschoda« ausgerechnet an Deutschland nehmen wollte, obwohl es Lord Kitchener gewesen war, der den Franzosen diesen begehrten Handelsplatz im Sudan 1898 weggenommen hatte, so sollte Franco-Spanien jetzt dafür bezahlen, daß Hitler den Anschluß bewerkstelligt hatte. In den knapp drei Monaten, bis Frankreich seine Grenze (am 13. Juni 1938, auf englischen Druck) wieder sperrte, gelangten 25000t rotes Kriegsmaterial (darunter allein 300 Sowjetflugzeuge) nach Spanien, so daß der republikanische Generalstab seine Ebro-Offensive für den Juli vorbereiten konnte, die Franco im letzten Augenblick beinahe den Siegeslorbeer entrissen hätte, wäre nicht Deutschland, wie wir sehen werden, noch einmal eingesprungen.

Während der siegreichen Aragón-Offensive hatte sich durch die Ereignisse in Mitteleuropa (Anschluß und Sudetenkrise) auch das politische Klima in Spanien für die so sehr vom Ausland abhängenden kriegführenden Parteien beträchtlich verändert. Für Rußland hingen die Trauben einer kommunistischen Machtergreifung in Spanien jetzt so hoch, daß es sie für sauer erklärte. Als Negrín seine Regierung umbildete, hatte der Kreml Spaniens Kommunisten »empfohlen«, sich an der neuen Regierung nicht zu beteiligen. Das hätte in London und Paris einen guten Eindruck gemacht und das Klima für eine Allianz mit diesen beiden Mächten für den Fall eines Krieges in Europa verbessert.

Aber Spaniens Kommunisten hatten nicht pariert, sondern waren in vielen Schlüsselstellungen geblieben. Und der von den Sowjets am 18. März 1938 im Genfer Völkerbund gemachte Vorschlag, eine »große Allianz« gegen Hitler auf die Beine zu stellen, war an der freundlichen, aber festen Ablehnung Chamberlains gescheitert. Natürlich wollte man in Moskau eben für den möglichen Krieg mit Deutschland seine spanischen Stützpunkte solange wie möglich behalten. Darum floß auch – dank Blums Grenzöffnung – die Sowjethilfe eine Zeitlang wieder reichlicher. Doch im Grunde war man das spanische Abenteuer reichlich leid. »Immer nur Niederlagen«, klagte Litwinow gegenüber einem Sendboten der Republik, der dringend um neue Waffen bat.
»Immer nur neue Forderungen«, klagte Hitler, wenn die Rede auf Spanien kam. Auch ihm verursachte das spanische Thema Unbehagen. Er hatte wahrlich getan, was er konnte. Ein roter Sieg war nun kaum mehr zu befürchten. Wäre es nicht das Beste, die Legion Condor jetzt zurückzuziehen? England hatte sich bisher von den europäischen Großmächten am wenigsten in Spanien engagiert. Die Regierung Chamberlain wünschte ganz gewiß kein rotes Spanien und hatte alles (was weder Blut noch Geld kostete) getan, um ein solches zu verhindern. Francos Sieg war erwünscht. Aber langsam, langsam. Der Bürgerkrieg sollte gewissermaßen auf Sparflamme weiterkochen und die Kräfte der Beteiligten verzehren. Dabei konnte England nur gewinnen.
In den USA schließlich machte sich eine wachsende politische Bewegung bemerkbar, das bisher streng eingehaltene Waffen-Embargo aufzuheben. Einer der eifrigsten Akteure dieser Kampagne war kein Geringerer als Albert Einstein. Staatssekretär Cordell Hull hatte bereits zugestimmt. Es war der damals neu ernannte USA-Botschafter in London, Joseph Kennedy, der Vater des späteren USA-Präsidenten, ein ehrenwerter Mann, der Roosevelt im letzten Augenblick

davon abhalten konnte, den Spanischen Bügerkrieg durch eine solche Maßnahme weiter zu verlängern.

Canaris bringt eine neue Wende

Spanien war so zu einem äußerst komplexen Problem der Weltpolitik geworden. In diesem Augenblick tauchte ohne ersichtlichen Anlaß und ohne besonderen Auftrag Canaris zum vierten Mal während des Bürgerkrieges bei Franco auf. Wieder sind die Unterlagen darüber spärlichst. Wir kennen nicht viel mehr als das Datum seines Besuches: 4. April 1938. Zwei Tage zuvor war Lérida genommen worden. Der einzigartige Erfolg der Aragón-Offensive zeichnete sich bereits deutlich ab. Daß Canaris allein gekommen war, um dem Freund zu seinem Sieg zu gratulieren, wie Hidalgo Salazar[9] vermutet, ist wenig wahrscheinlich. Auch die von dem gleichen Autor wiedergegebene Erklärung Francos, wenn die Dinge so weiterliefen, könnte er auf die Legion Condor verzichten, ist keine hinreichende Begründung für die plötzliche Spanienreise des englischen »master spy« in deutscher Admiralsuniform. Sollte sie etwa mit der oben dargelegten Veränderung der politischen Szenerie in Europa durch Österreichs Anschluß zusammengehangen haben? Siegte Franco ihm (und England) vielleicht zu schnell? Mußte man ein wenig auf die Bremse des nationalen Siegeswagens treten?

Die französische Grenze war eben erst für rotes Kriegsmaterial geöffnet worden, mit einem republikanischen Gegenschlag daher frühestens im Juli zu rechnen. Bis dahin könnte Franco, wenn die Offensive mit dem gleichen Schwung wie gegen Aragón jetzt gegen Katalonien fortgesetzt würde, den Sieg bereits in der Tasche haben. Die vorhandenen Kräfte reichten dazu aus. Francos Generale drängten darauf. Kata-

lonien war zum Herz des roten Widerstandes geworden. Hier tagte jetzt die Regierung, nicht mehr in Valencia. Hier war – bei Anarchisten und Kommunisten – der härteste Durchhaltewille. Hier lagen die letzten Rüstungsfabriken und andere wehrwirtschaftliche Kraftzentren. Und hier, nicht im Süden befand sich schließlich der Einlaufstutzen für die sowjetische Hilfe via Frankreich.

Wie konnte man einen so greifbar nahen Endsieg Francos verhindern, der Hitler in Europa den Rücken freigemacht und ihm grünes Licht für seine Absichten, auch das Sudetenland »heim ins Reich« zu führen, gegeben hätte? Das war für einen schlauen Fuchs wie Canaris keine Schwierigkeit. Man brauchte den Generalissimus nur bei seiner Feldherrnehre zu packen. Der Sieg in Aragón – schön und gut. Aber war er auf seinem eigenen Mist gewachsen? Stammte die Idee dazu nicht von Volkmann und der Operationsplan von Vigón? Glaubte die Welt vielleicht, er, Franco, habe keine eigenen strategischen Ideen? Zugegeben, mit Madrid hatte er sich blamiert. Auf eine Madrid-Offensive durfte er nicht zurückkommen. Die war endgültig abgeschrieben. Katalonien? Dahin wollten alle anderen marschieren. Blieb Valencia. Dort würde er die nächste Offensive starten. Canaris war kaum abgereist, da begann er bereits mit fieberhaften Vorbereitungen. Ob sein Gast ihm die Idee suggeriert oder dabei auch nur zugeredet hat, wissen wir nicht. Die Archive schweigen darüber. Aber alles deutet darauf hin, daß es so gewesen ist.

Francos letzte »Narrheit«

Wieder einmal schlug der Spanienkrieg einen seiner rätselhaften Haken. Statt seine acht Korps, die Katalonien von den Pyrenäen bis zur Ebromündung umfaßten und teils

schon auf katalonischem Boden standen, diesen Kessel ausnehmen zu lassen, gab Franco Gegenbefehl: Kehrt marsch! Nach Valencia. Am 20. April 1938 wurden den Korps-Kommandeuren im Stabsquartier des Generals Aranda in San Mateo die Einsatzbefehle erteilt. Am 21. April traten sie an. Natürlich war die Legion Condor wieder mit ihren sämtlichen Verbänden schwerpunktmäßig dabei. Oberst von Thoma gelang sogar mit seinen Drohne-Panzern ein besonderes Bravourstück. Sie drangen in die Stadt Castellón ein und öffneten dem Korps Galicia den Weg zu ihrer Einnahme am 15. Juni. Damit standen die Nationalen nur noch rd. 70 km vor Valencia. Aber weiter kamen sie nicht. Überall hatte sich der nationale Angriff festgelaufen. Schwerste Verluste mußten in Kauf genommen werden.

Die fliegenden Verbände der Legion Condor litten unter Nachschubmangel. Die Heimat brauchte ihre Kräfte jetzt selbst. Seit mehr als drei Monaten standen die Condor-Flieger in ununterbrochenem Einsatz. Menschen und Material waren überfordert. Und beim Gegner machten sich die ersten aus der Sowjetunion über Frankreich eintreffenden Verstärkungen bemerkbar. Das Wesentliche aber bei dem eklatanten Mißerfolg dieser Valencia-Offensive war, daß diejenigen, die sie zu tragen und dabei zu bluten hatten, die unglaublich tapferen und harten spanischen Soldaten und ihre Offiziere, die beim Sturm aufs Meer und in die Pyrenäen einen einzigartigen Schwung gezeigt hatten, von dem Sinn dieser ihnen abverlangten Anstrengungen und Opfer nicht zu überzeugen waren. Hatte sich der Generalissimus wieder einmal geirrt? Für wen oder was wurden sie hier verheizt, während der Endsieg im Nordosten greifbar nahe gewesen war? General Vigón beantwortete dem Fliegermajor Juan Antonio Ansaldo[14] ähnliche Fragen zu der katastrophalen Valencia-Offensive, indem er mit der Autorität als Francos späterer Generalstabschef erklärte, dieser sei we-

gen seiner Befangenheit in Technik und Taktik des Ersten Weltkrieges »einer solchen Narrheit durchaus fähig«.
Seit Beginn der Aragon-Offensive bis zur Einstellung der Versuche, Valencia zu nehmen, also von Ende Februar bis Ende Juli 1938 verloren folgende deutsche Legionäre das Leben:
Kampfgruppe (K/88): Ltn. Herbert Hoyer, Karl Kostlin, Andreas Siemsen, Wolfgang Schiller, Fw. Walter Hoyer, Herbert Brüggemann, Oswald Kruschbersky, Rudolf Spieler, Albert Matz, Obgefr. Fritz Schmalfuss, Erich Frielingsdorf, Kurt Kondziela.
Jagdgruppe (J/88): Hptm. Hubertus Hering, Obltn. Alexander Graf zu Dohna, Ltn. Manfred Michaelis, Fritz Awe. Martin Haupt, Erich Beyer, Uffz. Andreas Hester, Obgefr. Willi Lesky.
Aufklärer (A/88): Ltn. Max Kendel, Uffz. Paul Birkhofen, Willi v. d. Driesch, Obgefr. Erich Fiedler.
Aufklärer See (AS/88): Obltn. Hajo Jürgens, Ltn. Karl Zunker, Uffz. Kurt Keitzel.
Flak (F/88): Fw. Erich Vandrey, Uffz. Wolfgang Bauer, Obgefr. Siegfr. Bode, Alfred Simon, Gefr. Ehrhardt Horn, Kan. Walter Müller
Luftnachrichten (LN/88): Uffz. Ernst Schilling, Alex Mertens, Franz Wolf, Gerh. Vetterlein, Obgefr. Josef Striegan, Herbert Neisse, Martin Franke.
Imker (Panzer): Gefr. Karl Geisel
Anker (Marine): Waffenmeister Walter Vülcher, Dolmetscher Wilhelm Paege, Monteur Jürgen Jensen.
Park (P/88): Obgefr. Heinrich Dunkelmann
Stab (S/88): Obgefr. Alois Schuller, Gerhard Imping.
Die Valencia-Offensive erlahmte. Da brach am 25. Juni 1938 der massive rote Gegenangriff im Ebro-Bogen nördlich Tortosa los. Die Schlacht sollte, auf beiden Seiten mit unerhörter Erbitterung geführt, dreieinhalb Monate dau-

ern, noch einmal 100000 Spaniern das Leben kosten und Franco hart an den Rand der Niederlage führen.

Fünfter Teil

DER SIEG

Stille Nacht am Ebro

Es war eine laue Hochsommernacht am Unterlauf des Ebro, dort wo der mächtige Strom, der in seiner lateinischen Form (Iberus) der ganzen Iberischen Halbinsel ihren Namen gab, auf den letzten seiner insgesamt 928 km aus den steilen Schründen des Gebirges im äußersten Süden Kataloniens heraustritt, um sich in die Ebene von Tortosa und endlich in das Mittelmeer zu ergießen. Er hat hier eine Breite von etwa 100 m und ein beträchtliches Gefälle. Franco und seine Generalstäbler sahen ihn daher mit einer gewissen Berechtigung als ausreichendes natürliches Hindernis an. Der Ebro bildete hier seit der siegreichen Aragón-Offensive die Front. Man hatte, während Franco sein Kriegsglück weiter südlich mit dem Vorstoß auf Valencia (vergeblich) versuchte, nicht nur keine besonderen Befestigungen angelegt, sondern auch den Frontabschnitt einer neu aufgestellten Division mit Rekruten ohne jede Kampferfahrung anvertraut. Unglücklicherweise stand zudem der Divisionskommandeur im Ruf besonderer Unfähigkeit.

Kurz nach Mitternacht wurden die ersten Boote und Pontons am Ostufer des Ebro ins Wasser geschoben. Sie waren bemannt mit Soldaten des »Hans Beimler«-Bataillons der XI. Internationalen Brigade. Kein Schuß fiel. Die Stille dieser Nacht vom 24. auf den 25. Juli 1938 war so vollkommen wie ihre Dunkelheit. Man hatte auf jede Artillerievorbereitung verzichtet und alles auf die Karte Überraschung gesetzt. Sie stach. Noch ehe der Morgen graute, waren fünf Pontonbrücken errichtet, auf denen vier rote Divisionen

überzusetzen begannen. Die XI. und XV. Internationale Brigade überrannten die nationale Verteidigung im ersten Ansturm. 4000 Gefangene wurden gemacht. Am Abend war ein 20 km tiefer Einbruch gelungen, in den die rote Heeresleitung das Gros ihrer mit dem über Frankreich gelieferten neuen Sowjet-Material aufgestellten Ebro-Armee einströmen ließ. Sie bestand aus vier Armeekorps mit zehn Divisionen und 100000 Mann. Eine militärische Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes zeichnete sich für Franco ab.

Die Legion Condor greift ein

Das operative Ziel der roten Offensive war klar: Bildung eines starken Brückenkopfes auf dem rechten Ebroufer und Durchstoß in Richtung Caspe und Alcañiz, um die Verbindung zwischen Katalonien und Valencia wiederherzustellen und damit den Erfolg der nationalen Aragón-Offensive zunichte zu machen. Das Ziel schien nach wenigen Tagen bereits erreicht. Der gesamte Ebro-Bogen zwischen Mequinenza und Cherta befand sich in roter Hand. Erst in der Stadt Gandesa machte sich Widerstand bemerkbar. Rote Stoßtrupps, die in das Weichbild der Stadt eindrangen, wurden geworfen. Man sparte die Stadt aus und besetzte die beherrschenden Höhen zu beiden Seiten.
Franco zog eiligst Reserven heran. Er verfügte zwischen Pyrenäen und Teruel über 500000 Mann, die nach Volkmanns Plan vom April ausgereicht hätten, ganz Katalonien zu besetzen und so den Krieg praktisch zu beenden. Jetzt wurden sieben Divisionen in Eilmärschen herangeführt. Franco gab ferner den Befehl, die Schleusen der Segre-Talsperre zu öffnen, um die roten Ponton-Brücken wegspülen zu lassen. Den entscheidenden Schritt aber zum Aufhalten der roten

Offensive hatte General Volkmann bereits an ihrem ersten Tag getan. Auf die ersten Schreckensnachrichten hatte er noch am Morgen den General Yagüe, in dessen Korps-Bereich der Einbruch erfolgt war, in seinem Hauptquartier in Caspe aufgesucht und ihm spontan und ohne langwierige Rückfragen bei Franco die massive Unterstützung der gesamten Legion angeboten. Sie wurde dankbar akzeptiert.
Die Sonne dieses ersten glühend heißen Kampftages stand noch nicht auf ihrem Scheitelpunkt, da waren die ersten deutschen Kampfstaffeln bereits über dem Feind. Ihre Bomben, in rollenden Einsätzen abgeworfen, und die pausenlosen Tiefflieger-angriffe auf die rote Infanterie verschafften den Verteidigern solange Luft, bis die ersten Eingreifreserven eintrafen. Besonders heftig wurde um Gandesa gekämpft, wo nicht nur die fliegenden Verbände der Legion, sondern auch ihre leichte und schwere Flak wirkungsvollst eingriffen. Volkmann befahl sogar die Artillerie-Gruppe Lucht, die eigentlich nur für Lehrzwecke gedacht war, in den Einbruchsraum. Artillerie war – wie im ganzen bisherigen Kriegsverlauf – *der* Engpaß der Nationalen. Als der Monat Juli zu Ende ging, durfte eine unmittelbare Durchbruchsgefahr als überwunden gelten. Es begann die zweite Phase der Ebro-Schlacht. Die Gegner gruben sich ein und versuchten, sich in einem beiderseitigen Großeinsatz von Material zu zermürben. Fast drei Monate lang sollte die Materialschlacht im Ebro-Bogen wüten.

Negrín verlockendes Angebot

Am Tag, ehe die Offensive begann, dem 24. Juli, hatte die entscheidende Sitzung des Kriegsrates in Barcelona stattgefunden. Ministerpräsident Negrín gab einen letzten Überblick über die militärische und politische Lage. Sie hatte sich

in den letzten Monaten wesentlich verändert. Einerseits besaß die Republik mit ihrer neu aufgestellten Ebro-Armee ein Kriegsinstrument, das – wie sich sehr bald zeigen sollte – durchaus noch in der Lage war, vernichtende Schläge auszuteilen. Anderseits verschlechterte sich die politische Lage von Tag zu Tag. Nach dem Anschluß und vor allem nach dem Ausbleiben jeder energischen Reaktion darauf von West und Ost hatte sich Hitlers Prestige unerhört gefestigt. Und Hitler stand auf Francos Seite.

Ohne die deutsche Hilfe traute sich selbst Negrín noch zu, mit Franco fertigzuwerden. Er hatte daher schon im Vorjahr über seinen Vertreter im Völkerbund, Alvarez del Vayo, Fühler nach Berlin ausgestreckt. Sie liefen – nach Hidalgo Salazar[9] – auf nichts anderes hinaus, als Hitler Spanisch-Marokko anzubieten, wenn er die Hilfe an Franco einstellte. Negrín wußte, wie dringend Deutschland für seine Aufrüstung auf die Erze Marokkos angewiesen war und welche Schwierigkeiten Franco ihm machte, sie – friedlich und gegen Bezahlung – zu bekommen. Was Negrín offenbar nicht wußte, war, wem er ein solches Angebot machte. Hitler konnte über die Entwicklung des Krieges in Spanien und besonders über Franco noch so enttäuscht sein – einer solchen Lumperei war er nicht fähig. Die Antwort fiel entsprechend aus.

»Die Roten sind Kämpfer, Franco nicht«

Auch Mussolini war sein spanisches Abenteuer leid und ganz besonders den Mann, mit dem er sich dort eingelassen hatte. Das ging so weit, daß er seinem Schwiegersohn Graf Ciano[43] im Verlauf der Ebro-Offensive (am 29. August 1938) mit vor Zorn anschwellender Stirnader zurief: »Trag in dein Tagebuch ein: Ich sage heute die Niederlage Francos

voraus . . . die Roten sind Kämpfer, Franco nicht.« Das war sachlich richtig. Und trotzdem ging seine Prophezeiung nicht in Erfüllung. Denn was Franco an militärischem Wissen und Können fehlte, machte er durch seine Schlauheit wett. Es gelang ihm – wie wir sehen werden – in dieser kritischen Phase deutsch-spanischer Beziehungen, ohne wesentliche Zugeständnisse seinerseits von Deutschland ganz erhebliche Kriegslieferungen in einem früher einfach nicht für möglich gehaltenen Umfang zu erlangen, während er gleichzeitig hinter dem Rücken des Verbündeten mit England und Frankreich verhandelte und diesen für den Fall eines allgemeinen Krieges in Europa nicht nur die Neutralität Spaniens, sondern sogar die Entwaffnung und Internierung der Legion Condor zusagte.

Mussolinis Spanien-Überdruß und freilich auch seine Enttäuschung nicht nur über Franco, sondern auch über die Leistungen seiner eigenen Soldaten in Spanien waren so stark, daß er sich entschloß, die Hilfe zwar nicht ganz einzustellen, aber doch wesentlich zu verringern. Auch er hatte – wie Franco, aber im Gegensatz zu diesem nicht hinter Hitlers Rücken – mit England verhandelt. Im April 1938 war ein englisch-italienisches Mittelmeer-Abkommen geschlossen worden, in dem man die gegenseitigen Interessen abgegrenzt und festgelegt hatte. Es war eine Art Gegenstück zu dem deutsch-englischen Flottenabkommen von 1935 und wurde in diesem Sinn von Berlin als Friedenssicherung durchaus begrüßt. Das Abkommen sollte allerdings erst in Kraft treten, wenn Italien seine »Freiwilligen« aus Spanien zurückzöge. Mussolini hielt jetzt den Augenblick dazu für gekommen. Er rief zunächst zwei seiner Schwarzhemden-Divisionen mit 10000 Mann nach Italien zurück. Sie wurden in der Heimat ohne Begeisterung empfangen. Ihr Fehlen auf dem Kriegsschauplatz machte sich nicht sonderlich bemerkbar.

Selbst in Moskau war zunehmende Spanienkriegsmüdigkeit festzustellen. Nicht, daß die Sowjethilfe für die Roten eingestellt wurde, sie lief noch eine ganze Weile weiter. Aber einmal gelangte sie – nach der erneuten Sperre der französischen Grenze bei anhaltender Unpassierbarkeit des Mittelmeers – immer schwieriger an ihr Ziel, zum anderen ließen sich die Sowjets nicht auf fragwürdige Kompensationsgeschäfte ein, mit denen Franco seine Schulden ans Reich auf lange Sicht begleichen konnte, sondern sie verlangten Barzahlung gegen Vorfaktur zum Weltmarktpreis. Die Flut sowjetischer Militärs und Berater, die die Republik anfangs überschwemmt hatte, war längst abgeebbt. Gewiß, noch immer übte der Sowjetbotschafter mit seinem Stab Statthalterfunktionen in Rotspanien aus. Aber wenn sich auch Negrín ihm gegenüber niemals Unverschämtheiten herausgenommen hätte, wie sie im Verkehr zwischen nationalspanischen Behörden und dem deutschen Botschafter an der Tagesordnung waren, so hatte er doch darauf bestanden, von dem Repräsentanten der Sowjetunion nicht mehr geduzt und mit Genosse angeredet zu werden, wie Rosenberg das mit Largo Caballero getan hatte. Die Sowjetmenschen hatten ihn mit »Herr Ministerpräsident« zu titulieren und sich, wenn sie ihn sprechen wollten, vorher anzumelden, wie sich das gehört.

Der Spanien-Aufenthalt bekam, wie Stalin feststellte, vielen Russen schlecht. Gewiß, sie befanden sich dort in einer befreundeten Volksrepublik kommunistischer Prägung. Aber schon die Luft schien anders zu sein als daheim bei Mütterchen Rußland, westlicher, zwangloser, weniger drückend. Die spanischen Genossen hätten gern die Errungenschaften der Sowjetunion übernommen. Massenerschießungen und Folterungen politischer Gegner erwiesen sich als probat. Ja,

man hatte sogar die berüchtigten Stehzellen der Moskauer Lubjanka nicht nur nachgeahmt, sondern mit einem eigenen Detail bereichert, indem die Ziegel, aus denen der Fußboden gemauert wurde, mit ihren spitzen Kanten nach oben gelegt wurden, was die Zeit wesentlich abkürzte, in der ein so eingesperrter Häftling zu jedem Geständnis bereit war. Aber das waren alles nur Formsachen. Auch die überzeugtesten spanischen Kommunisten konnten sich nie ganz von ihren westlichen Ursprüngen trennen und verdarben so Stalin seine besten Leute. Er berief sie daher fast alle nach der Sowjetunion zurück, wo sie entweder umerzogen werden mußten, was umständlich und zeitraubend war, oder ganz einfach liquidiert wurden. Dies Schicksal wurde selbst so erfolgreichen und prominenten Sowjet-Emissären wie Antonow-Owsejenk, Berzin, Borow, Koltsow, Kulik, Rosenberg und Staschewsky zuteil.

Ärger mit Intellektuellen

Auch die spanischen Genossen spurten nicht so recht. Besonders mit den Intellektuellen hatte man Ärger. 1937 war ein kommunistischer Schriftsteller-Kongreß nach Madrid einberufen worden. Der sollte sie wieder auf die richtige Moskauer Linie bringen. Bert Brecht, einer der Treuesten, die Stalin je hatte, schickte eine Botschaft in diesem Sinn, deren Verlesung nicht den erhofften Erfolg hatte. Westliche Star-Autoren wie Hemingway, Malraux und Spender liehen dem Kongreß ihren Glanz. Aber die spanischen Schriftsteller von Rang und Namen, die anfänglich fast alle auf republikanischer Seite standen, hatten längst das Weite gesucht. Ortega y Gasset, Marañón, Pérez de Ayala, Menéndez Pidal und andere, sämtlich Unterzeichner eines Aufrufs für die Republik bei Ausbruch des Krieges, waren emigriert oder –

wie Miguel de Unamuno – gar in Nationalspanien geblieben.
In der roten Parteihierarchie gab es laufend Stunk. Einer intrigierte gegen den anderen. Am besten kam der Kreml noch mit der Pasionaria zurecht. Sie sollte später ihr halbes Leben in Moskau verbringen, ehe König Juan Carlos sie 1977 nach Spanien zurückkommen ließ. Ihre blutrünstigen Reden waren dem Kreml eine ganze Internationale Brigade wert. Aber 1938 war Dolores Ibarruri (geb. 1895) gerade in ein schwieriges Alter gelangt. Ihr Mann, ein ordentlicher kommunistischer Bergarbeiter, stand ebenso wie ihr Sohn an der Front. So hatte sie ihren Geliebten, Francisco Antón, in ihr Madrider Haus – den in »Volksbesitz« überführten Palast eines Granden – aufgenommen. Das war ihre Privatsache. Aber als man ihn, der den bequemen Druckposten eines politischen Kommissars an der ruhig gewordenen Madrid-Front, also praktisch vor ihrer Haustür versah, als Bataillonskommandeur zur kämpfenden Truppe abkommandierte, sah sie darin die Intrigen irgendwelcher mißgünstiger Genossen, die sie ihres Privatvergnügens berauben wollten. Nein, diese kommunistische Partei Spaniens war eine »bolsa de gatos«, ein Sack voll Katzen, der auf die Dauer dem Kreml mehr Ärger als Nutzen brachte. Am liebsten hätte Stalin diesen ganzen Sack in den Ebro geworfen, wo er am tiefsten ist.
Negrín war sich auch darüber klar. Er setzte – wie schon Prieto – seit langem auf den Ausbruch eines allgemeinen europäischen Krieges, den er von der sich zuspitzenden Sudetenkrise erhoffte. Man müßte noch da sein, wenn es soweit wäre. Und man mußte sich jetzt für alle Seiten durch eine Demonstration militärischer Stärke interessant machen, um, wenn auch vielleicht nicht mehr zu einem Sieg, so doch unter englisch-französischer Vermittlung zu einem Verhandlungsfrieden mit Franco zu gelangen, den dieser bisher

hartnäckig abgelehnt hatte. Das war die große Lage, die Negrín am 24. Juli dem Kriegsrat in Barcelona auseinandersetzte. Seine Argumente überzeugten. Die Ebro-Offensive wurde beschlossen. Sie begann noch in der darauf folgenden Nacht.

Der Bergwerkskandal

Franco hatte seinen Gefechtsstand unmittelbar hinter die kämpfende Front am Ebro verlegt. Er benutzte dazu nach Volkmanns Beispiel einen Zug, der in einem gottverlassenen Nest in den Bergen Südkataloniens abgestellt war. Von hier aus erreichte Joh. Bernhardt[58], der gerade bei San Sebastián ein paar Tage wohlverdienten Sommerurlaub in Gesellschaft seiner Frau genoß, die dringende Aufforderung, sich unverzüglich beim Generalissimus sehen zu lassen. Es mußte sich um Wichtiges handeln. Bernhardt kam nicht auf die Idee, die anberaumte Besprechung mit der mißlichen militärischen Lage in Zusammenhang zu bringen. Das war nicht sein Ressort. Er dachte an seine HISMA, an die immer noch in Bildung begriffene MONTANA, die wegen der spanischen Hartnäckigkeit in der Frage der Minenrechte nicht vorankam.
Das haarsträubende Minen-Dekret vom Vorjahr, das Deutschland praktisch all seine wohlerworbenen Minenrechte in Spanien nahm, war soeben durch ein neues Minengesetz ersetzt worden. Es befriedigte die deutschen Ansprüche nicht voll, bot aber so viel Auslegungsmöglichkeiten, daß Bernhardt, der die Verhältnisse und die Mentalität des Gastlandes so gut kannte, eigentlich ganz zufrieden war. Mit diesem Gesetz und dem Vertrauen Francos, das er nach wie vor besaß, hätte er seine, d. h. die Ziele Deutschlands, erreichen können.

Die Wilhelmstraße war anderer Meinung. Das Auswärtige Amt hätte das Gesetz als solches noch hingenommen, nicht aber die Form, in der es in Kraft gesetzt und Deutschland zur Kenntnis gebracht wurde. Am Tage, da Franco das so lange vorbereitete und heftig umstrittene Gesetz unterzeichnete, dem 7. Juni 1938, hatte Außenminister Jordana den deutschen Botschafter von Stohrer empfangen und ihm den Text des bereits unterzeichneten und damit gültigen Gesetzes überreicht, damit er ihn nicht erst durch die Tagespresse kennenlerne. Stohrer fand das alles andere als rücksichtsvoll und machte seiner Empörung in den Grenzen diplomatischer Höflichkeit, die er wie kaum ein anderer kannte, Luft. Bei dieser Gelegenheit war es, daß er von Jordana eine verbindliche Erklärung verlangte, ob er noch »persona grata« sei.

Die Brüskierung nicht nur Stohrers, sondern des Reiches war um so drastischer, als der deutsche Botschafter in Kenntnis der weit fortgeschrittenen Vorbereitungen des Gesetzes immer wieder um eine Audienz bei Franco oder auch nur Jordana oder dem Industrie- und Handelsminister Suances nachgesucht hatte. Sie war ihm wie einem lästigen Bittsteller unter den fadenscheinigsten Gründen verweigert worden. Am 5. Juni endlich hatte der »Caudillo« ihn empfangen, sich mit Arbeitsüberlastung im allgemeinen und der Ausarbeitung dieses wichtigen Gesetzes im besonderen entschuldigt und darauf hingewiesen, daß eine frühere Audienz leicht den Eindruck hätte entstehen lassen können, daß dieses Gesetz unter deutschem Druck zustande gekommen wäre, was doch weder in deutschem noch in spanischem Interesse läge. Franco hatte das Reich – wieder einmal – hintergangen.

Die Reaktion in Berlin war entsprechend. Ein Jahr lang hatte man sich mit immer neuen Ausflüchten hinhalten lassen. Und jetzt erlaubte sich dieser spanische General eine

derartig offene Herausforderung. Besonders Göring machte vor niemand ein Hehl aus seiner Empörung, wobei er noch kräftigere Ausdrücke gebrauchte, als sie unter uns Legionären üblich waren. Sie wurden Franco hinterbracht, wobei als Übermittler sein stets gut unterrichteter Freund Canaris vermutet werden darf. Franco glaubte es der nationalen Ehre des von ihm – zumindest Deutschland gegenüber – repräsentierten spanischen Volkes schuldig zu sein, daß er in einer offiziellen Note der Reichsregierung zur Kenntnis gab, die spanische Regierung werde es »weder jetzt noch in Zukunft zulassen, daß ihr Gebiet oder ihre Wirtschaft mit der geringsten Hypothek belastet« würden. Die Note trug das Datum vom 10. August 1938. Da saß Franco bereits tief in der roten Ebro-Tinte.

Franco war nicht schüchtern

Als Bernhardt den versteckten Gefechtsstand des Generalissimus gefunden, in einem Straßengraben seine sommerliche Urlaubskleidung gegen die dunkle Uniform eines SS-Brigadeführers (welchen Ehrenrang man ihm inzwischen verliehen hatte) vertauscht und den Zug betreten hatte, wunderte er sich über die feldmäßige Primitivität dieses Hauptquartiers, die in so krassem Gegensatz zu dem pompösen Staatszeremoniell stand, das Franco so liebte. Noch mehr wunderte er sich, daß der Generalissimus, ihm auf einem Bänkchen gegenübersitzend, ausführlich und bis ins kleinste Detail gehend die Lage an der Front erläuterte. Nicht, daß sie ihn gelangweilt hätte. Aber was ging sie ihn an? Was sollte er dazu sagen? Er hatte seinen Urlaub nicht unterbrochen, die beschwerliche Reise über 1000 km gemacht, um zu erfahren, daß sich dieses Bataillon vorzüglich geschlagen, jene Batterie Totalausfall gehabt habe. Was

sollte das alles? Wozu war das die Vorrede? So faßte er sich ein Herz und fragte, als Franco einmal seinen Redeschwall zum Luftholen unterbrechen mußte: »Bueno, y que es los que quiere Ud. de verdad de mí?« – Gut, und was wollen Sie nun wirklich von mir?

Ihr Verhältnis war so, daß er sich das erlauben durfte. Franco, der bisher den Feldherrn markiert hatte, ging sofort auf den vertraulichen Ton von einst ein, als sie in Tetuan und noch danach in Sevilla und Cáceres gewissermaßen von gleich zu gleich miteinander gesprochen hatten. Jetzt war er nicht mehr der »Staatschef und Generalissimus« auf seinem nach Mussolinis und Hitlers Vorbild mit Fleiß errichteten Piedestal, jetzt war er wieder »der kleine Franco«, als welchen ihn Bernhardt kennen und schätzen gelernt hatte, der Draufgänger aus dem marokkanischen Rif, der sich plötzlich in einer Situation sah, in der ihm nicht London und der Vatikan, nicht Ribbentrop und nicht Canaris, sondern nur der ebenso kleine Bernhardt helfen konnte, auf den er am 25. Juli 1936 all seine Hoffnungen gesetzt und der ihn nicht im Stich gelassen hatte. Jetzt war es wieder so weit.

Der Krieg stand auf dem Spiel

»Ich brauche dringend viel Artillerie«, sagte er so unumwunden, wie er gefragt worden war. Wenn er sie nicht bekäme, stünde diese ganze mörderische Schlacht und mit ihr möglicherweise der Ausgang des Krieges überhaupt auf dem Spiel. In der Luft habe er kein Problem. Tatsächlich beherrschte die Legion Condor, von italienischen und spanischen Verbänden unterstützt, den Luftraum über dem Ebrobogen. Die Me 109 und in ihrem Schutz die neuen Stukas vollbrachten wahre Wunder. Mölders errang in der Ebro-Schlacht mit dem Abschuß von fünf Ratas seinen 14.

Luftsieg, Schellmann seinen 8. Was fehlte, war Artillerie, Artillerie, Artillerie. Ja, wieviel brauchte er denn? Wieder kam eine erschütternd deutliche Antwort: »120 Batterien.« Das war, wie sich der Artillerist Bernhardt sofort errechnete, die Batterie zu vier bis sechs Geschützen, die ungeheuerliche Zahl von mehr als einem halben Tausend Geschützen, die dazugehörige Munition, Zubehör und Ersatzteile inbegriffen, eine Anforderung, die auch ein nicht gerade in voller Aufrüstung begriffenes Land nur schwer verkraftet hätte. Franco sah wohl die Bestürzung, die sich auf Bernhardts Gesicht spiegelte, denn er fügte fast beschwörend hinzu, er müsse sich an ihn wenden, er kenne keinen anderen Weg. Bernhardt war schon halb entschlossen, die Bitte des Freundes zu erfüllen. Schwierigkeiten hatten ihn noch nie erschreckt, sondern stets nur seine Unternehmungslust gereizt. Wann er denn nach Berlin reisen müßte, fragte er vorsichtig. Und wieder ganz ungeniert die Antwort: »Sofort!« Adieu, San Sebastián. Adieu, geliebtes Eheweib. Es mußte sein. Wie vor zwei Jahren, als der Putsch bereits gescheitert war. Das Schicksal klopfte wieder mit ehernem Knöchel an die Tür des Bernhardtschen Privatlebens.

Der Rest der zwei Stunden, die diese Unterredung dauerte, verging mit Erörterung von Detailfragen. Bernhardt ließ Franco nicht im unklaren darüber, daß diese ungeheuerliche Anforderung außerhalb von Görings Zuständigkeit, nämlich auf dem Gebiet des Heeres lag, zu dem er keinerlei vergleichbare Beziehungen besaß. »Sie werden es schon schaffen!« Vertrauen ehrt. Eine kleine Erleichterung war es, daß Franco einen gewissen Teil der benötigten Munition aus der wieder voll laufenden Rüstungsproduktion des Nordens zu beschaffen versprach, wenn Deutschland wenigstens die feinmechanischen Teile (Zünder) liefern würde. Trotzdem war sich Bernhardt, als er sich von Franco verabschiedete,

vollkommen unklar darüber, wie er das schaffen sollte. Nur eins wußte er: *daß* er es schaffen mußte, und daß der einzige, der ihm dabei helfen konnte, Göring war.

Kunststück in der Schorfheide

24 Stunden später saß er ihm in Karinhall gegenüber. Dieser nach seiner verstorbenen ersten Frau benannte Privatbesitz Görings in der unter Naturschutz stehenden Schorfheide bei Eberswalde (Brandenburg), wo sich Wisente und Elche, Wildpferde und Mufflons tummelten, war die rechte Kulisse für den mächtigsten Mann nach Hitler im Dritten Reich, der damals dem Zenit seiner Laufbahn zustrebte. Seine Prachtentfaltung konnte Bernhardt nicht befangen machen. Er hatte zu diesem im Grund seines Herzens schlichten Renaissance-Menschen ein durchaus menschliches Verhältnis gewonnen. Trotzdem war ihm nicht ganz wohl bei dem Gedanken, wie sein ungewöhnliches Anliegen wohl aufgenommen werden würde.

Die politische Atmosphäre der Reichshauptstadt war voll knisternder Spannung, die Sudetenkrise in voller Entwicklung. Lord Runciman war am 3. August nach Prag gekommen, um sich für die britische Regierung an Ort und Stelle ein Bild von der Lage zu machen. Schon Ende Mai hatten die Tschechen mobilisiert. Hitler hatte mit dem Befehl geantwortet, bis zum 2. Oktober seine Luftwaffe zu verdoppeln und 96 Divisionen kriegsbereit zu machen. Und dem Mann, der die Verantwortung für die Durchführung dieses gewaltigen und unter Zeitdruck stehenden Vorhabens trug, sollte er nun mit den Sorgen und Wünschen kommen, die Franco im fernen Spanien hatte. Wenn seine Mission vor zwei Jahren schon nicht einfach gewesen war, so würde Bernhardt jetzt sein Meisterstück zu liefern haben.

Allein die Erwähnung des Namens Franco genügte, um die Schleusen jener Staumauer zu öffnen, hinter der sich der ganze Groll der nationalsozialistischen Führung gegen den »Caudillo« angesammelt hatte. Aber als die Sturzflut vorüber war, fühlte sich Göring nicht nur offenbar erleichtert, sondern es waren auch alle Argumente vorweggenommen, die gegen Bernhardts noch gar nicht vorgebrachtes Anliegen eingewendet werden konnten. Daß es dasselbe fassungslose Staunen auslösen würde, das ihn selbst gepackt hatte, als er es aus Francos Mund vernahm, konnte Bernhardt nicht überraschen. Aber auf seine Frage: Und wenn wir ihn nun den Krieg verlieren lassen? gab es gar keine andere Antwort als: Wir müssen ihm weiter helfen, und zwar schnell und wirkungsvoll.

»Mein lieber Keitel . . .«

Aber wie? Göring hatte keine Kanonen (obwohl er sie den Deutschen 1935 statt Butter versprach). Wo wollte er sie herbekommen? In Görings Kopf schien es zu arbeiten. Dann griff er wortlos zum Telefon und verlangte eine Verbindung mit Keitel. Das war der richtige Mann, seit einem halben Jahr Chef des OKW, nur Hitler selbst unterstellt. Wenn hier überhaupt jemand helfen konnte, dann nur er. Bernhardt konnte jedes Wort, auch vom anderen Ende der Leitung verstehen.
»Mein lieber Keitel, wie geht es Ihnen?« – »Danke, sehr gut, bitte womit kann ich dienen?« Göring tat, als dächte er nur an seine Lieblingsbeschäftigung, die Jagd, der auch Keitel, wie er wußte, zugetan war. Also, er habe da in Rominten einen prächtigen Zwölfender reserviert: »Wann haben Sie Zeit und Lust, mit mir auf diese Jagd zu gehen?« Keitel nahm dankend an, wußte aber natürlich, daß dies nicht der

Anlaß des Anrufes war und wiederholte freundlich, aber sachlich: »Womit kann ich dienen?« Göring: »Spanien.« Keitel: »Ach du lieber Himmel! Was ist denn nun schon wieder los?« Dann war es heraus. Auf der anderen Seite peinliches Schweigen. Göring erläuterte Einzelheiten. Es sei ja gar nicht so schlimm, wie sich das im ersten Augenblick anhöre. Es handele sich um gebrauchte Geschütze, die bei der schnellen Modernisierung unserer Verbände doch eines Tages auf Ersatzlager gestellt werden müßten, jetzt aber in Spanien wichtige Dienste leisten könnten. Keitel sagte nichts zu, versprach aber sofortige Erledigung. Göring abschließend: ». . . und vergessen Sie nicht den Zwölfender.«

Eine gemeinsame Fahrt im pferdebespannten offenen Jagdwagen durch die Schorfheide beendete den Besuch. Bernhardt benutzte die Gelegenheit, um den Ernst der Lage auf dem spanischen Kriegsschauplatz, aber auch die Leistungen der nationalen Soldaten und ihrer deutschen Kameraden und die unausweichliche Notwendigkeit eindringlich zu schildern, diesen Krieg jetzt endlich zu einem schnellen und glücklichen Ende zu bringen. Der Abschied war herzlich und zuversichtlich, obwohl Göring keine Voraussagen über das Gelingen seines kühnen Vorstoßes zu machen wagte. Am nächsten Tag lag Keitels grundsätzliche Zusage vor, Francos Bitte zu erfüllen. Ein glücklicher Bernhardt flog nach Spanien zurück. Er war sich bewußt, mit diesem Erfolg auch Francos Anstrengungen in bezug auf Gegenlieferungen gesichert zu haben. Das Reich brauchte sie nötiger denn je.

Bomben auf Barcelona

Während Bernhardt in Deutschland verhandelte, um Franco aus seiner mißlichen Lage zu befreien, kam es zu ei-

nem neuen heftigen Zusammenstoß zwischen diesem und dem Kommandeur der Legion Condor. General Volkmann hatte, als das rote Unwetter am Ebro losbrach, aus eigenem Entschluß die gesamte Feuerkraft seiner Verbände eingesetzt, um den drohenden Durchbruch zu verhindern. Das war gelungen. Aber Volkmann war Generalstäbler und dazu Befehlshaber einer hoch spezialisierten und technisierten Sonderformation. Ihre Aufgabe konnte es nicht sein, immer nur »Feuerwehr« zu spielen, das heißt wiedergutmachen, was andere verbockt hatten. Er hatte daher, kaum daß die Lage im Ebro-Bogen einigermaßen stabilisiert war, seine Kampfgruppe zu strategischen Bombardierungen eingesetzt. Wir wissen, daß diese Negrín ganz besonders unangenehm waren, weil sie seinen Nachschub in einem Augenblick entscheidend behinderten, da die blendenden Anfangserfolge seiner Ebro-Armee nicht anhielten und alles darauf ankam, so viel Material wie möglich in die Schlacht zu pumpen, um den erhofften Durchbruch doch noch zu erzwingen.

In diesem Sinn waren die Schläge, die ihm die Bomber der Legion Condor versetzten, vernichtend. Am 6., 10. und 15. August wurden Alicante, am 19. und 20. August Barcelona, Sitges und Torrevieja angegriffen. Das war aber nicht nur Negrín, sondern auch Franco unangenehm. Er wiederholte seinen bekannten Standpunkt, es sei *sein* Land, das da zerstört werde, es seien spanische, keine deutschen Zivilisten, die dabei ums Leben kämen – die alte Leier, die die Legion nun schon seit Bilbao und Guernica kannte. Auch ein Bürgerkrieg ist Krieg, der bedauerlicherweise nicht nur Schuldige trifft. Und wir hatten ihn ja nun wahrlich weder angefangen noch angezettelt und wollten Franco nur helfen, ihn zu gewinnen, und zwar so bald wie möglich. Gerade die strategischen Bombardierungen des August hatten, wie Negríns Reaktion bewies, nachhaltig dazu beigetragen, Franco aber

bestand jetzt zwar höflich, doch bestimmt darauf: Bomben nur auf das Kampfgebiet selbst und seine unmittelbaren Verbindungen. Volkmann wußte, daß eine militärische Diskussion mit Franco fruchtlos, daß dieser unbelehrbar war. Er fügte sich. Seiner und seiner Legion Einsatzfreudigkeit war das nicht zuträglich.

Militärisch gerechtfertigt

Eine unerwartete Rechtfertigung und Genugtuung erhielt Volkmann vom – Völkerbund. Der hatte auf Negríns heftige Proteste eine internationale Kommission zur Untersuchung der Luftbombardements in Spanien eingesetzt. Sie trat in Toulouse zusammen und entsandte je einen aktiven höheren Offizier der englischen (Smith-Pigott) und französischen (F. B. Lejeune) Luftwaffe nach Rotspanien. Nach Besichtigung der von der Legion Condor bombardierten Ortschaften gaben sie am 23. August 1938 in Toulouse ihren Bericht ab, den Hidalgo Salazar[9] dankenswerterweise veröffentlicht hat. Daraus geht nicht nur die Zahl der Opfer hervor, die die deutschen Angriffe forderten (273 Tote und 516 Verwundete), sondern auch ihre absolute militärische Berechtigung.

Es seien Abweichungen der Bombenwürfe von den militärischen Zielen (Hafenanlagen, Bahnhöfe, Verlade- und Gleisanlagen) zwischen 100 und 550 m festgestellt worden. Das sei durch die Wirkung der Abwehr, Wetterumstände und menschliche Unzulänglichkeit der Besatzungen erklärlich. Besonders in bezug auf den Hafen von Alicante heißt es wörtlich, daß »der kleinste Irrtum in bezug auf Geschwindigkeit und Windrichtung bewirken muß, daß fast alle Bomben in die an den Hafen angrenzenden Wohnviertel fallen«. Der Völkerbund sah nach diesem Bericht keine Notwendig-

keit oder auch nur Möglichkeit zu irgendwelchen Maßnahmen. Es war ein glatter Freispruch der Legion Condor von der (sogar auf nationaler Seite erhobenen) Beschuldigung, Terror-Bombardements durchgeführt zu haben. Im Zweiten Weltkrieg krähte kein Hahn mehr danach, wen oder was die über deutsche Städte gelegten alliierten Bombenteppiche zudeckten.

Volkmanns neuer Plan

Francos ungerechter und unberechtigter Rüffel konnte Volkmann nicht abhalten, seine Pflicht als Soldat weiter so zu tun, wie das sein Land erwartete. Als daher die Lage im Ebro-Bogen definitiv gefestigt war und dazu nach Bernhardts erfolgreicher Berlin-Mission das baldige Eintreffen der gewaltigen deutschen Artillerie-Verstärkungen sicher war, machte er Franco einen neuen operativen Vorschlag. Er wußte natürlich, daß auch dieser abgelehnt werden würde. Aber er war es seinem militärischen Gewissen schuldig, ihn wenigstens vorzulegen. Die Front im Ebro-Bogen, so besagte sein Plan, sei auch unter Abzug von fünf Divisionen zu halten, wenn man sich hier beim gegenwärtigen Kräfteverhältnis auf die Defensive beschränke. Mit fünf Divisionen – er dachte dabei besonders an das in der Zusammenarbeit mit der Legion so oft bewährte marokkanische Korps des Generals Yagüe – mit den fliegenden Verbänden, Flak und Panzern der Legion Condor und vor allem reichlich Artillerie verspreche ein schneller Vorstoß beiderseits Lérida nicht nur Entlastung in der festgefahrenen und immer kostspieliger werdenden Ebroschlacht, sondern das Aufrollen der gesamten Front von rückwärts und damit den Fall Kataloniens.
Wieder sagte Franco, wie erwartet, nein. Erst müsse das am

Ebro verlorene Gelände zurückerobert werden. Es war wie bei Brunete und Teruel. Franco konnte sich von den militärischen Vorstellungen des Rifkabylen-Krieges nicht freimachen. Er brauche im Ebro-Bogen jeden Mann und jedes Geschütz. Und die deutsche Artillerie sei zwar versprochen, aber noch nicht da. Sie kam, wie vor zwei Jahren die deutschen Flugzeuge gekommen waren.
Und jetzt konnte Franco die Rückeroberung dieses blutgetränkten Fleckchens Erde um Gandesa vorbereiten. Er mußte seine in der Materialschlacht ausgebluteten Divisionen auffüllen. Er gruppierte um. Er entblößte andere Frontabschnitte. Er zog zusammen, was er nur auftreiben konnte. Das auf dem rechten Flügel für den Hauptstoß vorgesehene Korps Maestrazgo erhielt allein 70 Batterien aller Kaliber (aus der deutschen Großlieferung) zugeteilt, dazu die Artilleriegruppe Lucht, die gesamte deutsche Flak und zwei Panzergruppen. Für den 29. Oktober gab Franco den Angriffsbefehl. Es wurde ein mörderischer Kampf. Die Roten klammerten sich an die von ihnen seit drei Monaten gehaltenen beherrschenden Höhen. Jede einzelne mußte im Sturmangriff genommen werden. Aber dann gab doch die Artillerie-Überlegenheit der Nationalen den Ausschlag. Die alte militärische Regel bewahrheitete sich: Artillerie erobert Gelände, Infanterie besetzt es. Sie war so alt und so einfach, daß selbst Franco sie beherrschte. Am 16. November war der letzte Rote über den Ebro gejagt, das rechte Ufer wieder feindfrei.

München verändert das Panorama

Eine operative Auswirkung hatte die Ebro-Schlacht nicht. Die Verluste auf beiden Seiten waren enorm, insgesamt weit über 100000 Mann im Verhältnis 1:2 zu Ungunsten der Re-

publik. Sie hatte 200 Flugzeuge, 1800 MGs und 24000 Gewehre verloren. Ihre einzige noch kampfkräftige Armee war vernichtet. Und sie konnte sie nicht ersetzen. Die Sowjets hatten kalte Füße bekommen. Die Internationalen Brigaden wurden zurückgezogen. Moskau stellte auch seine Materialhilfe praktisch ein, denn inzwischen hatte die Münchner Konferenz (am 29. Sept. 1938) stattgefunden. Am 30. September waren die Soldaten der deutschen Wehrmacht von den Volksgenossen im Sudentenland jubelnd begrüßt worden. »Frieden in unserer Zeit«, sagte Chamberlain, als er in Croydon das Flugzeug verließ, und die Menge jubelte auch dort. Mit England und Frankreich, wußte Stalin jetzt, war einstweilen kein Geschäft zu machen. Man mußte sich an Hitler halten. Er würde den Rückzug der Sowjets aus Spanien, das für die Roten ohnehin verloren war, zu schätzen wissen.

Bei Franco hatte die Sudetenkrise und ihre glückliche Überwindung andere Auswirkungen. Die Informationen, mit denen ihn Canaris laufend versorgte, waren besorgniserregend. Österreich hatte Hitlers Unersättlichkeit offenbar noch nicht befriedigt. Jetzt würde er nach der nächsten Beute greifen. Das konnte, das durfte nicht gut gehen. Ein europäischer Krieg lag in der Luft. Und für diesen Fall schien Frankreich entschlossen, um nicht in eine deutsch-nationalspanische Zange zu geraten, in Katalonien einzumarschieren und Spanisch Marokko zu besetzen. Franco schickte 26000 gefangene Rotspanier zum Schanzen an die Pyrenäen-Grenze. Solche Pläne existierten tatsächlich im französischen Generalstab. Aber Franco mußte wissen, daß ihre Durchführung definitiv abgelehnt worden war, weil sie eine Mobilisierung notwendig gemacht hätte, mit der man das Reich nicht provozieren wollte.

Tat Franco vielleicht nur so, als wüßte er das nicht? Jedenfalls faßte er am 25. September – die ersten Lieferungen der

von Deutschland erbetenen Artillerie-Verstärkungen waren schon eingetroffen – den Entschluß, sich England und Frankreich gegenüber für den Fall eines europäischen Krieges neutral zu erklären. Einen solchen Entschluß war er nach dem Wortlaut des mit Deutschland geschlossenen Abkommens verpflichtet, diesem vor seiner Durchführung mitzuteilen. Er tat es erst hinterher. Am Morgen des 28. Septembers überbrachten seine Beauftragten in Paris und London, Quiñones de León und der Herzog von Alba, die Neutralitätserklärung. Sie wurde sofort in der Wilhelmstraße bekannt, wo man Francos Vertreter, den 74jährigen Marquis von Magaz, kühl bedeutete, man verstehe nicht, wie sich Spanien Mächten gegenüber neutral erklären könne, von denen bekannt sein müsse, daß sie potentielle Feinde des Reiches seien.

Ciano drückte sich deutlicher aus. Er trug in sein Tagebuch ein: »I nostri morti in Spagna devono trasalire nello loro bare« – Unsere Gefallenen werden sich im Grab umdrehen. Was sie fraglos getan haben, denn weder Ciano noch Ribbentrop wußten, was Francos damaliger Pressechef, Ramón Garriga Alemany[17], später enthüllte: Franco hatte sich bei seiner Neutralitätserklärung sogar anerboten, die Legion Condor, sollte diese sich im Fall eines Krieges zwischen Deutschland einerseits und Frankreich und/oder England andererseits noch auf spanischem Boden befinden, zu entwaffnen und zu internieren! Und die Initiative dazu war eindeutig von Franco ausgegangen, während er seinen Außenminister Jordana beauftragt hatte, dem deutschen Botschafter von Stohrer wahrheitswidrig das Gegenteil zu versichern.

Garriga schreibt zu dieser seiner Enthüllung durchaus zutreffend: »Man kann sich unschwer vorstellen, wie Hitler sich geärgert und wie er reagiert haben würde.« Er hätte ihm bestimmt nicht alljährlich zu seinem Geburtstag ein Glück-

wunschtelegramm (das letzte am 4. Dezember 1944) geschickt und ihn darin »Caudillo« und »Feldherr« genannt. Er hätte von ihm nicht bloß als dem »marokkanischen Teppichhändler« (7. Juli 1942) oder »Schlawiner«, (6. April 1944) gesprochen, sondern ihn bei dem Namen genannt, den eine so erbärmliche Haltung verdiente. Und er hätte auch nicht bloß von der »Frechheit des Herrn Franco« gesprochen wie bei der Lagebesprechung in der »Wolfsschanze« vom 6. November 1944[24], als das Interview zur Sprache kam, das Franco am 4. November der nordamerikanischen Nachrichtenagentur United Press gegeben hatte.
In diesem Interview (teilveröffentlicht im »Völkischen Beobachter«, Nr. 314/9. 11. 44) hatte Franco doch die Stirn gehabt, zu behaupten, Spanien sei »niemals auf irgendeine Art mit den Achsenmächten verbündet gewesen«, und hatte seinen Wunsch ausgedrückt, mit den »Anglo-Amerikanern und Russen (!) zusammenzuarbeiten, um den Frieden zu organisieren«. Das war nur drei Jahre nach jenem Telegramm, das Franco nach der Schlacht von Wyasma (Vernichtung der Heeresgruppe Timoschenko) an Hitler richtete, um ihm seinen »begeisterten Glückwunsch« zu den »Erfolgen der ruhmreichen deutschen Wehrmacht über den Feind der Zivilisation« auszusprechen (VB, Nr. 286/13. 10. 1941).

Ein anderes Spanien

Hitler hatte recht, als er Franco am 6. Februar 1941 (also schon nach Hendaye) einen wenig bekannten Brief[75] schrieb, in dem es u.a. hieß: »Spanien wird niemals andere Freunde finden, als sie ihm in dem heutigen Deutschland und Italien gegeben sind, solange es nicht ein anderes Spanien sein wird. Dieses andere könnte nur das Spanien des Niedergangs und schließlichen Zusammenbruchs sein.« Das

waren prophetische Worte. Es vergingen 35 Jahre, bis sie in Erfüllung gingen. Das Spanien Francos, der sich schon 1938 während der Ebro-Schlacht bei den potentiellen Feinden Deutschlands anbiederte, während ihn dieses gerade vor der drohenden Niederlage rettete, und der 1944 den geschlagenen, aber noch lebenden Freund verriet, dieses Spanien war nicht das Spanien, für das wir deutschen Legionäre zu kämpfen glaubten. Es war ein anderes Spanien, wie Hitler es vorhergesagt hatte, ein Spanien, wie es sich nach Francos Tod entpuppte, in dem ein »demokratischer« König den KP-Chef Santiago Carillo empfängt, um ihm die mit dem Massenmord von Paracuellos blutbefleckten Hände zu schütteln.

Ahnt man nun, warum Franco 1975 nicht sterben konnte? Damals, bei Francos erstem Verrat, mögen es, wie Ciano meinte, die »für Gott und Spanien« gefallenen italienischen und deutschen Freiwilligen gewesen sein, die sich im Grabe umdrehten. Heute müssen es alle sein, die einst Franco auf seinen dreimaligen Ruf »España« gläubig und aus vollem Herzen entgegenjubelten: »Una . . . grande . . . libre.« Das eine große, freie Spanien war ihr Traum, für den Hunderttausende ihr Leben opferten.

Wir standen an ihrer Seite. Wir flogen mit ihnen über die eisigen Höhen ihrer schroffen Gebirge. Wir rollten mit ihnen im Panzer oder Kraftwagen durch die lieblichen Landschaften Andalusiens oder Galiciens. Wir hockten mit ihnen bei Teruel oder vor Bilbao im gleichen Graben und zogen die Köpfe ein, wenn die Splitter eines nahen Einschlags über uns hinwegpfiffen. Und wir waren mit ihnen zusammen, ja, auch das, fröhlich und ausgelassen, nicht nur bei den offiziellen Siegesfeiern, auch zwischendurch in irgendeiner Dorfschenke Kastiliens bei Anis und selbstgedrehten Zigaretten. Wir sprachen ein paar Brocken ihrer Sprache, wir radebrechten sie wie sie die unsere. Wir verstanden uns. Wir ach-

teten sie, wie sie uns achteten. Und wir wünschten ihnen von ganzem Herzen, daß ihr Traum von dem einen großen, freien Spanien in Erfüllung ginge. Wir hatten dasselbe von Deutschland geträumt. Und uns schien es schon Wirklichkeit geworden zu sein. Wir wußten nicht, was uns noch bevorstand. Und wir ahnten nicht, daß der Mann, der all diese gläubigen, jungen Spanier mit den Schlagworten Don José Antonios an der Nase herumführte, auch uns betrügen und verraten und – vielleicht sogar entscheidend – zu dem Unglück beitragen würde, das über unser Volk kommen sollte.

Sieger Canaris

Als Franco sich in Hendaye mit der Verweigerung des Durchzugsrechtes für deutsche Truppen zwecks Wegnahme Gibraltars nun auch offen auf die Seite der Feinde Deutschlands gestellt hatte, schrieb Hitler an Mussolini: »Ich fürchte, daß Franco im Begriff ist, den größten Fehler seines Lebens zu machen.« Und der Historiker Domarus[24] meint in seinem Kommentar dazu, das sei im Gegenteil »sein klügster Schachzug« gewesen. Es war weder das eine noch das andere, sondern eine sich aus den militärisch-politischen Verhältnissen und der Wesensart Francos ganz logisch ergebende Handlung. Der einzige, der das richtig erkannt hatte und sich zunutze zu machen wußte, war Canaris. Der Sieger im Spanischen Bürgerkrieg hieß nicht Franco, nicht Hitler oder Mussolini, sondern Wilhelm Canaris.
Wir treffen ihn bei seinem fünften und letzten Spanienbesuch während des Bürgerkrieges am 1. November 1938 in San Sebastián wieder. Den deutschen Freund Bernhardt hatte Franco von dort an die Ebro-Front kommen lassen, um ihm sein unmögliches (und trotzdem verwirklichtes) An-

sinnen zu stellen. Jetzt eilte er selbst in umgekehrter Richtung. Es mußte Wichtiges sein, was er von Canaris und dieser von ihm wollte. In der Tat hatte Franco zu hoch gespielt. Noch kannte man in Berlin nicht das ganze Ausmaß seiner Felonie, aber man ahnte sie. Gut, er hatte seine Kanonen bekommen. Man würde ihm sogar noch mehr in den Rachen stopfen. Seine nächste Anforderung lag Berlin bereits vor: 1500 leichte und 500 schwere Maschinengewehre (eine ganze Monatsproduktion der deutschen Rüstungsindustrie!) 100 Geschütze 7,5 cm, 50000 Gewehre und natürlich wieder Zubehör und Munition.

Noch war der Krieg nicht gewonnen. Das ständige sinnlose Verheizen seiner Soldaten (bei Brunete, bei Teruel, am Ebro) hatte ihre Kampfmoral rapide absinken lassen, während die auf der anderen Seite trotz der aussichtslosen Lage noch durchaus intakt war. Es hatten sich Spannungen zwischen Franco und seinen Generalen ergeben. Mussolinis schrittweises Aussteigen aus dem spanischen Abenteuer konnte er verschmerzen. Aber hätte ihn Hitler jetzt fallen lassen, wäre er in eine sehr ernste, vielleicht tödliche Klemme geraten. Für Canaris stand dabei alles auf dem Spiel. Franco war der Eckstein in seinen auf lange Sicht geschmiedeten Plänen zur Vernichtung Hitlers. Mit einem falschen Zug konnte sein ganzes Spiel durcheinander geraten. Er mußte den Freund warnen. Vorsicht, daß man dir nicht auf die Schliche kommt! Zurückschalten, sonst kracht es! Du hast den Bogen überspannt.

General Wolfram Frhr. von Richthofen, der letzte Kommandeur der Legion Condor.

Am 1. November 1938 wurde General Hellmuth Volkmann durch den eben zum Generalmajor d. Lw. beförderten Wolfram Frhr. von Richthofen abgelöst. Volkmann durfte sich sagen, seine Pflicht erfüllt zu haben, und mehr als das. Er schied trotzdem – wie Sperrle – voller Bitterkeit von Spanien. In dem Jahr seiner Tätigkeit als Kommandeur der Legion hätte der Krieg längst beendigt sein müssen. Die schwersten Frustrationen dieser bewaffneten Auseinandersetzung – Brunete, Teruel und Ebro – die alle mit einem Unentschieden, wenn auch mit der Rettung der Ehre Francos und angeblich Spaniens ausgingen, hatte er mit seinen tapferen und unverzagten Legionären durchstehen müssen. Sein Nachfolger würde jetzt die Siegeslorbeeren ernten. Er war Kamerad genug, um sie ihm zu gönnen.

Richthofen brachte seinen eigenen Stabschef mit, den Oberst Seidemann, der den Oberstleutnant Plocher ablöste. Die Kampfgruppe (K/88) übernahm Obstltn. Härle an Stelle von Obstltn. Wehnert, die Jagdgruppe (J/88) Obstltn. Gragmann an Stelle von Handrick. Die Staffelkapitäne Mölders und Krök wurden durch Lojewski und von Bonin abgelöst. Insgesamt verfügte die Legion Condor jetzt über mehr als 100 Maschinen: 40 He 111 und 3 Ju 87 (Stuka) in der Kampfgruppe, 45 Me 109 in der Jagdgruppe, die Aufklärer (A/88) mit 5 Do 17 und 5 He 45 und die Seestaffel (AS/88) auf Mallorca mit 8 He 59. Die Flak (F/88) hatte fünf schwere und zwei leichte Batterien. Drohne (Panzer), Imker (Ausbildung) und Luftnachrichten (LN/88) blieben in ihrem Bestand unverändert.

Von Ende Juli 1938 bis zur Beendigung des Bürgerkrieges im April 1939, d.h. während der roten Ebro-Offensive, der Eroberung Kataloniens und der anschließenden Säuberungsaktionen starben noch folgende Condor-Legionäre:

Kampfgruppe (K/88): Obstltn. Friedrich Härle, Obltn. Hans Pawelcik, Thilo v. Janson, Ltn. Heinz Willer, Emil Rodel, Walter Meister, Claus Bötker, Wolfgang Schiller, Obfw. Rudolf Kollenda, Walter Lange, Fw. Herb. Poppenhagen, Uffz. Hans Schrödel, Harry Buttner, Bruno Albrecht, Horst v. Prondzynski, Horst Meiling, Fritz Seiler, Armin Möller, Otto Adler, Walter Brückers, Willi Hoffmann, Rudolf Schnabel, Gustav Achade, Gerhardt Pach, Heinrich Hövener, Gustav Stöver, Gustav Kollig, Kurt Langrock, Günther Mais, Obgefr. Karl Penderak.
Jagdgruppe (J/88): Ltn. Karl Aug. Bötticher, Ufw. Heinrich Windemuth, Uffz. Alfred Selk, Hans Nirminger, Obgefr. Rudolf Schäfer, Hermann Bienert.
Aufklärer (A/88): Uffz. Otto Lehmann, Obgefr. Johann Knogler.
Seestaffel (AS/88): Obltn. Carl-Friedrich Printz, Pöschel, Ltn. Otto Schmidt, Schöbel, Wilh. Fritsch, Fw. Herold, Uffz. Paul Jeck, Walter Bulling, Insp. Ludwig Müller, Funker Zervas.
Flak (F/88): Uffz. Werner Henke, Obgefr. Erwin Plewe, Georg Sordon, Heinr. Hüsemann, Richard Conrad, Helmut Coburger, Heinrich Remke, Gefr. Herbert-Joachim Knohr.
Luftnachrichten (LN/88): Obltn. Lothar Lessmann, Diekore, Ltn. Weyer, Wilh. Bodden, Karl-Heinz Jochmann, Obfw. Walter Uhl, Fw. Gall, Paul Timmler, Uffz. Walter Hintelmann, Heinz Hanke, Hermann Grünewald, Willi Wöhlecke, Michael Hagl, Werner Kubnick, Erich Regenhardt, Kaluza, Stbsgefr. Walter Eckert, Herbert Quinque, Obgefr. Rudolf Huster, Georg Scharl, Liebreich Uhlig, Gefr. Helmut Markus, Carl Weigelt, Lothar Müller, Dolm. Paul Hoster, Kurt Laux, Hermann Buntrock, Johann Behrmann, Feuerwk. Bernhard Hentschel, Handw. Hermann Schmiltz.

Imker (Panzer): Obltn. Gustav Trippe, Fw. Georg Hardt, Cord Bosselmann, Rud. Spranger, Heinr. Mittelsdorp, Funk. Helmut Seifert, Dolm. Willy Hübner.
Stab (S/88): Dolm. Julius Bönesch, Hans-Günter Farwig.
Anker (Marine): Funk. Hans Börflet, Schasf.

Franco hat es plötzlich eilig

Die Katalonien-Offensive verlief so planmäßig und schnell, wie Volkmann das schon vor Monaten geplant hatte. Das rote Oberkommando wurde von ihr überrascht. Man hatte mit der bei Franco üblichen Pause von mindestens drei Monaten zwischen zwei Operationen derartigen Umfangs gerechnet, wie sie die Ebro-Schlacht und die Katalonien-Offensive darstellten. Am 16. November 1938 war der Ebro-Bogen freigekämpft. Für den 10. Dezember bereits hatte Franco den Angriff von Lérida aus angesetzt. Der Termin mußte noch zweimal verschoben werden. Aber am 23. Dezember ließ sich Franco durch nichts mehr aufhalten. Nicht einmal durch einen Vermittlungsversuch des Heiligen Vaters, dessen Wunsch dem Generalissimus doch sonst Befehl war. Der päpstliche Nuntius in Salamanca hatte die Anregung des Vatikans für einen Weihnachts-Waffenstillstand übermittelt. Franco lehnte in aller Ergebenheit, aber bestimmt ab. Am Heiligen Abend 1938 war seine Streitmacht von 300000 Mann überall in vollem Vormarsch.
Warum hatte es Franco plötzlich so eilig? Wir müssen den Grund dafür in der ultrageheimen Unterredung vom 1. No-

General Wolfram Frhr. von Richthofen, Johannes Bernhardt und Gauleiter Ernst Wilhelm Bohle.

vember in San Sebastián mit Admiral Canaris suchen. Bis jetzt war es Englands oder vielmehr der von Churchill und Eden repräsentierten Kriegspartei Interesse gewesen, den Spanienkrieg zu verlängern. Und Franco hatte sich, von Canaris dirigiert, getreulich danach gerichtet. Seit München war das anders geworden. Chamberlain wollte ehrlich den Frieden. Und glaubte, ihn in München gesichert zu haben. Aber schon wurde er im eigenen Land und in der eigenen Partei als »appeaser« diffamiert. Es war so, wie Hitler das in seiner Rede vom 9. Oktober 1938 in Saarbrücken sagte: »Die Staatsmänner, die uns gegenüberstehen, wollen – das müssen wir ihnen glauben – den Frieden. Allein, sie regieren in Ländern, deren innere Konstruktion es möglich macht, daß sie jederzeit abgelöst werden können, um anderen Platz zu machen, die den Frieden nicht so sehr im Auge haben. Und diese anderen sind da. Es braucht nur in England statt Chamberlain Herr Duff Cooper oder Herr Eden oder Herr Churchill zur Macht zu kommen, so wissen wir genau, daß es das Ziel dieser Männer wäre, sofort einen neuen Weltkrieg zu beginnen. Sie machen gar keinen Hehl daraus, sie sprechen das offen aus . . .«

Genau so kam es. Im Mai 1940 war Churchill Premierminister und Eden wieder Außenminister. Ihre Kriegspartei hatte sich durchgesetzt. Und für diesen von Canaris herbeigesehnten Augenblick galt es auch in Spanien vorbereitet zu sein. Bis zum Münchner Abkommen hatten die Widerständler um Canaris gehofft, daß die Sudetenkrise zum Krieg führen würde. Der »appeaser« Chamberlain hatte ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht. Aber nur vorübergehend. Daß er sich gegen die Kriegspartei nicht lange würde durchsetzen können, wußte Canaris bereits, als er Franco in San Sebastián riet, es nicht mit dem Reich zu verderben, sondern dessen massive Hilfe für einen schnellen Sieg zu erhalten. Er brauchte ein Spanien ohne Bürgerkrieg mit einem

totalitär regierenden Mann an der Spitze, den er in seiner Hand hatte und für seine Zwecke, die Bekämpfung Hitlers, gebrauchen konnte. Nach München war die europäische Politik in Fluß gekommen. Eile war geboten. Ehe der Krieg in Europa ausbrach, auf den Canaris so verbissen wie Churchill und Eden hinarbeiteten, mußte Franco die ganze Macht in Spanien in den Händen halten.

Alle werden kriegsmüde

Vergessen wir nicht, daß die Republik in diesem November 1938 zwar nicht mehr ganz die Hälfte des nationalen Gebiets kontrollierte, wohl aber die drei wichtigsten Großstädte, Madrid, Barcelona und Valencia, dazu das rüstungsmäßig entscheidende Katalonien und die Grenze mit Frankreich, über welche (zumindest theoretisch) noch jede Hilfe nach Rotspanien gelangen konnte. Die Sowjets waren zwar des Spanienkrieges überdrüssig, aber auch nicht mehr als Deutsche und Italiener. Und solange Valencia bezahlte, lieferte Moskau, was man nur wünschte. In Marseille lagen damals riesige sowjetische Kriegslieferungen bereit, darunter Hunderte von Flugzeugen und Geschützen. Sie brauchten nur bezahlt und abgerufen zu werden. Und die Republik hatte 500000 Soldaten zur Verfügung, deren Kampfgeist, wie man am Ebro gesehen hatte, dem nationalen mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen war.

In Francos Reich lief anderseits durchaus nicht alles wie am Schnürchen. Wir wissen, daß viele Generale mit ihrem Generalissimus nicht sehr glücklich waren. In den langen Kampfpausen wurde frondiert. Man munkelte sogar von einem Komplott zur Ermordung Francos. Es gab Massenverhaftungen. Botschafter von Stohrer berichtete[1], die Gefängnisse seien voller denn je. In Salamanca beispielsweise

sei das für 40 Insassen bestimmte Gefängnis mit 1800 vollgestopft. Francos Schwager Serrano Súñer – sein Gegenspieler General Martínez Anido war, welch glücklicher Zufall, an einer Lungenentzündung gestorben – versuchte als nunmehr starker Mann, das Unbehagen in weiten Kreisen, die nicht so klerikal wie die Führungsspitze eingestellt waren, durch ein liberales Schulgesetz zu besänftigen. Er beunruhigte damit das innenpolitische Klima nur noch mehr.
Gewiß, die Lebensmittelversorgung war ausreichend und jedenfalls viel besser als in der Republik, wo die Menschen in den Großstädten mit Tagesrationen von einer Handvoll (50 gr.) Reis oder Linsen auskommen mußten (und trotzdem den Humor nicht verloren: sie nannten ihre Linsen »Negríns Siegespillen«). Dafür herrschte in Nationalspanien akute Knappheit an allen Verbrauchsgütern, besonders Textilien. Wer Geld hatte, bekam trotzdem alles. Die Arbeiter hatten keins und mußten sich mit dem begnügen, was sie für ihren schmalen Lohn erhielten.
Das einzige Heilmittel für all diese Übel war ein schneller Sieg. Und obwohl Francos Truppen in zweieinhalb Kriegsjahren viel von ihrem Schwung eingebüßt hatten, ging es – zumindest beim Navarra-Korps – anfangs ganz schön vorwärts. Richthofen entschloß sich, die ganze Kampfkraft seiner Legion, die mit diesem Korps so oft und so erfolgreich zusammen operiert hatte, hier schwerpunktmäßig einzusetzen. Am 4. Januar 1939 wurde Artesa genommen. Der Plan war, von hier in südlicher Richtung auf Tarragona einzuschwenken, um so die Masse des roten Heeres einzuschließen und zu vernichten. Seine Verwirklichung sollte den Sieg bringen.
Vielleicht hätte sich Richthofen nicht so nachhaltig für diesen eingesetzt, wäre ihm der wahre Grund für ein kameradschaftliches Ersuchen Francos bekannt gewesen, dem er selbstverständlich stattgegeben hatte. Der Sieg stehe ja

praktisch vor der Tür, war ihm bedeutet worden, weswegen es erwünscht sei, daß sich spanische Besatzungen mit dem deutschen Material vertraut machten, das ja bei der Heimkehr der Legion verabredungsgemäß in Spanien bleiben sollte. Es wäre zweckmäßig, innerhalb der fliegenden Verbände der Legion so schnell wie möglich zu gemischt deutsch-spanischen Besatzungen überzugehen.
Dagegen war nichts einzuwenden. Die Spanier waren ausgezeichnete Flieger. Die Kameradschaft zwischen ihnen und dem deutschen Stamm erwies sich als vorzüglich. Was Richthofen nicht wußte, enthüllte Hidalgo Salazar[9]: die Spanier, die jetzt bei uns mitflogen, waren als Aufpasser gedacht. Sie sollten – nach dem Zusammenstoß zwischen Volkmann und Franco – dafür sorgen, daß dessen grundsätzlicher Befehl, nur taktische Ziele anzugreifen, strikt eingehalten würde. Notfalls mit Waffengewalt. Es war wie bei dem ersten deutsch-spanischen Gemeinschaftsflug dieses Krieges, der Franco die ersehnte Initialhilfe aus Berlin bringen sollte, als hinter Flugkapitän Henke am Steuer der gekaperten Lufthansamaschine ein spanischer Offizier mit schußbereiter Pistole saß.

Wieder einmal »Feuerwehr«

Niemand in der Legion ahnte auch nur eine derartige Perfidie. Im Gegenteil herrschte bei Truppe und Führung – Vigón war wieder Chef des Stabes beim Nordheer – ein gegenseitiges Verhältnis ehrlichen Vertrauens und aufrichtiger Kameradschaft. Es war dafür maßgebend, daß Richthofen seine Legion wieder einmal als »Feuerwehr« anbot, als am 4. Januar 1939 eine unerwartet ernste Lage eintrat. Die Roten hatten im Süden völlig überraschend eine Entlastungsoffensive begonnen. Aus dem Frontsack zwischen Toledo und

Córdoba (den abzuschneiden schon Sperrle – natürlich ohne Erfolg – empfohlen hatte) waren sie offenbar mit stärkeren Kräften angetreten und hatten Queipo de Llanos nur dünne Verteidigungslinien im ersten Ansturm auf 20 km Breite durchbrochen.
Panik breitete sich im nationalen Generalstab aus. Sollte sich Brunete wiederholen? Würde Franco seine Offensive wieder abbrechen und seine Armeen verheizen, um ein paar Quadratkilometer operativ bedeutungslosen Geländes zurückzuerobern? Das durfte nicht sein. Richthofen unterstützte die vernünftigen Generalstäbler, die einen solchen neuen »Narrenstreich« (wie Vigón die Einfälle seines Generalissimus respektlos zu bezeichnen pflegte) zu verhindern suchten, durch sein Angebot, die ganze Legion schlagartig in den Süden zu werfen, um dort die Lage zu bereinigen. Tatsächlich hätte die Verlegung größerer Verbände von Erdtruppen von Katalonien nach Andalusien Wochen in Anspruch genommen. Richthofens Idee war das Ei des Kolumbus. Endlich einmal hatte sich Vernunft Franco gegenüber durchsetzen können. Nach drei Tagen war der rote Angriffsschwung im Süden verpufft, so daß Queipo de Llano mit dem Gegner allein fertig wurde.

Die einzige glänzende Operation: Tarragona

Jetzt kam der Angriff auch im Norden wieder in Fluß. Der zwischen Navarrakorps und Legion Condor vereinbarte und in vorbildlichem Zusammenwirken durchgeführte Vorstoß auf Tarragona wurde die einzige glänzende Operation dieses Feldzuges. Die Me 109 hatten die absolute Luftherrschaft erkämpft, die Kampf- und Schlachtflugzeuge der Legion bereiteten der spanischen Infanterie den Weg, deutsche Panzer und Geschütze öffneten ihn ihr. Es war eine

leichte Flakbatterie der Legion Condor unter dem Obltn. Deventer, die mit der Angriffsspitze des Navarrakorps am 15. Januar in Tarragona eindrang und jeden Widerstand in vorderster Front niederkämpfte. Wenig später erschienen auch die von Tortosa an der Küste entlang vorstoßenden Vorhuten der Marokko-Armee Yagües. Die Vereinigung war gelungen, der Kessel geschlossen. Ein Drittel des roten Heeres war abgeschnitten und ging seiner Vernichtung entgegen.

Der Rest des Feldzuges war Flucht und Verfolgung. Rette sich, wer kann! Die Straßen Barcelonas füllten sich mit einer Million Flüchtlingen. Immer schneller, immer kopfloser wälzte sich diese Lawine elender, hoffnungsloser Menschen der vermeintlich rettenden französischen Grenze zu. Aber die Regierung in Paris, die diese eben noch für Kriegsmaterial wieder geöffnet hatte, sperrte sie jetzt für Flüchtlinge. Man hatte in Frankreich hungrige Mäuler genug.

Präsident Azaña saß schon längst in Paris. Jetzt aber verließen auch Ministerpräsident Negrín, sein Kabinett und die kommunistische Führung Barcelona. Jede Ordnung brach zusammen. Der Mob plünderte. Am 26. Januar zogen die nationalen Truppen kampflos in die katalonische Hauptstadt ein. Sie feierten ihren Sieg vier Tage lang. Richthofen erklärte die Stadt zum Sperrgebiet für seine Legionäre. Was dort vorging, sollte Angelegenheit der Spanier bleiben. Hitler schickte Franco ein Glückwunschtelegramm. Er sei glücklich darüber, daß deutsche Freiwillige dabei »in Ihrer ruhmreichen Armee . . . kämpfen durften und so einen bescheidenen Beitrag für die Befreiung Ihres Landes und zur Wiederaufrichtung eines nationalen, stolzen Spanien leisten konnten«.

Unter den Tausenden politischer Gefangener, die zu liquidieren die Roten bei ihrer überstürzten Flucht keine Zeit mehr gefunden hatten, befanden sich nicht nur Nationale. Barcelona war ja das Zentrum der Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten Moskauer und trotzkistischer Observanz. Schon im Juni 1937 waren auf Befehl des sowjetischen NKWD-Chefs in Spanien (Orlow) sämtliche Führer des trotzkistischen POUM (der spanischen Schwesterpartei Willy Brandts) verhaftet worden. Ihr wichtigster, Andrés Nin, verschwand spurlos. KP-Chef Jesús Hernández[74] bekam heraus, wo er abgeblieben war. Orlow hatte ihn in das NKWD-Vernehmungs- und Folter-Zentrum in Alcalá de Henares (Geburtsort des großen Cervantes) bringen und den dort üblichen Prozeduren unterziehen lassen. Aber Nin verpfiff seine Genossen nicht.

Orlow war ein solcher Fall in seiner bisherigen Praxis noch nicht vorgekommen. Aus dem Burschen war einfach nichts herauszukriegen. Laufen lassen durfte man ihn auch nicht nach allem, was man mit ihm angestellt hatte. Solche Zeugen sind am besten unter der Erde aufgehoben. So fand eines Tages ein »nazistischer Befreiungsversuch« statt. Zehn Bewaffnete erschienen mit einem Auto. Sie sprachen auffällig laut und viel deutsch. Und sie »verloren« bei der Aktion ein paar deutsche Eisenbahnfahrkarten. Sie holten Nin aus seiner Zelle und verschwanden mit ihm. Klarer Fall: die Nazis sind zu allem fähig. So stand es in der gesamten Presse Rotspaniens zu lesen. Hernández weiß es besser. Der Coup war von seinem Genossen Carlos Contreras (Vittorio Vidali) organisiert worden. Durchgeführt hatten ihn deutsche Freiwillige der Internationalen Brigaden. Sie waren es auch, die Nin umlegten. Er hatte vielen seiner POUM-Genossen das Leben gerettet.

Manch einer von ihnen wurde jetzt in Barcelona befreit. So kam es, wie Hugh Thomas[11] berichtet, daß auf einem der nationalen Panzer, die durch das von den Roten verlassene Barcelona fuhren, eine aus dem Frauengefängnis von Las Cortes befreite Trotzkistin saß, die ihr unerwartetes Geschick so glücklich machte, daß sie vom Panzer herunter lachend den Faschisten-Gruß erwies. Es war, schreibt Thomas, eine Jüdin aus Deutschland. In dem Land, aus dem sie kam, hatte wenige Monate zuvor (am 9. November 1938) die »Reichskristallnacht« stattgefunden.

Die Republik kann nicht sterben

Gerona, wohin Negrín mit seiner Regierung geflohen war, wurde am 5. Februar 1939 genommen. Er siedelte (wieder mit großer Begleitung einschließlich der Pasionaria) ins französische Toulouse über, von wo ihn Air France nach Alicante brachte. In Gerona hatte man sich bei der Flucht die Zeit genommen, wenigstens die wichtigsten politischen Gefangenen, darunter den Bischof von Teruel, umzubringen. Am 9. Februar erreichten die vorrückenden nationalen Truppen überall die französische Grenze. Katalonien war frei. Am 21. Februar nahm Franco in Barcelona die Siegesparade ab. Am 27. Februar anerkannten England und Frankreich die Nationalregierung in Salamanca, woraufhin Azaña sein Amt als Präsident der Republik endgültig niederlegte.

Aber noch immer konnte die Republik nicht sterben. In Madrid brach am 6. März 1939 ein neuer Bürgerkrieg im Bürgerkrieg aus. Der Befehlshaber der hier stehenden Zentral-Armee, Oberst Casado, glaubte, Franco würde mit einer nicht-kommunistischen Militärregierung der Republik einen Vergleichsfrieden schließen, den er Negrín bisher

verweigert hatte. Tatsächlich war Negrín bei seinen verzweifelten Versuchen, die ihn sogar mit dem deutschen Botschafter in Paris, Graf Welczek, Kontakt aufnehmen ließen, immer nur auf die Antwort gestoßen: bedingungslose Kapitulation. Trotzdem hielt noch im Winter 1938/39 Botschafter v. Stohrer die Möglichkeit eines Kompromißfriedens nicht für ganz ausgeschlossen, wie aus seinen Berichten ans Auswärtige Amt[1] hervorgeht. Die Regierung Chamberlain hätte sich gewiß für eine solche Regelung eingesetzt, Daladier in Paris auch. Und warum hätten die beiden eigentlich nicht mit Hitler und Mussolini über Spanien zu einer ähnlichen Regelung wie in München über das Sudetenland gelangen sollen? Weil Canaris dagegen war. Weil er Hitler wissentlich falsch informiert hatte. Weil er diesen in der Wahnvorstellung hielt, daß Franco sein Mann sei. Und weil er Francos Diktatorengelüste kannte und bis zur Unbeugsamkeit anzustacheln wußte.

Als Casado nach wechselvollen und verlustreichen Straßenkämpfen in Madrid eine Art nicht-kommunistische Regierung gebildet hatte und mit einem Beauftragten Francos verhandelte, stand er vor derselben unerbittlichen Forderung der bedingungslosen Kapitulation wie Negrín. Die Republik mußte ihren Weg bis zum bittern Ende gehen. Am 6. März lief die rote Flotte nach Bizerta aus, wo sie von den Franzosen interniert und später Franco ausgeliefert wurde. Am gleichen Nachmittag flog Negrín mit den führenden Kommunisten von Valencia nach Paris. Togliatti blieb noch bis zum 28. März. Da hatte die letzte Offensive dieses Krieges, die von Toledo, bereits begonnen.

Zeremonien, wie Franco sie liebte: Parade in Burgos 1941 und Verleihung des Großkreuzes des Deutschen Adlers in Gold durch Botschafter von Stohrer.

Am Morgen dieses 27. März 1939 verließ General v. Richthofen sein Stabsquartier in Toledo. Es war sein Wohnzug, der auf einem toten Gleis unterhalb des Alcázar am Ufer des Tajo abgestellt war. Richthofen wollte dem letzten Einsatz seiner Legion in der vordersten Linie der spanischen Infanterie persönlich beiwohnen. Ich durfte ihn begleiten. Wir waren mitten in der Nacht von Toledo losgefahren. Wir bahnten uns durch Nachschubkolonnen und Artilleriestellungen unseren Weg bis in den vordersten Graben. Erster fahler Dämmerschein zeigte sich am Horizont, als wir über die Beine schlafender Soldaten hinwegstiegen, die – das Gewehr im Arm – die Minuten bis zum Angriffsbeginn nutzten.

Die Nächte auf dem kastilischen Hochland sind in dieser Jahreszeit bitter kalt. »Sehen Sie sich diese Soldaten an«, sagte Richthofen. Ich hatte das schon getan. Da lagen sie in ihren dürftigen Uniformen, »alpargatas« (Stoffschuhe mit geflochtener Hanfsohle) an den nackten Füßen, ohne Mantel, nur in ihre dünne Decke gewickelt und schliefen, bis sie der erste Donnerschlag des vorbereitenden Artilleriefeuers wecken würde. »Das sind Soldaten«, sagte Richthofen, »hart, anspruchslos, an Entbehrungen gewöhnt. An ihnen können wir uns in mancher Beziehung ein Beispiel nehmen.« Und er knüpfte daran einige Bemerkungen über die Luxusbauten unserer neuen Luftwaffenkasernen, wie sie in den letzten Jahren überall in Deutschland entstanden waren, mit Klubsesseln und Kachelbädern und fließend hei-

Die Abschiedsfeier in León zu Ehren der in ihre Heimat zurückkehrenden deutschen Legion Condor.

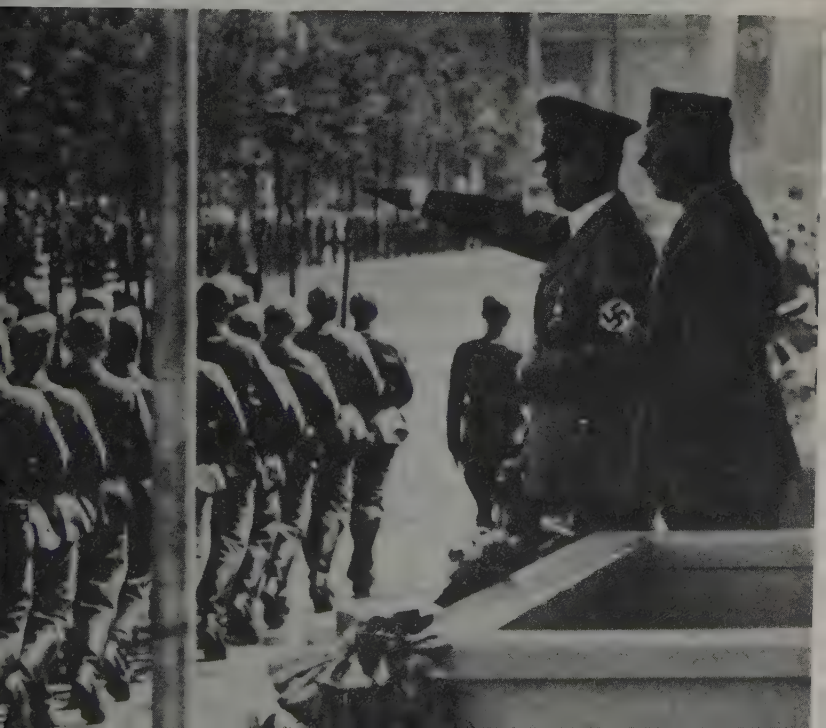
DE LEON
A SU JEFE NACIONAL

ßem Wasser. Goebbels[27], dem ich das später (Juli 1944) erzählte, meinte: »Hätte Göring auf ihn gehört! Wie vieles in unserer Luftwaffe könnte heute anders aussehen!«
Mit dem noch vor Sonnenaufgang einsetzenden Artilleriefeuer zogen die Staffeln unserer Bomber zum letzten Mal über die eigenen Gräben, um drüben ihre Last abzuwerfen. Dann stiegen die eben noch schlafenden Soldaten aus der Deckung. Überall sah man ihre leuchtenden »banderas«, denen sie folgten. Sie stießen kaum mehr auf Widerstand. Am 30. März fiel Valencia. Am 31. März waren alle Marschziele erreicht. Am 1. April verkündete Franco: »Der Krieg ist beendet.«

Die besten Soldaten der Welt

Ich mußte an das Gespräch mit Richthofen im Graben bei Toledo denken, als wir am 22. Mai in León beim Siegesbankett saßen, das Franco der scheidenden Legion Condor gab. Unter den zahlreichen Trinksprüchen wurde auch einer »auf die besten Soldaten der Welt, die deutschen und die spanischen« ausgebracht. Ich sah Richthofen an, daß es in ihm arbeitete. Er stand auf, klopfte ans Glas, erhob es und sagte in tadellosem Spanisch: »A los dos mejores infantes del mundo: el español nacionalista y el español republicano.« – Auf die besten Infanteristen der Welt: die nationalspanischen und die republikanischen. Gewiß, Richthofen war Diplomat. Aber ich weiß, daß er es aufrichtig meinte und – daß er recht hatte.

30. 5. 1939: Die letzten Freiwilligen der Legion Condor schiffen sich im Hafen von Vigo zur Heimfahrt ein.
In Berlin nimmt Hitler die Siegesparade der Legion ab. Neben ihm General von Richthofen.



Bei der vorangegangenen Feierstunde auf dem Flugplatz von León, wo die hier zusammengezogene Legion vollzählig angetreten war, hatte Richthofen in einer kurzen militärischen Ansprache ähnliches gesagt: »Wenn die deutschen Freiwilligen jetzt in ihr Vaterland zurückkehren, nehmen sie die Bewunderung für die Soldaten Spaniens mit.« Bei seinem Trinkspruch am Abend machte er klar, daß er damit nicht bloß diejenigen Francos, sondern auch die auf der anderen, der »verkehrten« Seite meinte. Und er fügte hinzu: »Wir wissen ihre großartige Einsatz- und Opferbereitschaft voll zu würdigen, denn so modern und wirkungsvoll die Waffen auch sein mögen, über die ein Land verfügt, so werden sie doch ohne jenen Geist nie ihre volle Leistungskraft entfalten.« Richthofen schloß mit den Worten: »Seit undenklichen Zeiten sind unsere beiden Länder in echter Freundschaft verbunden; das in diesem Krieg gemeinsam vergossene Blut hat sie für ewig besiegelt.«
Francos Antwortrede war länger und blumenreicher. Er erinnerte an den deutschen Fürsten, der als Karl V. (1500–1558) Kaiser von Deutschland und als Karl I. König von Spanien war, und in dessen Heeren Spanier, Deutsche und Italiener Seite an Seite kämpften. Sie hätten sich, vom spanischen Volk gerufen, gegenüber dem kommunistischen Überfall erneut zusammengefunden. Er sprach von den »roten Verbänden Moskaus« und der europäischen »Kommunistenhorde« (denselben, mit denen zusammen er wenige Jahre später »den Frieden organisieren« wollte). Er drückte seinen Stolz aus, eine Einheit wie die Legion Condor unter seinem Befehl gehabt zu haben. Er bestellte brüderliche Grüße an »das große Deutschland« und vor allem »an Euren großen Führer, den Mann, der in einem gefährlichen Augenblick Spanien zu lieben und zu verstehen wußte«. Er schloß mit dem Ruf: »Hoch Deutschland! Es lebe Spanien!«

In seiner wohlgesetzten Rede hatte nur ein einziges kleines Wort gefehlt: danke!

Zurück in die Heimat

Hitler kam auf den Einsatz deutscher Freiwilliger in Spanien erstmals öffentlich zu sprechen, als er am 28. April 1939 in einer Mammutrede vor dem Deutschen Reichstag USA-Präsident Roosevelt auf dessen Brief antwortete. Er sagte u.a.: »In wenigen Wochen wird nun der siegreiche Held des nationalen Spaniens seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt seines Landes halten . . . An diesem seinem Siegeszug nehmen in den Reihen der tapferen spanischen Soldaten neben den italienischen Kameraden auch die Freiwilligen unserer deutschen Legion teil. Wir hoffen, sie ganz kurze Zeit später bei uns in der Heimat begrüßen zu können. Das deutsche Volk wird dann erfahren, wie tapfer seine Söhne auch auf diesem Platz für die Freiheit eines edlen Volkes mitgekämpft haben und damit letzten Endes für die Errettung der europäischen Zivilisation. Denn der Sieg des bolschewistischen Untermenschentums in Spanien hätte zu leicht seine Wellen über ganz Europa schlagen können.«
Wir hörten diese Worte in Spanien gern. Denn bisher hatten wir ja hier gewissermaßen anonym gekämpft, zumindest der Heimat gegenüber, deren Presse in eiserner Goebbels-Disziplin die Legion Condor weder gewürdigt noch überhaupt erwähnt hatte. Die »Enttarnung«, also die Freigabe der Berichterstattung über die Legion Condor, sollte erst in dem Augenblick ihrer Rückkehr in die Heimat erfolgen. Und so weit war es noch nicht. In León wurde erst einmal drei Tage lang gefeiert. Die ganze Bevölkerung machte mit. Die ganze Stadt hatte sich in einen riesigen Fest- und Tanzplatz verwandelt. Drei Tage und drei Nächte lang brach das Klap-

pern der Kastagnetten nicht ab. Und die Nächte waren lau und vom Duft blühender Zitrusbäume und Blumen erfüllt. Dann nahm uns die auf der Reede von Vigo liegende Flotte schneeweißer KdF-Dampfer auf. Wir waren Gäste. Wir wurden wie Touristen behandelt. Da gab es kein Essenfassen an der Feldküche. Weiß bekittelte Stewards servierten es uns nach der Karte. Das Reich ließ sich nicht lumpen. Wir fühlten uns wie im Paradies. Es war ein Traum.

Als wir in deutsche Hoheitsgewässer einliefen, bildeten die deutschen Kriegsschiffe, die uns bisher in respektvoller Entfernung gesichert hatten, militärische Formation. Feuerschiff Elbe I. Die Elbufer kamen in Sicht. Von Blankenese an waren sie schwarz von Menschen. Göring kam uns mit einer Barkasse entgegengefahren. Auf dem Wasser wimmelte es von Dampfern, Motorbooten, Segelschiffen aller Art und Größe, randvoll mit jubelnden Menschen, Fahnen, Tücher, Bettlaken schwenkend. Und alle Sirenen heulten, während wir Legionäre staunend, glücklich, wie benommen die Decks unserer Schiffe füllten. Ja, was hatten wir denn schon getan, daß die Volksgenossen derartig aus dem Häuschen gerieten? Gewiß, unsere Pflicht, wie sich das gehört. Aber ein solcher Empfang?

Ach, wir vergaßen, daß wir gesiegt hatten. Zum ersten Mal seit 1871 kehrten deutsche Soldaten als Sieger in die Heimat zurück. Das hatten die Deutschen seit Gründung ihres Reiches nicht mehr erlebt. Österreich, Sudetenland, Böhmen und Mähren und zuletzt Memelland – das waren Blumenkriege gewesen, bei denen kein einziger Schuß gefallen war. Die Legion Condor aber kam aus dem Krieg, einem richti-

Die erfolgreichsten deutschen Piloten der Legion Condor bei ihrer Begrüßung in Hamburg, unter ihnen einer der bekanntesten Jagdflieger des 2. Weltkrieges, Oberst Werner Mölders (vierter von links).
Siegesparade der Legion Condor im Lustgarten von Berlin am 6. Juni 1939 (S. 514, 515, 517).

gen Krieg, einem besonders harten und grausamen Krieg. Und sie hatte ihren Mann gestanden. Sie hatte sich bewährt. Sie hatte gesiegt. Darüber wurden wir uns jetzt erst richtig klar, als wir die Heimat wiedersahen. Hitler sagte es uns in seiner Rede nach der Parade in Berlin am 6. Juni 1939: »Ich bin so glücklich, euch hier vor mir zu sehen, und ich bin vor allem so stolz auf euch! Und so wie ich empfindet in dieser Stunde das ganze deutsche Volk.« Ja, das war es, was wir in der Elbeeinfahrt gespürt hatten, ohne es recht zu begreifen. Die Deutschen, die als Verlierer des Krieges von 1914/18 so lange als Parias behandelt worden waren, wollten wieder auf etwas stolz sein. Sie durften es jetzt. Und wir waren ihr Objekt.

Noch etwas blieb mir und wohl allen Kameraden, die an diesem heißen Frühsommertag die denkwürdige Parade auf der Berliner Ostwest-Achse miterlebten, im Gedächtnis haften. Das war, als Hitler von den »internationalen Kriegshetzern« und den »Propagandisten der Einkreisung« sprach. »Auch in diesem Sinn, meine Kameraden«, sagte er, »war euer Kampf in Spanien als Lehre für unsere Gegner ein Kampf für Deutschland.«

Als Mussolini am 1. April 1939 die Beendigung des Spanischen Bürgerkrieges gemeldet wurde, wies er auf einen in seinem Arbeitszimmer liegenden Weltatlas, in dem die Seite Spanien aufgeschlagen war, und sagte seinem Schwiegersohn Graf Ciano[43]: »Fast drei Jahre lang hat er so aufgeschlagen gelegen. Das ist lange genug. Aber ich weiß schon, daß ich ihn bald auf einer anderen Seite werde aufschlagen müssen.« Er klappte ihn zu. Für genau fünf Monate. Dann begann der Zweite Weltkrieg, den Hitler in Hendaye verlor, an der Grenze zu jenem Land, wo deutsche Freiwillige fast drei Jahre lang – auf beiden Seiten – ihr Bestes und viele ihr Leben gegeben hatten.

Kämpften wir auf der verkehrten Seite? Ach, fragt nicht so

viel. Die Geschichte gibt jeder Generation eine andere Antwort. Ein Kampf für Deutschland, sagte Hitler. Ja, das war es gewesen. Und gegen den Kommunismus? Bei dieser letzten Ansprache war mit keinem Wort mehr davon die Rede. Im April noch waren aus dem gleichen Mund die auf der anderen Seite »bolschewistische Mordbrenner« und »Untermenschen« genannt worden. Und das stimmte ja auch. Wie viele unserer Kameraden, die ihnen in die Hände fielen, waren von ihnen schändlich umgebracht worden wie die Hunderttausende anderer ihrer Opfer, deren Zahl Hitler bei gleicher Gelegenheit nannte. Jetzt schwieg er darüber. Warum?

Wer von uns sollte denn ahnen, daß in diesem Augenblick schon die Weichen für den Ribbentrop-Molotow-Pakt gestellt waren, der uns am 23. August 1939 an die Seite der Sowjetunion führte, gegen deren Soldaten, Panzer und Flieger wir eben noch auf spanischer Erde gekämpft hatten! Das war wie mit dem Plakat im Stabsquartier des Generals Kriwoschein, auf dem die Hakenkreuz-Wanze zertreten wurde. Man dreht es ganz einfach herum. Dann ist die verkehrte Seite plötzlich die richtige. Wißt ihr nun, warum wir die Frage nicht beantworten konnten: »Kämpfen wir auf der verkehrten Seite?« Das ist Politik, Kameraden, davon verstehen wir nichts. Laßt euch nicht wirr machen! Vielleicht waren wir deutschen Spanien-Legionäre nicht die Letzten von gestern, sondern die Ersten von morgen.

Als ich im Sommer 1977 eine Jugendgruppe in der Bundesrepublik Deutschland besuchte, wollte ich meinen Ohren nicht trauen, daß aus Hunderten von jungen Kehlen ein Lied erklang, das wir vor 40 Jahren gesungen hatten und das jetzt zu den liebsten Stücken im Repertoir dieser Jungen und Mädel gehörte. Es war das Lied der Legion Condor mit seinem mitreißenden Refrain:

Vorwärts, Legionäre!

DOKUMENTARTEIL

Der Spanische Bürgerkrieg im Spiegel der internationalen Literatur – zugleich ein aktuelles Nachwort

Im nachstehenden Literaturverzeichnis sind nur diejenigen Bücher, Dokumente und sonstigen Unterlagen angeführt, auf die sich der Verfasser im Text ausdrücklich bezogen hat. Die Literatur über den Spanischen Bürgerkrieg ist außerordentlich umfangreich, *in spanischer Sprache* fast unübersehbar. Hunderte von Titeln sind über das Objekt erschienen und erscheinen heute, mehr als 40 Jahre danach, weiter. Auffallend ist, daß die spanischen Hauptakteure beider Seiten praktisch nichts Unmittelbares über das Geschehen von damals hinterlassen haben. Weder von Franco, noch von Azaña, den beiden Gegenspielern auf nationaler und republikanischer Seite, liegen Memoiren vor, obwohl sie gewiß viel Interessantes zu berichten gehabt hätten. Nur zwei Minister Francos haben den Mund aufgemacht, aber beide erst, nachdem sie der »Caudillo« in die Wüste geschickt hatte: Serrano Súñer (1942) und Alfredo Kindelán (1944). Aber beide drückten sich so vorsichtig aus, daß ihnen der Diktator keinen Strick daraus drehen konnte (falls er einen solchen gebraucht hätte, um sie mundtot zu machen). Ähnliches gilt für Francos Generale. Molas gesammelte Werke erschienen 1940 in Valladolid. Sie sind interessant, aber doch sehr allgemein gehalten. Wenn er Nachteiliges oder Kompromittierendes über Franco hinterlassen hat, so wurde es jedenfalls nicht veröffentlicht. Gleichfalls postmortal wurde ein Buch

von General Vigón (1957 in Barcelona) herausgegeben. Es ist einem Waffenbruder, dessen Persönlichkeit und Verdiensten gewidmet: nicht Franco, sondern Mola. Gut geschrieben und lesenswert.

Daß die *Memoirenliteratur* führender Rotspanier ebenso spärlich ist, kann weniger verwundern. Wer den Krieg verliert, schreibt ungern darüber, und wenn, dann um sich zu rechtfertigen. Das gilt von den beiden einzigen marxistischen Ministern der Republik, von denen wir Erinnerungsbücher besitzen: Largo Caballero (*Mis Recuerdos,* Mexiko 1954) und Indalecio Prieto (*Yo y Moscú,* Madrid 1955). Die Erinnerungen Largo Caballeros erschienen erst acht Jahre nach seinem Tod, nachdem er die Wirren der Republik, ihren mitverschuldeten Zusammenbruch, die Flucht nach Frankreich und sogar ein paar Jahre in einem deutschen Konzentrationslager ganz gut überstanden hatte (gestorben 1946 in Paris). Prieto brauchte beinahe 20 Jahre, bis alle seine Rechtfertigungen und Entschuldigungen, warum er den Sowjets so lange und so nachhaltig geholfen (und ihnen vor allem Spaniens Gold ausgeliefert) hatte, beieinander waren, damit sein Buch in Francos Spanien erscheinen konnte. Beide Bücher sind nicht das Papier wert, auf das sie gedruckt wurden. Ehrlicher und damit aussagekräftiger ist das Buch des republikanischen Generals José Asensio Torrado (nicht zu verwechseln mit dem nationalspanischen General gleichen Namens), das er schon 1938 in Barcelona veröffentlichte, freilich auch als Rechtfertigungsschrift, nachdem die Kommunisten ihn verhaftet hatten. Der General Vicente Rojo, der als Major den Oberst Moscardó im Alcázar von Toledo zur Kapitulation zu überreden versuchte, gab 1942 in Buenos Aires seine Memoiren unter dem Titel *España Heróica* heraus. Sie waren so objektiv und Francos Verdienste vorsichtig anerkennend geschrieben, daß dieser ihn 1955 aus dem Exil nach Spanien zurückkehren ließ.

An zweiter Stelle nach der spanischen steht die Spanienkrieg-Literatur *in englischer Sprache.* Während und kurz nach dem Bürgerkrieg wurde der Buchmarkt in England und den USA mit einer wahren Flut einschlägiger Literatur überschwemmt. Die Autoren waren nicht nur englischsprachige Freiwillige der Internationalen Brigaden (insgesamt etwa 2800 Nordamerikaner und 2000 Briten, von denen fast ein Drittel fiel), sondern vor allem die Kollegen von der Presse, die auf dieser oder jener Seite als Kriegskorrespondenten tätig waren, die bekanntesten unter ihnen: Herbert Matthews und H. R. Knickerbocker. Diesen letzteren, der mit seinem knallroten Haar eine auffallende (und nicht ungern gesehene) Erscheinung unter den im Dritten Reich tätigen Auslandskorrespondenten war, traf ich zuletzt Ende März 1939 wieder, als wir eine Art journalistischen Wettlauf nach dem vor seinem Fall stehenden Madrid machten. Es war in diesen letzten Kriegstagen in Nationalspanien gar nicht leicht, ein irgendwie noch brauchbares Fahrzeug aufzutreiben. Ich hatte eins. Das von Knickerbocker war mehr als klapprig. Trotzdem hatte er es so eilig, daß er mich unterwegs überholte. Wir winkten und lachten uns zu, ich etwas gezwungen, er, wie mir schien, triumphierend. Sollten die USA den Fall Madrids eher erfahren als meine Leser in Berlin? Aber dann, wenige Kilometer vor Madrid, stand Knickerbocker am Staßenrand neben seiner alten, endgültig ausgeleierten Karre. Ob ich ihn mitnähme, fragte er (gar nicht mehr so triumphierend). Ich nahm. Abends mußte er in der Bar des Hotels »Gaylord« von Madrid, einem der elegantesten und gleichzeitig behaglichsten, die es damals gab (bis vor kurzem Sitz der Sowjets, jetzt der Legion Condor), einen doppelten Whisky ausgeben. Sein Buch über die Belagerung des Alcázar (*The Siege of the Alcázar,* New York 1936) gehört mit zum Besten, was über den Spanienkrieg geschrieben worden ist.

An Verbreitung konnte es natürlich nicht mit dem Bürgerkriegsroman seines berühmten Landsmannes Ernest Hemingway, *For Whom the Bell Tolls* (New York 1940), konkurrieren, wohl aber an Objektivität und aufrichtiger Bewunderung für die spanischen Kombattanten, auch wenn sie nicht mit der geballten Faust grüßten (Hemingway war im Gegensatz zu Knickerbocker immer nur auf roter Seite, was seinem Werk *Wem die Stunde schlägt* nichts von seinem literarischen Wert nimmt, es aber für die geschichtliche Wahrheitsfindung unerheblich macht). In englischer Sprache erschien auch das Buch eines heute in Westdeutschland hochangesehenen Publizisten, Hubertus Prinz zu Loewenstein: *A Catholic in Republican Spain* (London 1937). Als Kuriosität sei auch noch das Buch einer der vier Töchter des Lord Redesdale erwähnt, Jessica Mitford, Schwester der unglücklichen Unity Walkury. Sie brachte es erst 1960 in London unter dem Titel *Hons and Rebels* heraus, wobei die »Ehrenwerten« natürlich die Roten sind. Jessica war und blieb Kommunistin, obwohl ihr Hitler das Leben rettete.

Hemingway war nicht der einzige Schriftsteller, den der Spanienkrieg inspirierte. Fast alle standen auf roter Seite: André Malraux (*L'Espoir,* Paris 1937), Arthur Koestler (*Spanish Testament,* London 1937), Curzio Malaparte (*Vive la mort,* Paris 1939), Jean Paul Sartre, Upton Sinclair u. v. a. Selbst Ludwig Renn (Vieth von Golssenau) entschloß sich noch als 66jähriger Kulturpapst der Sowjetzone zu einem Spanienbuch (*Der spanische Krieg,* Ostberlin 1955).

Es ist so linientreu wie alles, was *in deutscher Sprache* während des Dritten Reiches über das Thema geschrieben wurde, und daher kaum verdaulich, geschweige denn zeitgeschichtlich relevant. Das deutsche Standardwerk schrieb im Auftrag des Reichsluftfahrtministeriums Werner Beumelburg (siehe unten), relativ sachlich, aber ohne die Hintergründe auszuleuchten. Es erschien 1939, als nach der »Ent-

tarnung« im Mai 1939 schlagartig auch folgende Bücher in Deutschland herauskamen:
Carl G. von Stackelberg: *Legion Condor, Deutsche Freiwillige in Spanien,* Berlin 1939
A. Lent: *Wir kämpften für Spanien,* Oldenburg 1939
Wulf Bley: *Das Buch der Spanienflieger,* Leipzig 1939
Deutsche kämpfen in Spanien, Berlin 1939
Max S. Graf Hoyos: *Pedros und Pablos,* München 1939
H. H. Führing: *Wir funken für Franco,* Gütersloh 1939
Nach diesem halben Dutzend deutscher Spanienkrieg-Bücher und einigen anderen, die ich nicht kenne, wurde es still um das Thema. Wer über Krieg schreiben wollte und konnte, hatte der Themen genug. Der Zweite Weltkrieg begann, gegenüber dem alles, was wir in Spanien erlebt hatten, nur wie ein unzulängliches Vorspiel wirkte. Nach dem Krieg kamen dann erst einmal die von der roten Seite zu Wort wie Alfred Kantorowicz (*Spanisches Tagebuch,* Berlin 1949). Die anderen waren gefallen, gestorben oder stumm geworden. So kam es zum jahrzehntelangen Schweigen auf unserer Seite über eines der erregendsten Kapitel der Zeitgeschichte. Ich fand, es mußte gebrochen werden.
Denn was sich heute im Spanien des Königs Juan Carlos tut, ist wie der aktuelle Reflex des historischen Geschehens, das der Leser auf den vorstehenden Seiten miterleben sollte. 40 Jahre danach steht Spanien auf seinem Weg in den Abgrund wieder dort, wo es dank Hitlers einsamer Entscheidung vom 25. Juli 1936 im letzten Augenblick aufgehalten wurde. Die gleichen Parteien, die die spanische Republik ruinierten, sind nicht nur wieder auf der politischen Bühne, sondern am Ruder. Die gleichen Gewerkschaften, die, von den Kommunisten usurpiert, 1936 die rote Machtübernahme in Madrid ermöglichten, lähmen heute mit Streiks und Unruhen das Wirtschaftsleben des in vier harten Jahrzehnten sanierten und zu erstaunlicher Blüte gebrachten

Landes. Die gleichen Separatisten in Katalonien, den baskischen Provinzen und anderen Landesteilen, deren Selbständigkeitsbestrebungen in dem »einen freien, großen« Spanien von 1939 aufgegangen zu sein schienen, erheben ihr Haupt und immer lautere Forderungen. Die gleichen Anarchisten morden und dynamitieren wieder. Ja, dieselben Kommunisten, die vor 40 Jahren Tod, Brand und entsetzliche Greuel über das bedauernswerte spanische Volk brachten, sind im Zeichen der »Demokratisierung« aus Moskau zurückgekehrt: die »Pasionaria«, die noch als Greisin Gift und Galle sprüht, Enrique Lister, der Chef der Internationalen Brigaden, der heute die offizielle kommunistische Partei führt, und nicht zuletzt der ehemalige Generalsekretär der roten Volksfrontjugend, Ramón Carillo, den der Sowjetimperialismus dazu ausersehen hat, dem demokratischen Westen in Spanien das Trojanische Pferd des »Eurokommunismus« vorzureiten.

Und der hübsche, blonde König, der so lange und sorgfältig auf sein Amt als politischer Erbe und Testamentsvollstrekker des »Caudillo« vorbereitet wurde, empfängt diesen Carillo und drückt die Hand, von der vier Jahrzehnte das Blut nicht abwaschen konnten, mit dem sie in Paracuellos und anderen Städten des Grauens befleckt wurde. Ja, selbst der Kardinal-Erzbischof von Madrid, Msg. Vicente Enrique y Taracón, scheut sich nicht, diese gleiche Hand zu schütteln, obwohl sich unter den Hunderttausenden der von den Roten geschundenen, erschossenen, ertränkten oder bei lebendigem Leib verbrannten und begrabenen Spaniern nachweislich mindestens 7937 Geistliche, Nonnen und Mönche befanden. Schämten sich König und Kardinal nicht? Sehen sie denn nicht, daß sich das blutige Spanien-Spiel, das dem Zweiten Weltkrieg voranging, wiederholen kann? Noch gibt es Überlebende des Gemetzels, die sich erinnern können, die sich erinnern müssen. Ich bin einer von

ihnen. Ich durfte nicht länger schweigen. – Ich weiß, daß dieses Buch viel Widerspruch auslösen wird, hier wie dort, auf beiden Seiten, von denen wir deutschen Legionäre damals nie so recht wußten, welche die richtige und welche die verkehrte wäre. Wußte es Hitler selbst?

Wir haben gesehen, wie er sein Urteil über Franco zwischen 1936 und 1940 änderte. »Mag sein, daß meine Enttäuschung die Beurteilung beeinflußt«, sagte er im Oktober 1940 – also nach Hendaye – zu seinem Architekten Hermann Giesler. Dessen ausgezeichneter Bericht (*Ein anderer Hitler*, Leoni 1977) erschien erst, als ich das Manuskript meines Buches schon abgeschlossen hatte. Es faszinierte mich, weil es meine in vier Jahrzehnten gewonnenen Erkenntnisse über das Geschehen, an dem ich selbst – jung und ahnungslos – aktiv teilgenommen hatte, in überraschender Weise bestätigte. »Franco«, fuhr Hitler in seinem Gespräch mit Giesler fort, »ist keine Persönlichkeit, er ist absolutes Mittelmaß. Ohn die Jesuiten, die ihn nach meiner Meinung nicht nur beraten, sondern auch lenken, wäre er bedeutungslos. Sicher ist er schlau, auf seine Art, aber das sind Händler ja auch«.

Hitler sprach nur von den Jesuiten, die Franco lenkten, nicht von Canaris, dessen Rolle er 1940 noch nicht durchschaute. Aber den schlauen Franco hatte er damals schon erkannt. Um welche Art Schlauheit es sich bei diesem handelte, sagte mir Goebbels[27], als wir im Februar 1944 darüber sprachen, daß sich ein Teil des spanischen Klerus mit dem Gedanken abzufinden beginne, eine Bolschewisierung Europas sei unvermeidlich (sie war es damals sowenig wie heute). »Muß man sich über so viel Verkommenheit nicht die Haare raufen?« rief der Minister aus und suchte nach einer Erklärung: »Es ist die ›falsche Klugheit‹, die sich, wie Clausewitz sagt, der Gefahr entziehen will.« Nur so sei Francos Nachgeben gegenüber dem angloamerikanischen Druck zu verstehen:

»... aus lauter Feigheit läßt Franco sich alle britischen Anpöbeleien gefallen und arbeitet damit dem Bolschewismus in die Hände, vor dem wir sein Land bewahrt haben.« Wenige Monate später drosselte Franco – unter dem gleichen Druck – seine Wolframlieferungen ans Reich und befahl den Rückzug der spanischen »Blauen Division« von der Ostfront, womit er, wie ich damals schrieb, »das Odium des schimpflichen Verrates an dem deutschen Freund auf sich nahm«. Er mußte sich von einem seiner tapferen, anständigen Offiziere, dem Oberst Navarro, dem letzten Kommandeur der »Blauen Division«, in dessen letztem Tagesbefehl sagen lassen: »Wir wollen ausdrücklich feststellen, daß wir gegen unseren Willen heimkehren. Dies ist ein Tag der Trauer für Spanien, weil eine Forderung des Feindes erfüllt wurde und die Verräter frohlocken.« So sprachen und handelten die Spanier, die ihrem Volke – gleichgültig auf welcher Seite – Ehre machten, und die wir deswegen achteten, ehrten, ja liebten.

Franco gehörte nicht zu ihnen.

Wenn Hitler, so vertraute er Giesler bei dem oben zitierten Gespräch weiter an, »1936 schon Francos politische Ziele und ihn selbst erkannt hätte, dann wären seine Sympathien mehr auf der Seite derer gewesen, die sich gegen dies Feudalsystem und den Klerus richteten«. Einen Spanien gemäßen Sozialismus hätte er, sagte Hitler, bejaht, ein kommunistisches Spanien als Satellit der Sowjets aber nicht. Ein solches zu verhindern, sei eine europäische Aufgabe gewesen. Darum hätte er helfend eingreifen müssen.

Hier ist die Frage »Kämpfen wir auf der verkehrten Seite?«, die ich als ehemaliger Angehöriger der Legion Condor solange mit mir herumgeschleppt und diesem Buch zugrunde gelegt habe, mit Hitlers eigenen Worten im gleichen Sinne beantwortet. Wir standen auf der richtigen Seite, so verkehrt sie uns auch manchmal erschien und so tragisch sich

auch Francos »falsche Klugheit« für das Schicksal des deutschen und – mit einigen Jahrzehnten Verzögerung – auch des spanischen Volkes auswirken sollte. Sie trug – vielleicht sogar entscheidend – zu unserer Niederlage im Zweiten Weltkrieg bei. Heute muß die Hälfte unseres Landes das Schicksal tragen, das wir damals von Spanien noch einmal abwenden konnten: vom Sowjetimperialismus beherrscht zu werden. Wir deutschen Legionäre haben mit dazu beigetragen, die kommunistische Machtergreifung auf der Iberischen Halbinsel um ein rundes halbes Jahrhundert hinauszuschieben. Sie – nicht nur dort – endgültig zu verhindern, ist die Aufgabe einer neuen Generation. Ihr sei dies Buch in die Hand und ans Herz gelegt.

Buenos Aires, März 1978 Wilfred von Oven

Literaturverzeichnis

1. Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918 bis 1945, Baden-Baden/Frankfurt/Main/Bonn 1950–1964.
2. Donald S. Detwiler: *Hitler, Franko und GibraXltar,* Wiesbaden 1962.
3. Jan Colvin: *Master Spy, The Incredible Story of Admiral Wilhelm Canaris who, while Hitler's Chief of Intelligence, was a Secret Ally of the British,* New York 1951.
4. Adolf Hitler: *Mein Kampf,* München 1933.
5. Angel Viñas: *La Alemania nazi y el 18 de julio,* Madrid 1974.
6. Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg/Br.: OKM Box 20: PG 48903, S. 6–11.
7. Ladislas Farago: *The Game of the Foxes,* London 1972.

8. Karl Heinz Abshagen: *Canaris, Patriot und Weltbürger,* Stuttgart 1949.
9. R. Hidalgo Salazar: *La Ayuda Alemania a España 1936–39,* Madrid 1975.
10. Documents on German Foreign Policy, Series D, Vol. III, London 1951.
11. Hugh Thomas: *The Spanish Civil War,* London 1961.
12. Salvador de Madariaga: *Spain,* London 1942.
13. Gregorio Marañón: *Liberalism and Communism,* Londen 1937.
14. Juan Antonio Ansaldo: *¿Para Qué?*, Buenos Aires 1951.
15. Alfred Kindelán y Duany: *Mis Cuadernos de Guerra,* Madrid 1945.
16. Jean Creac'h: *Le Coeur et l'Epée,* Paris 1958.
17. Ramón Garriga Alemany: *La Legión Cóndor,* Madrid 1975.
18. Fabian v. Schlabrendorff: *Offiziere gegen Hitler,* Frankfurt/Main 1960.
19. Dr. Henry Picker: *Tischgespräche im Führerhauptquartier,* Stuttgart 1976.
20. Ramón Serrano Súñer: *Entre Hendaye y Gibraltar,* Madrid 1947.
21. Aus dem Gedicht *Beherzigung* (1789).
22. Carl Vincent Krogmann: *Es ging um Deutschland,* Leoni 1976.
23. Paul Schmidt: *Statist auf diplomatischer Bühne 1923–1945,* Bonn 1949.
24. Max Domarus: *Hitler, Reden und Proklamationen 1932–45,* Wiesbaden 1973.
25. Franz Halder: *Kriegstagebuch,* Bundesarchiv Koblenz.
26. A. von Ribbentrop: *Deutsch-Englische Geheimverbindungen,* Tübingen 1967.
27. Wilfred v. Oven: *Finale Furioso. Mit Goebbels bis zum Ende,* Tübingen 1974.
28. Walter Warlimont: *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht 1939–1945,* Frankfurt/Main 1962.
29. Winston S. Churchill: *Der Zweite Weltkrieg,* Zürich 1949–53.

30. Ernst v. Weizsäcker: *Memoirs,* London 1951.
31. Helmut Sündermann: *Tagesparolen,* Leoni 1973.
32. Walther Hubatsch: *Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939–1949,* Frankfurt/Main 1962.
33. Joaquín Arrarás Iribarren (Hg.): *Historia de la Cruzada Española,* Madrid 1940/43.
34. Douglas Jerrold: *Georgian Adventure,* London 1937.
35. M. Iribarren: *Una Perspectiva Histórica de la Guerra en España,* Madrid 1941.
36. Manuel Aznar: *Historia Militar de la Guerra de España,* Madrid 1940.
37. Schweickhard, Gen. d. Fl., Kriegswiss. Abt. Luftwaffe, Arbeitsgruppe Spanienkrieg: *Studie über das Unternehmen »Feuerzauber«,* Berlin 8. 3. 1940, Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg/Breisgau.
38. Luis María de Lojendio: *Operaciones Militares de la Guerra de España 1936–1939,* Madrid 1940.
39. Manfred Merkes: *Die deutsche Politik im Spanischen Bürgerkrieg,* Bonn 1969.
40. Liddel Hart: *The Other Side of the Hill,* London 1948/1956.
41. Alfred Kantorowicz: *Unternehmen Feuerzauber,* Deutsches Allgeneines Sonntagsblatt, Hamburg, 24. April 1977.
42. Internationaler Militärgerichtshof (IMT): Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher, Blaue Serie, Bd. I–XLII, Nürnberg 1947–49.
43. Galeazzo Graf Ciano: *Tagebücher,* Bern 1946.
43a. Willy Brandt: *Draußen,* Schriften während der Emigration, hg. v. Günter Struve, München 1966.
44. Willy Brandt: *Ein Jahr Krieg und Revolution in Spanien,* Arch. Intern. Inst. Sozialgesch., Amsterdam 1937.
45. Antoine de Saint-Exupéry: *Terre des hommes,* Paris 1938.
46. Richard Rumbold: *The Winged Life. A Portrait of Antoine de Saint-Exupéry,* London 1953.
47. *The General Cause.* Mass Lawsuit brought by the Spanish Nationalist Government (Preliminary Report), Madrid 1953.
48. Arthur Koestler: *The Invisible Writing,* London 1954.

49. Willy Brandt: *Briefe des Genossen Willy, Februar bis Juni 1937,* hg. v. Auslandsleitung SAP, Paris.
50. Willy Brandt: *Mein Weg nach Berlin,* 1960.
51. Max Graf Hoyos: *Pedros und Pablos,* München 1939.
52. Werner Beumelburg: *Kampf um Spanien. Die Geschichte der Legion Condor,* Oldenburg i. O. 1939.
53. Walter G. Krivitsky: *I was Stalin's Agent,* London 1939.
54. Heinz Guderian: *Erinnerungen eines Soldaten,* Heidelberg 1950.
55. Ernest Hemingway: *For Whom the Bell Tolls,* New York 1940.
56. Santiago Carillo: Zitat aus seinem 1974 erschienenen Buch in »New York Times«, wiedergegeben in »El Pais«, Montevideo 16. 1. 1977.
57. Ricardo Rambal: *Réplica,* wiedergegeben in »League Review«, London *15*/1977.
58. Johannes (Juan) Bernhardt: Geschichtliche Niederschriften, begonnen Juni 1976 in München, unveröffentlicht, Kopie im Besitz des Verfassers. (Anmerkung des Verlages: Die Ansichten Bernhardts über Franco, dessen aufrichtiger Freund und Bewunderer er heute noch ist, unterscheiden sich von denen des Autors in wesentlichen Aspekten.)
59. Pablo Azcarate y Florez: *Memoiren,* unveröffentlicht, zitiert von Hugh Thomas, s. u. 11.
60. United States Government: *The Foreign Relations of the United States,* Washington 1952–54.
61. Berryer: *Red Justice,* London 1937.
62. Luis Araquistain Quevedo in »New York Times« 4. 6. 1939.
63. Hans-Henning Abendroth: *Deutschlands Rolle im Spanischen Bürgerkrieg,* in: *Hitler, Deutschland und die Mächte,* Bonner Schriften zur Politik und Zeitgeschichte, Bonn 1976.
64. Auswertungsstab Rügen, Lüneburg 1938, Geh. Kdo. Sache 7179/38.
65. Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg/Br.: RL 2/v. 3193.
66. Adolf Galland: *Die Ersten und die Letzten. Jagdflieger der deutschen Luftwaffe,* Darmstadt 1955.
67. Vicente Talón: *Arde Guernica,* Bilbao 1973.

68. G. L. Steer: *The Tree of Guernica,* London 1938.
69. Hugo Sperrle in »Die Wehrmacht«, Berlin Mai 1939.
70. Kurt von Schuschnigg: *Ein Requiem in Rot-Weiß-Rot,* Zürich 1947.
71. Peter Kleist: *Auch Du warst dabei,* Heidelberg 1952.
72. Julio Alvarez del Vayo: *The Last Optimist,* London 1950.
73. Robert Brasillach/Maurice Bardèche: *Histoire de la Guerre d'Espagne,* Paris 1939.
74. Jesús Hernández Tomás: *Yo fui un Ministro de Stalin,* Mexiko 1953.
75. *The Spanish Government and the Axis,* Washington 1946.

Personenverzeichnis

A
Abd el Krim 23
Abendroth, Hans Henning 396
Abshagen, Karl Heinz 27
Adenauer, Konrad 167
Aguirre (Präs. d. bask. Regierung) 416
Alba, Herzog von 371f, 486
Alda, Ruiz de 56
Alders, Jacob 147
Aldinger (Oberleutnant) 361
Alexander d. Gr. 189
Alfons XIII. (König von Spanien) 27, 50, 442
Alvarez Buylla, Arturo 114f, 124f
Alvarez del Vayo, Julio 468
Ansaldo, Juan Antonio 35, 40f, 406, 409, 460
Anton, Francisco 472
Antonow-Owsejenko 295, 471
Aranda Mata, Antonio 240f, 452, 460
Arranz, Francisco 144f, 152, 156, 161, 163f, 166, 177, 195, 266
Ascasio, Francisco 218
Asensio Cabanillas, Carlos 124f, 284f, 310
Asensio Torado, José 522
Azana y Diaz, Manuel 36f, 51, 110, 115, 209f, 216, 236, 239, 266, 312f, 389ff, 393, 501, 503, 521
Azarolo (Admiral) 228
Azcarate y Florez, Pablo 371
Aznar, Manuel 123, 215

B
Baillet-Latour, Henri Graf de 205
Bakunin, Michael 219, 318
Balmers Alonso, Amadeo 119
Barcia y Trelles, Augusto 265f
Barron 310
Bastian (Flugkapitän) 267
Bastico, Ettore 405
Batet Mestres, Domingo 118, 227
Bebb (Pilot) 116, 118, 130
Beck, Ludwig 98, 304
Beigbeder Atienza, Juan 38f, 124f, 129, 131f
Beimler, Hans 207, 211, 213, 465
Bernhardt, Johannes (Juan) 133–145, 150–159, 161, 163f, 166–171, 176f, 180f, 183–186, 188–196, 198, 200, 266, 281, 300, 305, 335–340, 342–357, 371, 374, 395–398, 426–429, 437, 444, 473, 475–480, 483, 489, 494
Bertram, Otto 146, 148f
Berzin, Jan A. 296, 327, 410, 471
Beumelburg, Werner 263, 386, 417, 448, 524
Bismarck, Otto Fürst von 173
Bley, Wulf 525
Blomberg, Werner Frhr. von

186–189, 297f, 304, 306, 308, 370, 388, 447
Blum, Leon 175, 456
Bock, Fedor von 85
Bodenschatz (Generalleutnant) 81
Bohle, Ernst Wilhelm 75, 166–169, 494
Bolin, Luis 116f, 130f, 146f, 371
Bonin (Staffelkapitän) 492
Bormann, Martin 81
Borow 471
Bothe (Leutnant) 309
Brandt, Willy 215, 221f, 224, 226, 230–234, 236, 502
Braubach (Oberstleutnant) 366
Brauchitsch, Walter von 81, 85, 447
Brosch (Konsul) 150
Brückner, Wilhelm 169ff
Buenaventura Durruti 219
Bull, John 427
Burbach, Friedhelm 169

C
Cabanellas y Ferrer, Miguel 41, 44, 66, 238, 340, 342
Calvo Sotelo, José 37, 40f, 54, 107ff, 111f, 120f, 146, 216
Campins (General) 227
Canaris, Wilhelm 14, 24–33, 38ff, 43f, 49, 54f, 63, 71, 75, 78f, 82, 84f, 88, 91ff, 95f, 98, 100, 102, 117, 132, 136, 146, 165, 176f, 182, 187, 265, 388f, 424, 439f, 445, 458f, 475f, 485, 489f, 496f, 504, 527
Cantalupo, Randolfo 370, 405
Caridad Pita (General) 228
Carillo, Roman 526
Carillo, Santiago 320f, 391, 488
Carlos, Alfonso 44
Don Carlos 242
Carls (Generaladmiral) 85
Carranza-Fernandez-Reguera, Fernando 348
Casado (Oberst) 503f
Casares Quiroga, Santiago 37, 108f, 111, 113, 121–125, 127f, 217, 235
Castejon (Major) 284, 310
Castillo, José 111
Castro, Fidel 108, 317
Cervantes Saavedra, Miguel de 502
Chamberlain, Arthur Neville 457, 485, 496, 504
Chilton, Henry 372
Churchill, Winston S. 86, 92f, 371ff, 376, 421, 496f
Ciano, Galeazzo Graf 20, 57, 97f, 130f, 437, 454, 468, 486, 488, 516
Cierva, Ricardo de la 320
Cisneros, Hidalgo de 375f
Claudel, Paul 227
Clausewitz, Carl von 527
Codovilla, Vittorio 296
Colvin, Jan 24, 82, 93, 99
Companys y Jover, Luis 216f, 219
Condes, Fernando 107f, 112f, 216
Contreras, Carlos (Vittorio Vidali) 296, 502
Cooper, Duff 496
Cortes Gonzales, Santiago 253ff
Coubertin, Pierre de 207
Coupette (Kapitän z. S.) 176, 187
Creac'h, Jean 47
Crohn (Hauptmann) 309
Cuenca, Vittoriano 107ff, 112f

D
Dahlem, Franz 213
Davila (General) 41, 422, 443
Delgado Serrano 310
Delmer, Sefton 317
Detwiler, Donald S. 89
Deventer (Oberleutnant) 501
Diaz Trechuelo (Hauptmann) 290
Dieckhoff, Hans Heinrich 132
Dollfuß, Engelbert 48
Dollmann (Generaloberst) 81
Domarus, Max 86, 489
Douglas (Jacob Schmutschkiewitsch) 317
Douhet (General) 262, 454
Draeger (Konsul) 158
Dumont (Oberst) 329
Du Moulin-Eckart, Karl M. Graf 49f, 158f, 278f
Duran, Carillo 290
Durruti 330

E
Eberhard (Oberleutnant) 293, 361
Ebert, Friedrich 167
Echevarrieta y Maruri, Horacio 27ff
Eden, Anthony 424, 429f, 434, 437, 440, 496f
Einstein, Albert 457
Enrique y Taracon, Msg. Vicente 526
Ezratty, Ino 27

F
Fal Conde, Manuel 44f, 54
Fanjul Goni, Joaquin 234ff
Farago, Ladislas 26f, 177
Faupel, Wilhelm 33–81, 281, 357, 362f, 370, 373f, 387f, 411, 422, 425
Fernandez Aguilar (Nicolas Franco) 351
Fernandez Cuesta, Raimondo 442
Fiessler, Christoph 157f
Fischer (Admiral) 419
Fischer, Robert 169
Fitzmaurice (Flieger) 50
Fitz Patrick 295
Flick, Harald 147f
Franco, Carmen 55, 375
Franco y Bahamonde, Francisco passim
Franco, Nicolas 43, 45–50, 296, 338f, 351f, 375, 445, 502
Franco, Roman 50–53, 56, 209
François-Poncet, André 370
Fritsch, Frhr. von 388, 447
Führing, H. H. 525
Funck, Hans Frhr. von 411

G
Galan Rodriguez, Francisco 209
Galland, Adolf 363, 409, 418, 432, 450
Gambara, Gastone 58
Garcia de la Herran, Miguel 234, 236
Garcia Lorca, Federico 229f
Garcia Morato (Hauptmann) 292
Garcia Oliver, José 219, 318, 390
Garriga Alemany, Roman 58, 70, 177, 388, 486
Gaulles, Charles de 315
Gaus, Friedrich Wilhelm 81
Gazapo Valdes (Oberst) 121
Gerö, Ernö 214
Gessler, Otto 30
Giesler, Hermann 527f
Gimenez Caballero (Schriftsteller) 66

Giral y Pereia, José 238, 265, 313f
Goded Llopis, Manuel 183, 209, 216ff, 240
Goebbels, Joseph 14, 77, 90, 165, 170, 228, 298, 376, 455, 508, 511, 527
Göring, Hermann 81, 84, 88, 90, 164f, 186–194, 258, 262f, 269, 299, 335–339, 342ff, 346, 348, 356f, 361f, 389, 398, 415, 417, 429, 475, 477–480, 508, 512
Goethe, Johann Wolfgang von 68
Goicoechea, Antonio 163
Gomez (Wilhelm Zaisser) 179, 211, 254f
Gomez Morato, Agustin 114ff, 122ff
Gonzales, Manuel 239f
Gonzalez Bueno, Pedro 442
Gorjew (Jan A. Berzin) 296
Gottwald, Klement 316
Gragmann (Oberstleutnant) 492
Grandi (ital. Außenminister) 413
Grimmelshausen, H. J. Chr. von 227
Groener, Wilhelm 30
Guderian, Heinz 192, 303f, 365–368, 384, 449
Guerrero (Arzt) 146
Guillermo (Wilhelm Canaris) 374

H
Härle (Oberstleutnant) 492
Halder, Franz 89
Halifax, Edward Fr. L. W. Lord 87, 89
Hamilton, Lord 345f
Handrick (Oberstleutnant) 492
Harder (Oberleutnant) 418
Hassan II. (König von Marokko) 124
Hassel, Ulrich von 382
Hedilla Larrey, Manuel 62f, 68–72, 77ff, 422
Hefter (Pilot) 293
Heinemann, Gustav 390
Henke, Alfred 145–149, 151f, 156ff, 160–163, 195–198, 212, 263, 293
Henriot, Edouard 174
Hemingway, Ernest 215, 471, 524
Heredia, Marquis von 111
Hermann (Leutnant) 293
Hernandez, Jesus 502
Hess, Alfred 345
Hess, Rudolf 75, 165f, 169f, 175f, 180, 343–346
Hindenburg, Paul von 72, 97
Hitler, Adolf passim
Hodgson, Robert 372, 425
Höfer, Werner 317
Hoffmann (General) 214
Hossbach 388
Houwald (Pilot) 293
Hoyos, Marx S. Graf 261f, 525
Hünefeld (Flieger) 50
Huete (Bankdirektor) 396f
Hull, Cordell 457
Huntzinger (General) 17

I
Ibarruri, Dolores (Pasionaria) 235, 313, 390, 472, 503, 526

J
Jagwitz, Eberhard von 343
Jerrold, Douglas 116
Jodl, Alfred 92, 94, 298

Jordana y Sousa, Graf 97, 442, 474
Jouvenel, Bertrand de 174
Juan Carlos (König von Spanien) 472, 525f

K
Kahle, Hans 329
Kantorowicz, Alfred 179, 525
Karl I. (König von Spanien) 510
Karl V. (Kaiser von Deutschland) 510
Katz, Otto 228, 414
Keitel, Wilhelm 60, 81, 85, 182, 447, 479f
Kennedy, Joseph 457
Kesselring (Feldmarschall) 85
Kindelan y Duany, Alfredo 43, 45f, 52, 116, 198, 200, 251, 261, 275, 290, 292f, 411, 452, 521
Kitchener (Lord) 456
Köcher (Konsul) 373
Köhl (Flieger) 50
Köhn 75–78
Körner, Pilli 343
Koestler, Arthur 228, 414, 524
Koltsow, Michail 296, 320, 471
Konjew 317
Kleber, Emilio 316, 327
Klein (Pilot) 293
Kluge (Feldmarschall) 85, 366
Knickerbocker, H. R. 523f
Knüppel (Pilot) 293, 361
Kraneck, Wolfgang 165, 169, 171
Krivitzky, Walter 294, 297, 393
Kriwoschein (General) 366–370, 375, 518
Kroeger 75f
Krök (Staffelkapitän) 492
Krogmann, Carl Vinzent 76
Kühlenthal (General) 132
Kulik 471

L
Langenheim, Adolf 144f, 152, 158, 164, 166, 168f, 171, 180, 192, 195
Lapuente y Bahamonde (Major) 120, 124
Largo Caballero, Francisco 28, 51, 215, 250, 313f, 317f, 322, 365, 389ff, 393, 420f, 470, 522
Ledesma Ramos, Ramiro 66
Leeb (Feldmarschall) 85
Leguia, Augusto B. 73f
Lenin, Wladimir Iljitsch 236
Lent, A. 525
Lerroux (Ministerpräsident) 51
Liddel Hart, Basil Henry 178
Lindbergh, Charles 50
List (Feldmarschall) 85
Lister, Enrique 233
Litwinow 296
Llano de Encomienda (General) 402
Loewenstein, Hubertus Prinz zu 524
Lojendio, Luis Maria de 128
Lojewski (Oberst) 492
Longo, Luigi 214
Lopez-Amor Jimenez, José 217
Ludwig XVIII. (König von Frankreich) 21
Luca de Tena y Alvarez Ossorio, Torcuato 116, 130

M
Machado, Gerardo 107
Mackensen (Staatssekretär) 79
Madariaga, Salvador de 35, 231
Magaz (Marquis) 486

Maisky, Iwan M. 413
Malaparte, Curzio 66, 524
Malinowsky 317
Malraux, André 214, 315, 471, 524
Mangada, Julio 209ff
Manolito (Malinowsky) 317
Maranon, Gregorio 35, 471
March, Juan 29, 185
March, Werner 205
Marismas, Marquis de las (Marquis de Valdeiglesias) 283
Martinez, Miguel (Rokossowsky) 316
Martinez Anido, Severiano 443, 498
Martinez Barrio, Diego 110, 238f
Martinez Monje (General) 239
Marty, André 315
Matthews, Herbert 317, 523
»Max Winkler« 257
Medina (Vittorio Codovilla) 296
Mendizabal, Gil (Hauptmann) 290
Menendez Pidal (Schriftsteller) 471Menendez Raigada (Bischof) 443
Menghin, Oswald 134f
Mesa Velazquez, Guillermo 321
Miaja Menant, José (General) 209, 238, 326f, 330f, 417
Milch, Erhard (Feldmarschall) 85, 193, 257, 269, 388, 455
Millan Astray y Terreros, José (General) 306
Mitford-Redesdale, Jessica 524
Modesto, Juan 455
Mölders, Werner (Oberst) 432, 476, 492, 512
Mola Vidal, Emilio (General) 33f, 40ff, 45, 53, 71, 117f, 131, 138, 146, 151, 159f, 163f, 183f, 218, 238, 240, 242, 282ff, 295, 301, 325ff, 329, 340, 353ff, 399f, 415, 422, 443, 521f
Molotow, Wjatscheslaw M. 94, 296, 366, 518
Montgomery, Bernhard L. 101
Moreau, Rudolf von (Oberleutnant) 247, 249, 261f, 292f, 328, 331, 361
Moreno (Hauptmann) 112f
Moscardo Huarte, José (General) 244ff, 248, 252, 381, 522
Mosley, Oswald 376
Müller, Josef 98f
Münzenberg, Willi 207, 228ff, 294, 413t
Munoz Grandes (General) 60
Mussolini, Benito 22, 48, 53, 57f, 60, 66f, 82, 84, 92, 98, 102, 130, 262, 307, 370, 382, 389, 421ff, 438, 448, 454, 468f, 476, 489f, 504, 516

N
Nangle 295
Napoleon Bonaparte 46, 56, 86, 189
Naumann, Friedrich 167
Navarro (Oberst) 528
Negrin Lopez, Juan 393, 421, 455ff, 467f, 472f, 481f, 498, 501, 503f
Nin, Andres 502
Noske, Gustav 25
Nowak 327
Nunhes 352

O
Oppmann (Oberst) 330

Orgaz y Yoldi, Luis (General) 119, 139, 145, 149, 195, 197
Orlow, Alexander 296, 502
Ortega y Gasset, José 471

P
Pacelli (Kardinal) 416
Pasionaria (Dolores Ibarruri) 235, 313, 390, 472, 503, 526
Paulito (Konjew) 317
Perez de Ayala (Schriftsteller) 471
Pétain, Philippe 17, 97, 174
Philipp II. (König von Spanien) 242
Picasso, Pablo 414
Picker, Henry 60, 101, 178f, 376
Pieck, Wilhelm 214
Pistorius (Fregattenkapitän) 195
Pius XI. (Papst) 59
Planitz (Leutnant) 327
Plocher, Hermann 412, 492
Pola, Zita 55
Pollard, Hugh 116f, 371
Ponte (General) 41
Portago (Marquis) 159, 283
Primo de Rivera y Orbaneja, Fernando 56, 314
Primo de Rivera y Orbaneja, José Antonio 41, 45f, 54, 60, 62, 64, 66, 111, 183, 314, 390, 442, 489
Primo de Rivera y Orbaneja, Miguel 28f, 50, 64, 390
Prieto y Tuero, Indalecio 28, 51, 66, 69, 393, 418ff, 454f, 472, 522

Q
Queipo de Llano y Serra, Gonzalo 42, 51f, 126, 151, 156–159, 164, 184, 209, 301, 306, 446, 500
Quinones de Leon 486

R
Raeder, Erich 370, 388
Rambal Madueno, Ricardo 321
Ramirez (span. Wirtschaftsminister) 352ff
Redesdale (Lord) 376, 524
Redonodo y Ortega, Onesimo 66
Reichenau (Feldmarschall) 85, 304, 388
Renn, Ludwig (Vieth von Golssenau) 213, 524
Riano Herrero, Luis 266, 269
Ribbentrop, Annelies von 90, 93
Ribbentrop, Joachim von 20, 81f, 94ff, 100, 170, 295, 366, 413, 447, 486, 518
Richthofen, Manfred Frhr. von 361
Richthofen, Wolfram Frhr. von 89, 140, 332, 361, 363f, 403, 412, 440, 490f, 494, 498–501, 506, 508, 510
Riquelme (General) 288
Roatta (General) 278f, 299ff, 307, 381, 405
Robles, Gil 64, 108, 111f
Rodriguez y Diaz de Lecea (Oberst) 291
Rojo, Vicente (Major) 248, 327, 455, 522
Rokossowsky, Konstantin K. 316
Rolland, Ino von 26ff, 38f, 44, 54f
Romerales, Quintero (General) 114f, 120, 122, 228
Rommel, Erwin (Generalfeldmarschall) 94, 101

Roosevelt, Franklin D. 94, 457, 511
Rosales, Luis (Schriftsteller) 229
Rosas, Reed (Wilhelm Canaris) 33
Rosenberg, Marcel Moses 296, 314, 391, 393, 420, 470f
Rudel (Oberst) 363, 450
Rumbold, Richard 224
Runciman (Lord) 478
Rundstedt (Feldmarschall) 85
Ruser, Hans 158

S
Saenz de Buruaga (Oberst) 123ff, 138f
Saint-Exupéry, Antoine de 224
Salazar de Oliveira, Antonio 351–354
Salazar, R. Hidalgo 31, 146, 158, 177, 374, 377, 388f, 411, 458, 468, 482, 499
Salcedo (General) 228
Saliquet (General) 41
Sanchez Albornoz (span. Botschafter) 352
Sander (Hugo Sperrle) 374
Sandys, Duncan 372
Sangroniz y Castro, José Antonio 445
Sanjurjo Sacanell, José (General) 33, 35, 37–41, 53, 117, 131, 146, 183, 238, 301, 351
Sartre, Jean Paul 524
Sauermann (Konsul) 147
Segui Almuzara (Oberst) 121ff
Seidel, Hanns 167
Seidemann (Oberst) 492
Serra Bartolomé, Moises 235f
Serrallach, José Antonio 63
Serrano Suner, Ramon 20, 55–60, 62ff, 67f, 70, 76, 92, 94, 97ff, 100, 179, 232, 375, 442, 498, 521
Sinclair, Upton 524
Solchaga (Generalstabschef) 400, 402, 407, 412, 416
Spender, Stephen (Schriftsteller) 471
Sperrle, Hugo (General) 80f, 85, 90, 361ff, 374, 378ff, 386, 388, 399–404, 407f, 411f, 414, 416f, 422ff, 440, 492, 500
Suckert, Kurt (Curzio Malaparte) 66
Suner y Ferrer, Tomas (Konsul) 347

Sch
Schacht, Hjalmar (Reichswirtschaftsminister) 395, 398
Scheele, Alexander von (Major) 256f, 261, 274f, 293
Schellmann (Oberleutnant) 477
Schlabrendorff, Fabian von 55, 91, 96
Schmidt, Paul (Dolmetscher Hitlers) 84, 97, 100
Schmutschkiewitsch, Jakob 317
Schulze, Helmut (Flieger) 298
Schuschnigg, Kurt von 447f
Schwendemann, Kurt 151, 264, 268, 291

St
Stackelburg, Carl G. von 525
Staimer, Lore 214
Staimer, Richard 214
Stalin, Josif W. 229, 297, 315ff, 368f, 372, 391, 420f, 470f, 485
Starik (Jan A. Berzin) 296
Staschewsky, Arthur 421, 471

Stern, Lazar 316
Stille, Hans 281
Stohrer, Eberhard von (dt. Botschafter) 59, 74, 81, 93, 425f, 428f, 437, 439, 443, 454, 473, 486, 497, 504
Stülpnagel, Otto von (General) 304
Sturm, Juan 266

T
Talon, Vicente 414f
Tella (Major) 284
Thälmann, Ernst 208, 211f, 258, 315, 329, 378
Thoma, Wilhelm Ritter von (Oberst) 302–306, 309, 327, 337, 364f, 370, 374, 379, 384, 450f, 460
Thomas (Oberst) 337
Thomas, Hugh 34, 42, 47, 57, 66, 68, 72, 109, 177f, 181, 209, 215, 227, 230f, 284, 308, 503
Thorez, Maurice 214
Tito, Josip 215
Togliatti, Palmiro 214, 504
Todt, Wilhelm 60
Trautloft (Pilot) 293
Tresckow, Henning von (Generalmajor) 91
Tuchatschewskij, Michail N. 175

U
Udet, Ernst (Generaloberst) 361, 449f
Ulbricht, Walter 213, 316
Unamuno, Miguel de 472

V
Varela Iglesias, José Enrique 118, 252, 310f, 314, 320, 443
Veltjens, Josef 283
Vidali, Vittorio 296, 502
Vieth von Golssenau, Arnold 213
Vigon Suerodiaz, Juan (General) 34, 92, 400ff, 404, 407f, 412, 434, 459f, 499f, 522
Vinas, Angel 24, 27, 31, 278, 281, 347
Voelckers, Hans H. 291f, 358, 373
Volkmann, Hellmuth (General) 81, 412, 431, 437, 440f, 448f, 459, 466f, 473, 481ff, 491, 494, 499

W
Waltersdorf (Walter Warlimont) 335
Warlimont, Walter (General) 92, 276, 298–303, 305–308, 336f, 357f, 374, 377, 388, 399
Wegener (Konsul) 150
Wehner, Herbert 213
Wehnert (Oberstleutnant) 492
Weizsäcker, Ernst Frhr. von 95
Welczek, Johannes (Graf) 263, 426, 504
Wilberg (General) 194, 257, 275
Witzleben (Feldmarschall) 85

Y
Yague Blanco, Juan de (Oberst) 123, 127, 138, 251f, 274, 277, 283f, 288, 290, 293, 295, 303ff, 308, 310, 336, 355, 379, 450f, 467, 483, 501

Z
Zaisser, Wilhelm (General Gomez) 179, 211, 254f
Zech, Herbert (Flieger) 298
Ziegler (Hauptmann) 309

Zeittafel

28. 1. 1930 Diktator General Primo de Rivera zurückgetreten.
12. 12. 1930 Antimonarchistischer Militärputsch niedergeschlagen.
14. 4. 1931 König Alfons XIII. geht ins Exil. Republik ausgerufen.
10. 8. 1932 General Sanjurjo macht ersten nationalistischen Putsch.
29. 10. 1933 José Antonio Primo de Rivera gründet Falange.
4. 10. 1934 Generalstreik. Roter Aufstand Asturien niedergeschlagen.
16. 2. 1936 Volksfront-Wahlsieg. Manuel Azaña bildet Regierung.
13. 7. 1936 Monarchistischer Abgeordneter Calvo Sotelo ermordet.
16. 7. 1936 Nationale Erhebung beginnt vorzeitig in Melilla (Marokko).
17. 7. 1936 Ganz Spanisch Marokko in der Hand der Rebellen.
18. 7. 1936 Revolte beginnt auch in Spanien – Flotte meutert, setzt rote Fahnen – Queipo de Llano hält in Sevilla erste Rundfunkrede – Ministerpräsident Casares Quiroga zurückgetreten, Martínez Barrio bildet Regierung.
19. 7. 1936 Franco trifft (von den Kanarischen Inseln) in Tetuan ein.
20. 7. 1936 Franco erbittet Hilfe von Mussolini – Putschführer General Sanjurjo tödlich verunglückt – Lufthansa-Flugzeug D-APOK von Rebellen in Las Palmas (Teneriffa) beschlagnahmt.

22. 7. 1936 Auswärtiges Amt protestiert gegen Flugzeugbeschlagnahme.
23. 7. 1936 Franco schickt D-APOK mit Johannes Bernhardt über Sevilla–Marseille nach Berlin, um Flugzeuge und Waffen von Hitler zu erbitten.
24. 7. 1936 Bernhardt-Mission in Berlin – Nationale Regierungs-Junta in Burgos gebildet, Präsident General Cabanellas.
25. 7. 1936 Bernhardt bei Bohle und Hess, abends bei Hitler in Bayreuth. Hitler sagt Franco Hilfe zu.
26. 7. 1936 Göring setzt »Sonderstab W« für Spanienhilfe ein, stellt sofort 20 Transportmaschinen, 6 Jäger u. a. bereit.
28. 7. 1936 D-APOK fliegt nach Tetuan zurück, bringt am gleichen Tag erste »Moros« nach Spanien.
31. 7. 1936 HISMA in Tetuan gegründet.
1. 8. 1936 Eröffnung Olympische Spiele Berlin.
6. 8. 1936 Erstes Treffen Canaris–Franco in Sevilla.
10. 8. 1936 Yagües Kolonialtruppen nehmen Mérida.
13. 8. 1936 Deutsche Ju 52 bombardiert rotes Panzerschiff »Jaime I.«
14. 8. 1936 Badajoz gestürmt.
24. 8. 1936 Deutschland unterzeichnet Nichteinmischungs-Abkommen.
25. 8. 1936 Sowjetunion nimmt diplomatische Beziehungen zu Madrid auf.
29. 8. 1936 Deutscher Bombenangriff auf Kriegsministerium Madrid.
1. 9. 1936 Obstltn. Warlimont Verbindungsoffizier zu Franco.
3. 9. 1936 Yagüe nimmt Talavera de la Reina.
4. 9. 1936 Ministerpräsident Giral durch Largo Caballero abgelöst, Volksfrontregierung mit Kommunisten gebildet.
28. 9. 1936 Belagerter Alcázar von Toledo entsetzt.
29. 9. 1936 Staatsstreich Francos; wird zum »Generalissimus und Staatschef« proklamiert. (1. 10. 39.).
14. 10. 1936 Erste Internationale Brigade aufgestellt. System der

politischen Kommissare in republikanischer Armee eingeführt.

15. 10. 1936 ROWAK gegründet.
15. 10. 1936 Nationaler Angriff auf Madrid beginnt.
16. 10. 1936 Oviedo von General Mola entsetzt.
18. 10. 1936 Göring zum Bevollmächtigten für den Vierjahresplan ernannt.
23. 10. 1936 Präsident Azaña flieht nach Katalonien.
24. 10. 1936 Graf Ciano bei Hitler.
25. 10. 1936 Spaniens Gold nach Moskau verladen.
25. 10. 1936 Deutsch-italienisches Bündnis: Achse Berlin–Rom.
29. 10. 1936 Massive sowjetische Kriegslieferungen treffen ein.
30. 10. 1936 Zweite Begegnung Canaris–Franco in Cáceres.
30. 10. 1936 General Mola übernimmt Oberbefehl Madrid-Front.
31. 10. 1936 Befehl zur Aufstellung der Legion Condor.
6. 11. 1936 Regierung Largo Caballero flieht nach Valencia. In Madrid Verteidigungs-Junta von Kommunisten gebildet.
7. 11. 1936 Massenerschießung politischer Häftlinge in Madrid.
7. 11. 1936 Sturmangriff auf Madrid beginnt.
7. 11. 1936 Erstes Schiff mit deutschen Legionären verläßt Stettin.
16. 11. 1936 Erstes Kontingent Legion Condor in Sevilla.
18. 11. 1936 Deutschland und Italien anerkennen Franco-Regierung.
19. 11. 1936 José Antonio Primo de Rivera in Alicante erschossen.
28. 11. 1936 General Faupel deutscher Geschäftsträger in Salamanca.
15. 1. 1937 Madrid-Offensive erfolglos eingestellt.
8. 2. 1937 Italiener erobern Málaga.
12. 2. 1937 General Faupel zum Botschafter ernannt.
27. 2. 1937 Neuer Madrid-Angriff bei Jarama abgebrochen.
8. 3. 1937 Italienische Guadalajara-Offensive beginnt.
18. 3. 1937 Nach schweren Verlusten eingestellt. Guadalajara nicht erreicht. Geringer Geländegewinn.

31. 3. 1937 Mola tritt zur Vizcaya-Offensive (Bilbao) an.
26. 4. 1937 Guernica bombardiert.
16. 5. 1937 Ministerpräsident Largo Caballero durch Negrín abgelöst.
29. 5. 1937 Bomben auf Schlachtschiff »Deutschland«.
31. 5. 1937 Deutscher Vergeltungsangriff auf Almería.
2. 6. 1937 General Mola tödlich verunglückt.
19. 6. 1937 Bilbao genommen.
4. 7. 1937 Rote Entlastungsoffensive Brunete.
12. 7. 1937 Deutsch-spanischer Wirtschaftsvertrag.
25. 7. 1937 Brunete zurückerobert.
25. 8. 1937 Santander in nationaler Hand.
25. 8. 1937 Mussolini besucht Deutschland.
23. 9. 1937 Botschafter v. Stohrer löst Faupel ab.
9. 10. 1937 Franco beschneidet durch Dekret deutsche Minen-Rechte.
21. 10. 1937 Gijón gefallen.
30. 10. 1937 General Volkmann löst General Sperrle ab.
16. 11. 1937 Franco tauscht »diplomatischen Agenten« mit London und Paris aus.
16. 12. 1937 Rote Teruel-Offensive.
8. 1. 1938 Nationale Besatzung Teruels kapituliert.
12. 1. 1938 Drittes Treffen Canaris–Franco.
4. 2. 1938 Ribbentrop löst Außenminister v. Neurath ab.
21. 2. 1938 Teruel zurückerobert.
9. 3. 1938 Aragón-Offensive beginnt.
13. 3. 1938 Anschluß Österreichs.
16. 3. 1938 Mussolini läßt Barcelona bombardieren.
2. 4. 1938 Lérida (Katalonien) genommen.
4. 4. 1938 Vierter Canaris-Besuch bei Franco.
5. 4. 1938 Sozialistischer Kriegsminister Prieto zurückgetreten.
15. 4. 1938 Franco-Truppen erreichen das Mittelmeer. Landverbindung Barcelona–Valencia abgeschnitten. Republik zweigeteilt.
21. 4. 1938 Franco beginnt vergebliche Offensive auf Valencia.
25. 7. 1938 Rote Ebro-Offensive beginnt.

28. 9. 1938 Francos Neutralitätserklärung für den Fall eines europäischen Krieges (gerichtet an England und Frankreich).
29. 9. 1938 Münchner Konferenz (Sudetenkrise).
29. 10. 1938 Nationaler Gegenangriff im Ebro-Bogen.
1. 11. 1938 Canaris zum fünften und letzten Mal bei Franco.
1. 11. 1938 General Volkmann durch v. Richthofen abgelöst.
16. 11. 1938 Rechtes Ebro-Ufer wieder feindfrei.
23. 12. 1938 Katalonien-Offensive beginnt.
4. 1. 1939 Rote Entlastungs-Offensive bei Córdoba.
15. 1. 1939 Tarragona eingenommen.
26. 1. 1939 Barcelona besetzt.
5. 2. 1939 Gerona gefallen. Negrín flieht über Toulouse nach Alicante.
9. 2. 1939 Nationale Truppen erreichen französische Grenze.
21. 2. 1939 Siegesparade Barcelona.
27. 2. 1939 England und Frankreich anerkennen Franco. Präsident Azaña tritt zurück.
6. 3. 1939 Regierung Negrín flieht nach Paris.
27. 3. 1939 Letzte Offensive (Toledo) beginnt. Säuberung Restgebiet.
30. 3. 1939 Valencia gefallen.
1. 4. 1939 Franco: Der Krieg ist beendet.
22. 5. 1939 Siegesfeier Legion Condor in León.
31. 5. 1939 Legion Condor wird in Hamburg triumphal empfangen.
6. 6. 1939 Hitler nimmt Legion-Condor-Parade in Berlin ab.
23. 8. 1939 Ribbentrop-Molotow-Pakt.
1. 9. 1939 Der Zweite Weltkrieg beginnt.

*Personallisten**

Personalliste J/88

Stab

1. Gruppenführer	Handrick	Gotthard	Hptm.
2. Adjutant	Neumann	Eduard	Lt.
3. Truppenarzt	Appel	Claus	St.A.
4. Führer Stabskp.	Rempel	Edgar	Lt.
5. Flugzeugführer	Ogaza	Hubert	Uffz.
6. Bordfunker	Brodnicke	Paul	Uffz.
7. Bordmechaniker	Lill	Christian	Uffz.

1. J/88

1. Staffelführer	Schellmann	Wolfgang	Oblt.
2. Flugzeugführer	Adolph	Walter	Lt.
3. Flugzeugführer	Awe	Fritz	Lt.
4. Flugzeugführer	Mayer	Hans Karl	Lt.
5. Flugzeugführer	Woitke	Erich	Lt.
6. Flugzeugführer	Priebe	Eckehard	Lt.
7. Flugzeugführer	Prestele	Ignatz	Ofw.
8. Flugzeugführer	Bartsch	Ulrich	Uffz.
9. Flugzeugführer	Borchers	Adolf	Uffz.
10. Flugzeugführer	Kroessmann	Heinz	Uffz.
11. Flugzeugführer	Quasinowski	Ernst	Uffz.
12. Flugzeugführer	Stark	Alfred	Uffz.

* Diese Listen wurden im Bundesarchiv/Militärarchiv, Freiburg/Breisgau, erstellt.

2. J/88

1.	Staffelführer	Schlichting	Joachim	Oblt.
2.	Flugzeugführer	Balthasar	Wilhelm	Oblt.
3.	Flugzeugführer	Ewald	Wolfgang	Lt.
4.	Flugzeugführer	Seiler	Reinhard	Lt.
5.	Flugzeugführer	Ettling	Armin	Lt.
6.	Flugzeugführer	Resch	Rudolf	Lt.
7.	Flugzeugführer	Otte	Walter	Ofw.
8.	Flugzeugführer	Giehl	Fritz	Uffz.
9.	Flugzeugführer	Ihlefeld	Herbert	Uffz.
10.	Flugzeugführer	Staege	Wilhelm	Uffz.
11.	Flugzeugführer	Stange	Hermann	Uffz.
12.	Flugzeugführer	Rochel	Kurt	Uffz.

3. J/88

1.	Staffelführer	Galland	Adolf	Oblt.
2.	Flugzeugführer	Lehrmann	Horst	Lt.
3.	Flugzeugführer	Keidel	Wilhelm	Lt.
4.	Flugzeugführer	Michaelis	Manfred	Lt.
5.	Flugzeugführer	Strümpell	Kurt	Lt.
6.	Flugzeugführer	Heinrich	Kurt	Lt.
7.	Flugzeugführer	Ries	Hans	Ofw.
8.	Flugzeugführer	Seufert	Bernahrd	Uffz.
9.	Flugzeugführer	Gerstmann	Waldemar	Uffz.
10.	Flugzeugführer	Bauer	Josef	Uffz.
11.	Flugzeugführer	Keller	Peter	Uffz.
12.	Flugzeugführer	Erb	Hans	O.-Gefr.
13.	Bordfunker	Goldau	Karl	O.-Gefr.
14.	Bordwart	Pahlen	Karl	O.-Gefr.

4. J/88

1.	Staffelführer	d'Elsa	Eberhard	Oblt.
2.	Flugzeugführer	Henz	Helmut	Lt.
3.	Flugzeugführer	Müller	Kurt	Lt.
4.	Flugzeugführer	Keller	Lothar	Lt.
5.	Flugzeugführer	Reck	Horst	Lt.
6.	Flugzeugführer	v. cramen	Friedrich	Fw.
7.	Flugzeugführer	Rabeneck	Fritz	Uffz.
8.	Flugzeugführer	Meyer	Willi	Uffz.
9.	Flugzeugführer	Kuhlmann	Erich	Uffz.

10. Flugzeugführer	van Kueck	Karl	Uffz.
11. Flugzeugführer	Vielhaber	Heinrich	Uffz.

5. J/88

1. Kettenführer	Haas	Hermann	Lt.
2. Flugzeugführer	Weyert	Gerhard	Lt.
3. Flugzeugführer	Bartels	Ernst	Uffz.
4. Bordfunker	Kramer	Emil	Fw.
5. Bordfunker	Fleisch	Alfred	Uffz.
6. Bordfunker	Göller	Ernst	Uffz.

Personalliste K/88

Stab

1. Kommand./Beob.*	Neudörffer	Wolfgang	Hptm.
2. Adjutant/Beob.	v. Leutsch	Kurt	Lt.
3. Flugzeugführer	Buchholz	Kurt	Ofw.
4. Bordmechaniker	Wallburger	Josef	Fw.
5. Bordfunker	Hiebl	Georg	Fw.

1. K/88

1. Flugzeugführer	Staerke	Bernahrd	Oblt.
2. Flugzeugführer	Hoffmann	Günther	Lt.
3. Flugzeugführer	Brandt	Kurt	Lt.
4. Flugzeugführer	Pohl	Werner	Ofw.
5. Flugzeugführer	Harries	Heinz	Ofw.
6. Flugzeugführer	Kaemper	Heinrich	Fw.
7. Flugzeugführer	Schlicht	Kurt	Uffz.
8. Flugzeugführer	Kruschbersky	Oswald	Uffz.
9. Flugzeugführer	Okelmann	Herbert	Uffz.
10. Flugzeugführer	Hermann	Franz	Uffz.
11. Flugzeugführer	Ritter	Gerd	Uffz.
12. Flugzeugführer	Bruenn	Walter	Uffz.
13. Beob./Staffelführer	Schultz	Hans	Hptm.
14. Beob./Staffelführer	Langguth	Erich	Lt.
15. Beob./Staffelführer	Semsen	Andreas	Lt.
16. Beob./Staffelführer	Hanebutt	Joachim	Lt.

* ab 15. 3. Major Mehnert

17.	Beob./Staffelführer	Borchelt	Alfred	Lt.
18.	Beob./Staffelführer	Sasse	Hermann	Lt.
19.	Beob./Staffelführer	Stein	Egon	Lt.
20.	Beob./Staffelführer	v. Wutnau	Fritz	Lt.
21.	Beob./Staffelführer	Thomas	Martin	Uffz.
22.	Beob./Staffelführer	Hirschberg	Rolf	Lt.
23.	Beob./Staffelführer	Ehm	Bruno	Lt.
24.	Beob./Staffelführer	Heinrich	Hans	Uffz.
25.	Bordmechaniker	Krone	Willi	Fw.
26.	Bordmechaniker	Hobbie	Gerhard	Fw.
27.	Bordmechaniker	Welzel	Alfons	Uffz.
28.	Bordmechaniker	Eckstein	Herbert	Uffz.
29.	Bordmechaniker	Hanisch	Helmut	Uffz.
30.	Bordmechaniker	Hildebrandt	Artur	Uffz.
31.	Bordmechaniker	Wagner	Richard	Uffz.
32.	Bordmechaniker	Grunow	Heinz	O.-Gefr.
33.	Bordmechaniker	Fischer	Willi	Uffz.
34.	Bordmechaniker	Längner	Bruno	Uffz.
35.	Bordmechaniker	Gloe	Hans	Uffz.
36.	Bordmechaniker	Jehlem	Eugen	O.-Gefr.
37.	Bordfunker	Elster	Johannes	Ofw.
38.	Bordfunker	Gau	Willi	Ofw.
39.	Bordfunker	Gebel	Gustav	Fw.
40.	Bordfunker	Gotto	Gustav	Uffz.
41.	Bordfunker	Endrigkeit	Gerhard	Uffz.
42.	Bordfunker	Baur	Hans	Uffz.
43.	Bordfunker	Spieler	Rudolf	Uffz.
44.	Bordfunker	Gründgens	Franz	Uffz.
45.	Bordfunker	Riemann	Werner	O.-Gefr.
46.	Bordfunker	Schweizer	Georg	O.-Gefr.
47.	Bordfunker	Rosch	Franz	Uffz.
48.	Bordfunker	Schuster	Walter	Uffz.

2. K/88

1.	Flugzeug-/Staffelführer	Schröter	Rolf	Oblt.
2.	Flugzeugführer	Spiess	Wilhelm	Lt.
3.	Flugzeugführer	Lommer	Sighart	Lt.
4.	Flugzeugführer	Lehmess-Litzm.	Peter	Lt.
5.	Flugzeugführer	Bartel	Kurt	Ofw.
6.	Flugzeugführer	Oppitz	Wilhelm	Ofw.

7.	Flugzeugführer	Meyer zu Lüte	Friedrich	Ofw.
8.	Flugzeugführer	Köster	Hans	Uffz.
9.	Flugzeugführer	Dünnebier	Walter	Uffz.
10.	Flugzeugführer	Bremicker	Helmut	Uffz.
11.	Flugzeugführer	Stegen	Alexander	Uffz.
12.	Flugzeugführer	Giesen	Hermann	Uffz.
13.	Flugzeugführer	Wichmann	Albrecht	Lt.
14.	Flugzeugführer	v. Besser	Horst	Lt.
15.	Beobachter	Wolfien	Karl	Hptm.
16.	Beobachter	Bismarck	Joachim	Lt.
17.	Beobachter	Graf	Hans-Horst	Lt.
18.	Beobachter	Schüttke	Helmut	Lt.
19.	Beobachter	Strasser	Rudolf	Lt.
20.	Beobachter	Stauch	Eberhard	Lt.
21.	Beobachter	Petersen	Karl-August	Lt.
22.	Beobachter	v. Blomberg	Alexander	Lt.
23.	Beobachter	Köstlin	Karl	Lt.
24.	Beobachter	Seidel	Hans	Fw.
25.	Beobachter	Köberich	Christian	Fw.
26.	Beobachter	Wienroth	Erwin	Uffz.
27.	Beobachter	Liebich	Willibald	Lt.
28.	Beobachter	Dräger	Karl	Uffz.
29.	Bordfunker	Krutzki	Heinz	Fw.
30.	Bordfunker	Haugg	Karl	Uffz.
31.	Bordfunker	Heng	Hans	Uffz.
32.	Bordfunker	Henze	Paul	Uffz.
33.	Bordfunker	Vogler	Heinz	Uffz.
34.	Bordfunker	Peters	Franz	Uffz.
35.	Bordfunker	Kagermeier	Alis	Uffz.
36.	Bordfunker	Engel	Rudolf	Uffz.
37.	Bordfunker	Lange	Ewald	Uffz.
38.	Bordfunker	Hahne	Richard	Uffz.
39.	Bordfunker	Zitzmann	Hans	O.-Gefr.
40.	Bordfunker	Gauweiler	Hans	Fdw.
41.	Bordfunker	Gietz	Walter	Uffz.
42.	Bordmechaniker	Paulsberg	Alfred	Fw.
43.	Bordmechaniker	Ewert	Artur	Fw.
44.	Bordmechaniker	Müller	Karl	Uffz.
45.	Bordmechaniker	Carlsen	Friedrich	Uffz.
46.	Bordmechaniker	Goldmann	Karl	Uffz.

47.	Bordmechaniker	Janowski	Anton	Uffz.
48.	Bordmechaniker	Weyers	Artur	Uffz.
49.	Bordmechaniker	Stemmler	Walter	Uffz.
50.	Bordmechaniker	Bronitzki	Rudolf	Uffz.
51.	Bordmechaniker	Wörz	Hubert	O.-Gefr.
52.	Bordmechaniker	Weniger	Wilhelm	Uffz.
53.	Bordmechaniker	Burkart	Heinz	Uffz.
54.	Bordmechaniker	Fischer	Willi	Uffz.

3. K/88

1.	Flugzeug-/Staffelführer	Fischer	Heinz	Hptm.
2.	Flugzeugführer	Mielke	Bernhard	Oblt.
3.	Flugzeugführer	Teske	Georg	Lt.
4.	Flugzeugführer	tum Suden	Werner	Lt.
5.	Flugzeugführer	Winter	Martin	Ofw.
6.	Flugzeugführer	Streicher	Herbert	Fw.
7.	Flugzeugführer	Seewald	Hans	Uffz.
8.	Flugzeugführer	Bokeloh	Wilhelm	Uffz.
9.	Flugzeugführer	Volke	Wilhelm	Uffz.
10.	Flugzeugführer	Slotosch	Erich	Uffz.
11.	Flugzeugführer	Ziehler	Martin	Fw.
12.	Flugzeugführer	Janzik	Hermann	Uffz.
13.	Beobachter	Geissler	Kurt	Lt.
14.	Beobachter	Knauth	Ullrich	Lt.
15.	Beobachter	Nolte	Peter-Heinz	Lt.
16.	Beobachter	Krahl	Heinz	Lt.
17.	Beobachter	Sorg	Edmund	Lt.
18.	Beobachter	Wolf	Hans	Lt.
19.	Beobachter	Gerstenmayer	Joachim	Lt.
20.	Beobachter	Schönemann	Hans	Uffz.
21.	Beobachter	Richter	Rolf	Lt.
22.	Beobachter	Lamprecht	Siegfried	Lt.
23.	Bordfunker	Knappe	Paul	Uffz.
24.	Bordfunker	Walter	Paul	Uffz.
25.	Bordfunker	Burian	Herbert	Fw.
26.	Bordfunker	Becker	Karl-Heinz	Uffz.
27.	Bordfunker	Ziermann	Hubert	Uffz.
28.	Bordfunker	Plückelmann	Friedrich	Uffz.
29.	Bordfunker	Maaz	Helmut	Uffz.
30.	Bordfunker	Müller	Gerhard	Fw.

31.	Bordfunker	Retzko	Hans	Uffz.
32.	Bordfunker	Steiner	Herbert	Uffz.
33.	Bordmechaniker	Mücke	Herbert	Uffz.
34.	Bordmechaniker	Manck	Heinrich	Uffz.
35.	Bordmechaniker	Ebert	Erich	Uffz.
36.	Bordmechaniker	Nicklaus	Heinrich	Uffz.
37.	Bordmechaniker	Nielsen	Hans	Uffz.
38.	Bordmechaniker	Payenberg	Gerhard	Uffz.
39.	Bordmechaniker	Schütz	Walter	Uffz.
40.	Bordmechaniker	Holzkamm	Wilhelm	Uffz.
41.	Bordmechaniker	Heidt	Heinrich	Uffz.
42.	Bordmechaniker	Rieder	Konrad	Uffz.
43.	Bordmechaniker	Grahmann	Werner	Uffz.
44.	Bordmechaniker	Tschage	Alfred	Uffz.

4. K/88

1.	Flugzeugführer	Pobielki	Friedrich-Fr.	Lt.
2.	Flugzeugführer	Mellmann	Heinrich	Lt.
3.	Flugzeugführer	v. Sichardt	Friedjof	Lt.
4.	Flugzeugführer	Schütz	Wolfgang	Lt.
5.	Flugzeugführer	Hoyer	Armin	Lt.
6.	Flugzeugführer	Vetter	Artur	Fw.
7.	Flugzeugführer	Hesse	Willi	Fw.
8.	Flugzeugführer	Heinrichs	Gustav	Uffz.
9.	Flugzeugführer	Lenzen	Anton	Uffz.
10.	Flugzeugführer	Jordan	Erich	Uffz.
11.	Flugzeugführer	van Beckun	Joahannes	Uffz.
12.	Flugzeugführer	Schubert	Gerhard	O.-Gefr.
13.	Staffelführer/Beob.	v. Ziehlberg	Dietrich	Hptm.
14.	Staffelführer/Beob.	Bartens	Jürgen	Lt.
15.	Staffelführer/Beob.	Spielmann	Joachim	Lt.
16.	Staffelführer/Beob.	Dölling	Hans.-W.	Lt.
17.	Staffelführer/Beob.	Kettner	Kurt	Lt.
18.	Staffelführer/Beob.	Fahrenberg	Heinrich	Lt.
19.	Staffelführer/Beob.	Ribbeck	Walter	Lt.
20.	Staffelführer/Beob.	Koch	Friedrich.-W.	Lt.
21.	Staffelführer/Beob.	Brüggmann	Herbert	Fw.
22.	Staffelführer/Beob.	Engelke	Helmut	Uffz.
23.	Staffelführer/Beob.	Weinert	Gerhard	Uffz.
24.	Staffelführer/Beob.	Selzer	Fritz	Uffz.

25.	Bordfunker	Schütt	Karl	Fw.
26.	Bordfunker	Friedrich	Paul	Fw.
27.	Bordfunker	Kaeten	Willi	Uffz.
28.	Bordfunker	Dettmann	Waldemar	Uffz.
29.	Bordfunker	Beckmeier	Heinrich	Uffz.
30.	Bordfunker	Kowollik	Theo	Uffz.
31.	Bordfunker	Schwarz	Theo	Uffz.
32.	Bordfunker	Weyand	Karl	Uffz.
33.	Bordfunker	Wickhorst	Heinz	Uffz.
34.	Bordfunker	Kondziela	Kurt	O.-Gefr.
35.	Bordfunker	Wittke	Alfred	Uffz.
36.	Bordfunker	Clacery	Heinz	O.-Gefr.
37.	Bordmechaniker	Best	Jacob	Fw.
38.	Bordmechaniker	Wacker	Erich	Fw.
39.	Bordmechaniker	Hetzel	Herbert	Fw.
40.	Bordfunker	Kahlert	Josef	Fw.
41.	Bordmechaniker	Lehmann	Herbert	Fw.
42.	Bordmechaniker	Hoyer	Walter	Fw.
43.	Bordmechaniker	Lange	Friedrich	Uffz.
44.	Bordmechaniker	Aurin	Kurt	Uffz.
45.	Bordmechaniker	Hoffmeister	Karl	Uffz.
46.	Bordmechaniker	Kaiser	August	Uffz.
47.	Bordmechaniker	Marx	Otto	Uffz.
48.	Bordmechanier	Warzecha	Edgar	Uffz.

Personalliste A/88

1.	Flugzeugführer	Bacher	Alfons	Uffz.
2.	Flugzeugführer	Fischer	Kurt	Uffz.
3.	Flugzeugführer	Geyer	Kurt	Uffz.
4.	Flugzeugführer	Heistenbergk	Hermann	Lt.
5.	Flugzeugführer	Hunger	Friedrich	Fw.
6.	Flugzeugführer	Jensen	Kurt	O.-Gefr.
7.	Flugzeugführer	Herbst	August	Uffz.
8.	Flugzeugführer	Kohbrok	Gerhard	Lt.
9.	Flugzeugführer	Kretzschma	Karl	Uffz.
10.	Flugzeugführer	Karg	Otto	Uffz.
11.	Flugzeugführer	Kowollik	Hans	Fw.
12.	Flugzeugführer	Röhrbein	Hermann	O.-Gefr.
13.	Flugzeugführer	Rueck	Karl	Fw.
14.	Flugzeugführer	Rathke	Werner	Uffz.

15.	Flugzeugführer	Sorge	Ernst	Fw.
16.	Flugzeugführer	Schneider	Emil	Uffz.
17.	Flugzeugführer	Schmidt	Johannes	O.-Gefr.
18.	Flugzeugführer	Thielen	Heinrich	Uffz.
19.	Flugzeugführer	Uehlein	Werner	Fw.
20.	Flugzeugführer	Wiesel	Walter	Uffz.
21.	Staffelführer/Beob.	Gerndt	Joachim	Hptm.
22.	Staffelführer/Beob.	Bratz	Siegfried	Lt.
23.	Staffelführer/Beob.	Doenitz	Heinrich	Lt.
24.	Staffelführer/Beob.	Girke	Heinz	Lt.
25.	Staffelführer/Beob.	Jährig	Christian	Lt.
26.	Staffelführer/Beob.	Kuhnke	Lothar	Lt.
27.	Staffelführer/Beob.	Klatt	Erich	Lt.
28.	Staffelführer/Beob.	Kendel	Max	Lt.
29.	Staffelführer/Beob.	Kirch	Manfred	Lt.
30.	Staffelführer/Beob.	Lampersdörfer	Hans	Lt.
31.	Staffelführer/Beob.	Liebe-Piderit	Reinhard	Lt.
32.	Staffelführer/Beob.	Müller-Grote	Gottfried	Lt.
33.	Staffelführer/Beob.	Müller	Hans	Lt.
34.	Staffelführer/Beob.	Philipps	Wolfram	Lt.
35.	Staffelführer/Beob.	Sembritzki	Gerhard	Lt.
36.	Staffelführer/Beob.	Schäfer	Friedrich.-W.	Lt.
37.	Staffelführer/Beob.	Steuer	Hans	Lt.
38.	Staffelführer/Beob.	Stronk	Siegfried	Lt.
39.	Staffelführer/Beob.	West	Hans	Lt.
40.	Bordfunker	Birkhofen	Paul	O.-Gefr.
41.	Bordfunker	Birkner	Bruno	O.-Gefr.
42.	Bordfunker	Dröge	Helmut	O.-Gefr.
43.	Bordfunker	Fiedler	Kurt	Uffz.
44.	Bordfunker	Haydn	Hans	O.-Gefr.
45.	Bordfunker	Pfeiffer	Friedrich	Uffz.
46.	Bordfunker	Riehle	Erwin	Gefr.
47.	Bordfunker	Rohleder	Helmut	Uffz.
48.	Bordfunker	Schwarz	Julius	O.-Gefr.
49.	Bordfunker	Schmiderer	Gustav	Uffz.
50.	Bordfunker	Wappler	Heinz	Uffz.
51.	Bordfunker	Wawrok	Alfons	Uffz.
52.	Bordmechaniker	Ammon	Andreas	O.-Gefr.
53.	Bordmechaniker	Bock	Heinrich	O.-Gefr.
54.	Bordmechaniker	Dullin	Willi	O.-Gefr.

55. Bordmechaniker	Fischer	Werner	O.-Gefr.
56. Bordmechaniker	Endres	Hans	Uffz.
57. Bordmechaniker	Gödicke	Walter	Gefr.
58. Bordmechaniker	Gasch	Kurt	O.-Gefr.
59. Bordmechaniker	Girrbach	Fritz	O.-Gefr.
60. Bordmechaniker	Kraft	Johann	Gefr.
61. Bordmechaniker	Hanft	Hans	O.-Gefr.
62. Bordmechaniker	Platt	Walter	O.-Gefr.
63. Bordmechaniker	Raasch	Fritz	Uffz.
64. Bordmechaniker	Rätze	Rudolf	O.-Gefr.
65. Bordmechaniker	Windisch	August	O.-Gefr.
66. Bordmechaniker	Weber	Kurt	Uffz.

Unsere Toten

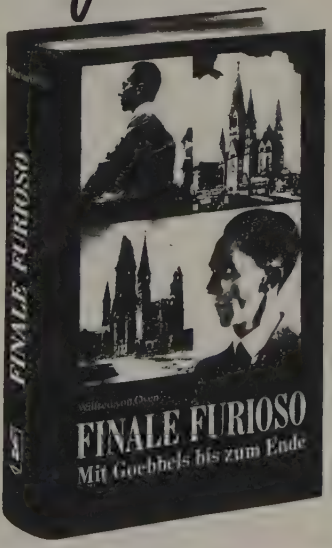
Die in diesem Buch abschnittsweise verzeichneten Verluste der Legion Condor stammen aus amtlicher spanischer Quelle. Sie führt die Namen (oft unrichtig geschrieben und vom Verfasser nach Möglichkeit korrigiert) von insgesamt 300 Offizieren, Unteroffizieren, Mannschaften und Zivilpersonen auf, die als Angehörige der Legion Condor bei Kampfhandlungen, in der Gefangenschaft, bei Unfällen oder durch im Dienst zugezogene Krankheiten ihr Leben verloren. Die Liste ist unvollständig. Die tatsächliche Verlustziffer dürfte um 15 bis 20 Prozent höher liegen. Da sämtliche amtlichen Unterlagen über die Legion Condor in Deutschland vernichtet wurden, gibt es keine offizielle deutsche Verlustliste. Das Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg im Breisgau besitzt eine sehr gute, aber auch nicht vollständige Gräberkartei der in Spanien gefallenen deutschen Legionäre. Die Zahl von etwa 350 Toten bekommt dadurch ihr Gewicht, daß es sich bei ihnen fast ausschließlich um hochqualifizierte Fachkräfte handelt. Vom fliegenden Personal der Legion Condor kehrten rund die Hälfte vom Einsatz in Spanien nicht zurück. Ehre ihrem Andenken!

Die letzten Jahre des Krieges an der Seite von

Joseph Goebbels

Ein faszinierender Beitrag zur Geschichte des Dritten Reiches

gerecht
sachlich
objektiv



Wilfred von Oven
FINALE FURIOSO
Mit Goebbels bis zum Ende
670 S., 11 Abb., Personenverzeichnis,
Ganzleinen DM 38,–

GRABERT - VERLAG

Wer das »Finale Furioso« des Zweiten Weltkrieges handelnd oder leidend miterlebte, vor allem aber die Jugend, die es nur vom Hörensagen kennt, findet in diesen mitreißend geschriebenen Seiten Antwort auf viele bisher offene Fragen. Dies Buch will nicht verurteilen oder verherrlichen. Es sind Momentaufnahmen, vor drei Jahrzehnten mit scharfer Linse gemacht, die das letzte Kapitel des Krieges illustrieren, erklären und vielleicht verständlicher machen sollen.

3 1542 00195 0181

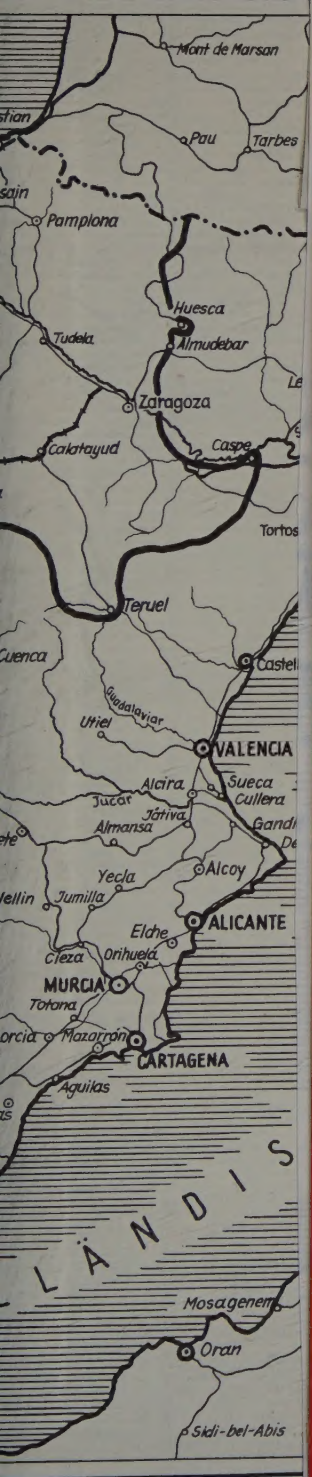
946.081 096h
Oven, Wilfred von
Hitler und der spanische Bürgerkrieg, Mission und Schicksal der Legion Condor

WITHDRAWN

DATE DUE

Trexler Library
Muhlenberg College
Allentown, PA 18104

DEMCO



schen Spaniens bereits zu entsetzlichen Greueltaten geführt hatte. Picasso ließ sich bereitwillig engagieren, das »Bild deutscher Zerstörungswut« in bekannt einseitiger Anklage zu malen: »Guernica« (1937).

Die Wahrheit war anders, sagt Wilfred von Oven in seinem vorliegenden Buch. Und nicht nur die Wahrheit über Guernica. Der Autor weicht keiner Frage aus, auch der heikelsten nicht. Wer war Franco? Wer katapultierte ihn an die Macht? Wie entledigte er sich seiner Rivalen im eigenen Lager? Welche Rolle spielte der zwielichtige Admiral Canaris, der in allen entscheidenden Augenblicken des Krieges unvermutet bei Franco auftauchte? Warum dauerte der Krieg fast drei Jahre, statt ebenso vieler Monate, die genügt hätten, ihn zu beenden? Wer verlängerte ihn? War Spanien wirklich nur das Versuchsfeld für deutsche und sowjetische Waffen am Vorabend des Zweiten Weltkriegs? Warum ließ Stalin die Republik fallen? Und wer war am Ende der wahre Sieger? Weder Franco noch Hitler und Mussolini und schon gar nicht das tapfere, leidensfähige, unglückliche spanische Volk, das heute noch einmal dort anfängt, wo der Bürgerkrieg sein trauriges Schicksal zu wenden schien. . .

Lesen Sie die Geschichte der deutschen Legion Condor, die Spanien in bedrängter Stunde zu Hilfe kam.

»Gefallen in Spanien – wofür?«

Hier ist die Antwort.

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

HITLER UND DER SPANI

3 1542 00195 0181

Mission und Schicksal der

LEGION CONDOR

Mit 50 größtenteils unveröffentlichten Fotos und 5 Kartenskizzen, umfangreichem Dokumentarteil sowie einem aktuellen Geleitwort des Verlages und Nachwort des Autors.

Wilfred von Oven

Wilfred von Oven, Freiwilliger der Legion Condor im Spanischen Bürgerkrieg (1936–39), Träger des Spanien-Kreuzes in Gold, Kriegsberichterstatter an mehreren Fronten und späterer persönlicher Pressereferent Goebbels' (»Finale Furioso. Mit Goebbels bis zum Ende«, Grabert 1974), öffnet nach vierzig Jahren des Schweigens das umfangreiche Archiv seiner Aufzeichnungen.

Flüssig und spannend geschrieben – und auch für die junge Generation verständlich –, bezeugt »Hitler und der Spanische Bürgerkrieg« die andere Wahrheit von Mission und Schicksal der Legion Condor. Es entsteht ein neues, notwendiges Geschichtsbild, das Deutschland nicht länger als den ewig schuldigen Prügelknaben hinnimmt, sondern die historische Wahrheit ins rechte Licht zu rücken hilft.

Die Legion Condor kämpfte und blutete für Spanien, für Deutschland und für ganz Europa. Das Fanal ihrer Mission gilt auch heute noch für Erstarkung und Geschlossenheit aller Euro-Nationen.

»EINE ZEITGESCHICHTLICHE SENSATION« (DWZ)